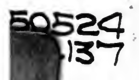
Sonnenschein

Peter Rosegger



50524
.137

Sonnenschein



Sonnenschein.

Von

Peter Rosegger.

Fünfzehntes Tausend.



Leipzig

Verlag von L. Staackmann

1902.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vor einem Jahre, als ich das Buch „Mein Himmelreich“ herausgegeben hatte, war bei Fernerstehenden einiges Kopfschütteln. Der weltfrohe Waldgeschichtenmann sei ein religiöser Schwärmer, ein Kopfhänger geworden! Aufmerksamere Leser haben freilich gesehen, daß die Dinge, so in meinem „Himmelreich“ besonders niedergelegt sind, in anderer Form durch alle meine Schriften gehen, vom „Waldschulmeister“ bis zum „Weltleben“, vom „Gottsucher“ bis zum „Ewigen Licht“, vom „Zither- und Hackbrett“ bis zu den übermütigsten der Dorfgeschichten. Woher haben wir Menschen denn das frohgemute Herz, als von unserer Harmonie mit der Gottheit, und der Sonnenschein, woher soll er denn kommen, als vom Himmel! So lange Gott mir mein Himmelreich bewahrt, soll es in meinen Büchern keine Kopfhängerei geben, sondern möglichst viel Freude und Sonnenschein.

Oft empfinde ich die Unzulänglichkeit der dichterischen Kraft, das Können bleibt zurück hinter dem Wollen. Aber ein starkes Talent fühle ich in mir,

das jeder Mann haben muß, der zum Volke spricht· — das Talent an Gott und Menschen zu glauben und den Sieg der Gerechtigkeit und der Freude zu erhoffen. Hätte jemand alle Talente, aber dieses nicht, dann müßte er schweigend sich zurückziehen in eine dunkle Höhle um zu grollen und zu verzagen. Die irdische Wahrheit ist ernst genug, aber sie verträgt es recht gut, von dem Sonnenschein der Poesie beleuchtet zu werden, ohne daß sie unwahr wird. Die Welt ist reich an Niedertracht, und sie ist reich an Größe und Schönheit. Nur darauf kommt es an, was wir Poeten liegen lassen oder auflesen.

Übrigens, man glaube ja nicht, in diesem neuen Buche „Sonnenschein" lauter sonnenheitere Sachen zu finden. Schattenlose Tage sind weder schön noch gut. Ich habe es immer gern gehabt, wenn am sonnigen Himmel auch weiße Wolken stehen, die das Licht oft noch erhöhen und die der Landschaft jene wandernden Dämmerungen verleihen, welche in ihrem milden Wechsel ein Sinnbild unseres Gemütes sind. Die Heiterkeit dieses Buches wird von unabsichtlichen und absichtlichen Schattenseiten unterbrochen werden. Treten dort und da etwa kleine Derb- und Bosheiten auf, so gedenke man der stechenden Strahlen, und wenn sogar einmal ein tragisches Geschick sich vollzieht, so erinnere man sich des Sprichwortes vom — Blitz aus heiterem Himmel. Aber die Grundstimmung dieser Abbilder des Lebens ist eine sonnig frohe, eine herzmutige und vertrauende, dazu bestimmt, unsere Freude an der Welt und den Menschen zu erhöhen und nach erschütternden

Ereignissen unser erschrecktes Gemüt wieder zu versöhnen.

So will ich Dir, mein lieber Leser, in diesem Buche etwas Freundliches geben. Nimmst Du es an, so bringe eine gute Stimmung mit, daß es mir am Ende nicht so ergeht wie jenen klugen Schildbürgern, die den Sonnenschein in Säcken in ihr fensterloses Rathaus tragen wollten.

Krieglach, im Sommer 1901. R.

Inhalt.

Waldsonnenschein.

Mitten in einem grünen Meer liegt eine dunkle Insel. Das Meer, das sind die sonnigen Matten, die sich hin über Ebene und Hügelland breiten bis in den blassen Himmel; die dunkle Insel, das ist der Kürbaumerwald. Ein altes Beständе von Fichten und Kiefern, stellenweise wohl gepflegt und gesäubert, fast wie ein Herrschaftspark; kaum ein wüstes Ästlein hängt an den Stämmen, so weit hinauf es von Menschenhänden erreichbar ist. Das dürre Astwerk ist Freigut der Armen in den Dörfern draußen. Es giebt aber freilich fürsichtige Sammler, die den frischen Ast mit einem heimlichen Einschnitt verletzten, damit er das nächste Mal dürr sei. Der Wald ist in so viele Teile geteilt, als es ringsum Großhöfe giebt, die daraus ihren Holzbedarf ziehen. Darum wird das Gehölze wirtschaftlich gut verwaltet. Von drei zu drei Jahren unternehmen sie eine Waldreinigung; da wird das Gefälle fortgeschafft, die halbgestorbenen Bäume legt man nieder und kliebt sie zu Scheitern. Auch wo junger Anwachs zu dicht steht, und im Kampf um Erdreich und Sonnenschein die Schwächlinge unterliegen, kommt das Beil und

erlöst die Siechenden, damit die andern ihre Ellbogen breiter ausstemmen können. An Lichtungen grünt Heidekraut, unter dem Eidechsen wimmeln; unter Beständen, die mit hohem Gewipfel gleichsam überwölbt sind, liegt die Schicht der dürren Nadeln vom vorigen Jahr, bevölkert von emsigen Ameisen und Käfern, damit ja keine Handbreit Erde leblos und fruchtlos bleibe.

Also nichts Neues in diesem Walde? Ei doch! An Sommersonntagen, wenn in den umliegenden Dörfern das laute Leben ist, in Kirchen und Wirtshäusern, auf Gassen und Straßen, wenn die Leute in Festgewändern auf den Feldwegen umherschwärmen mit fröhlichem Gethue — na, da geht der alte Waldbauernbub gern in den Kürbaumerwald. Im stillen, geheimnisvollen Leben und Weben des Waldes fühlt man in sich den Menschen, der unter Leuten so leicht verloren geht. Unter Leuten ist man bloß ein „Leut“, und es giebt nichts Banaleres als ein „Leut“.

Auf einem solchen Waldgang nun habe ich den Riedel begegnet — einen der nichtssagendsten Leute auf dem Dorfplatz, einen der wunderlichsten Menschen im Wald. Ich kannte den Mann schon seit länger, er ist ein Holzknecht aus dem Unterthal, mit dem man unter Leuten nichts anzufangen weiß, weil er immer nur „ja“ oder „na“ sagt. Wenn man mit ihm allein ist, da thut er sich auseinander. Er ist sehr wohlthätig, verschenkt gelegentlich viel Geld — bis er es erst hätte. Er setzt in die Lotterie zu jeder Ziehung — drei Nummern nach Graz und drei Nummern nach Linz. „Und wenn ich einen Terno mache,“ sagt er, „so schenke ich die Hälfte

davon den Armen!“ Oder er schenkt hundert Gulden für Abgebrannte, oder er läßt über den Berg einen neuen bequemen Weg bauen und oben auf dem Sattel der Muttergottes eine Kapelle. Oder er schenkt — natürlich, bis er erst Geld haben wird — einen großen Betrag der Kirche für neue Glocken. Von Glocken hat auch der was, der nicht in die Kirche geht. Und auf diesem Punkt steht der Riedel. Er ist soweit ein guter Christ, hält viel auf Messe und Predigt. Aber wenn der Mensch mit dem Pfarrer verfeindet ist, da kann bei der Messe keine Andacht sein und bei der Predigt kein gutes Fürnehmen, „da muß man sich immer giften“. Er hatte in seinem Kirchenstuhl die Augen zugedrückt, da hörte er des Pfarrers Stimme; hatte sich bei der Messe endlich auch die Ohren zugehalten — aber wenn einer blind und taub sein muß, da thut sichs auch nicht, da geht man lieber gar nicht in die Kirche, sondern sitzt oben am Feldrain, macht sich gute Gedanken und richtet sich nach den Glocken, wann das Evangelium ist oder das Sanktus oder die Wandlung.

Die Feindschaft kam davon, daß der Pfarrer dem Holzknecht seine „Lebenssüßigkeit“ nicht lassen wollte. Seine Lebenssüßigkeit, das war die einäugige Kellnerin beim Schleierwirt. Sie hatte ja nur ein einziges Auge, aber der Pfarrer gönnte dem Riedel auch das nicht. Ledigerweis darf man den Kellnerinnen in kein Auge schauen, auch wenn sie himmelblau sind — es ist des Teufels Himmel. Ähnlich hatte es der Pfarrer einmal auf der Kanzel ausgelegt und dabei mit dem Finger auf den sechseckigen Kirchenpfeiler gezeigt, hinter dem

der Holzknecht saß. Die Wirkung war überraschend: der Riedel blickte seiner Lebenssüßigkeit noch tiefer in das Auge, vermied aber von jetzt ab die Kirche. Eine nächste Predigt sprach von der schiefen Ebene. „Wer ein sittenloses Leben führt, kommt bald soweit, daß er auch den Gottesdienst nicht mehr besucht." Nun war der Mann draußen, und jetzt hat er von der Kirche nur das Läuten. Die neuen Kirchenglocken — vier müssen es sein, und einen schönen Klang müssen sie haben — schafft er an, sobald der Doppelterno kommt. Alle vierzehn Tage kann er kommen. In diesem Augenblick ist er noch nicht da.

Dieser Holzknecht Riedel nun hatte im Kürbaumerwald die Säuberung übernommen. Da war er mit einem Buckelkorbe gekommen, in den er seine notwendigsten Sachen gepackt hatte, mit Ausnahme der einäugigen Lebenssüßigkeit. Seine guten und schönen Sachen hatte er alle zu Hause gelassen, in einer Bodenkammer des Schleierwirtshauses, wo sie betraut wurden von der Selbigen. Ein reichlich beflicktes und doch schon wieder zerschlissenes Lodengewand hatte er am vielkantigen Leibe; das bekannte nur unter den Flicken noch seine ursprüngliche Farbe, im übrigen hatten dem in der Vorzeit so schönen, grauen, grünberandeten Rock Sonne und Regen alle Hoffart ausgetrieben. Nun, für Waldarbeit thuts auch das schlechte Zeug. Der Wald deckt ja seinen grünen Mantel darüber, und am Abend, wenn es dunkel wird, schleicht man ins nächste Dorf zur Schlafstelle. Des Werktags nimmt keiner und keine ein Ärgernis, nicht einmal die Hunde. Je zerschundener das Gewand, je

tüchtiger der Arbeiter. Anders am Sonntag. Schon nichts bezeichnet sicherer den Lumpen, als ein unordentliches Sonntagsgewand. Und erst ein solches, wie der Riedel anhat! Nein, es ist ganz unmöglich, daß er dergestalt unter die Leute geht. Keiner würde ihm im Wirtshaus einen Trunk anbieten, und mancher möchte sich denken: der Unterthaler Pfarrer wird doch recht haben mit seiner schiefen Ebene.

Da heißt es, den lieben langen Sonntag im Walde hocken bleiben, und noch abseits vom Wege, damit Durchziehende, die eine silberne Uhrkette baumeln haben, nicht zu sehr erschrecken. Schon in aller Gottesfrühe hat er seinen Korb aus dem Heustadl getragen und auch einen Topf Wasser mitgebracht; denn im Walde rinnt weitum nichts Nasses, und Wasser meint er, ist das allerdümmste, wenn man keins hat.

Nun sitzt er da. Sitzt stundenlang auf einem Baumstock, stützt die Ellbogen auf die Knie, legt das Gesicht in die hohlen Hände und denkt: ja, so gehts auf der Welt. Aus den Dörfern klingen die Glocken herüber. Dort sind sie jetzt beisammen, am Altar steigt der Weihrauch auf, und der Geistliche hebt die Hostie. Der Riedel thut aus dem Sack einen braunen Rosenkranz, den schlingt er um die knochigen Fäuste und beginnt ihn — Gralle für Gralle — abzubeten, lautlos. Nur an den Lippen sähe es ein Sachkundiger, daß er betet. Wenn man ihn nachher fragen würde, was er während dieses Rosenkranzgebetes für Gedanken gehabt habe, er würde verwundert dreinschauen. Gedanken? Beim Beten? Beim Beten darf man ja keine Gedanken haben, oder

höchstens die: ich thu jetzt rosenkranzbeten, weil Sonntag ist. Nach der Andacht steht er auf und schlenkert die Glieder aus, sie sind ungelenk geworden. Arbeiterglieder heben beim Rasten sofort an zu rosten. Zwischen den Stämmen trottet er hin und guckt einmal zwischen das Gewipfel durch, wie hoch die Sonne steht. Sie sprüht ihm durch das Reisig so heftige Funken ins Auge, daß er nachher auf eine Weile nichts sieht vor sich als lauter regenbogenfarbige Räder. Sie könnte eigentlich schon höher stehen. An Werktagen steigt sie schneller auf. Dort am Stamm spießt sich ein dürrer Ast. Ihm zuckts in den Armen. Am liebsten möchte er aus dem Korbe die Axt nehmen. Das ist aber spaßig: das Holzhacken ist verboten am Sonntag, und das Saufen und Raufen ist der Brauch. Der Riedel ist kein solcher. Wenns sein kann, sitzt er gern im Schleierwirtshaus bei einem „Krügel Gespritzten“ und schaut seiner Kellnerin zu, wie sie die Bauernburschen abtrumpft, wenn die anlebig werden wollen. Er pafft aus seinem Pfeiferl und schaut just einmal zu. Und beide thun nichts desgleichen, als ob sie einander was angingen. Die heimliche Botschaft muß der Wein ausrichten im dunklen, verschwiegenen Krügel, denn das ist kein „Gespritzter“, das ist ein feuriger Ungar. Ja, das sind Zeiten! Aber im Wald hier? Der Riedel weiß nichts mit sich anzufangen.

An der wulstigen Lodenhose haben sich Flicken losgeschält, aber mit Spinnwebfäden und Fichtennadeln kann der Mensch nicht nähen. Rauchen? Die paar lumpigen Pfeifen voll, die er mithat, sollen für den

Nachmittag gespart werden. Endlich steht die Sonne dort auf dem Lärchenwipfel, wie die Flamme auf der Kerze. Es ist Kochenszeit. Der Riedel bricht von den Bäumen dürres Astwerk und trägt es zusammen auf einen Haufen. Nun aber kommen die Nöte mit den Streichhölzern. Fürs erste wollen sie an der Raspel nicht Feuer fangen, und zischt das Flämmchen endlich auf, so blästs die Luft aus. Der Boden ringsum ist schon bestreut mit toten Streichhölzern, und immer noch kein Feuer. Der Forstmeister im Karwassergraben hat ein Brennglas, das die Sonnenstrahlen zusammenfängt und Heuschober anzünden kann, wie der Blitz. Der Riedel wollte es nicht glauben, bis er in der Hose das Brandloch hatte. Der Forstmeister hatte damals lachend einen Kübel Wasser gegossen über den „brennenden Holzknecht“. Als dem Riedel diese Geschichte einfällt, denkt er nach, daß er eigentlich ja schon öfter Feuer gefangen habe. Das Auge der Kellnerin — es war auch so ein verteufeltes Brennglas. Dann das Briefel, das sie ihm vor etlichen Tagen geschickt. Der Tausend, mit dem könnte ers versuchen, das ist feurig genug. In der Huthöhlung brennt er mit einem letzten Streichholz das Papier an, schier ungestüm wie Pulver loht es auf, das Liebesbrieflein, schon die Finger sind in Gefahr, als ers unters Reisig steckt. Der Haufen hebt munter an zu knistern, und jetzt — Holzknecht — haben wir einen eigenen Herd!

Aus dem Korb holt er eine Kaffeemühle hervor und eine Düte mit braungerösteten Bohnen, denn lumpen lassen wir uns nicht. Kaffee essen, das trägts dem Holz-

knecht noch, Gott sei Dank! Wenns auch nur schwarzer ist! Ja, wenn wirs könnten, was die alte Vedelhex in Hüllersberg kann! Die melkt den Ahornbaum, daß der Rahm nur so an den Zweigen herabzudelt. Wir hingegen kochen uns zum Schwarzen ein Sterzlein in Schmalz, das geht ganz ohne Zauberei, bei den Mitteln, die wir im Korb haben. Was nur die Kaffeemühle hat, sie will nicht beißen. Er muß sie erst auseinandernehmen und mit der Feile die Zähne schärfen, dann aber rieselt das braune, kräftig duftende Mehl ins Lädlein, daß es eine Freude ist. Während solcher Umständlichkeiten ist das Reisigfeuer niedergebrannt und nur noch ein Kranz von Holzstümpchen übrig, die an der weißen Asche träge herumrauchen. Das hätte ich anders machen sollen, denkt der Riedel und beginnt neuerdings Knisterholz zu sammeln, neuerdings Flammen zu entfachen, bis er endlich den Kaffee in den Wassertopf schüttet und diesen ans Feuer stellt. Und wie der Inhalt nun in emsigen Perlen aufkocht, rückt der Riedel wohlgemut im Feuer einen ungebärdigen Ast zurecht und stößt dabei den Topf um. Die Flüssigkeit ergießt sich über das Gewurzel als braunes Bächlein.

Im ersten Augenblick nach dem Ereignis war der Holzknecht starr und stumm geworden. Im zweiten würgte er einen klobigen Fluch aus der vor Wut geschnürten Gurgel, im dritten erfaßte er den gähnenden Topf am Henkel und wollte ihn an den nächsten Baumstamm schleudern. „Du gottverfluchter Häfen, du höllvermaledeiter!“ Dieser schauderhafte Stoßseufzer erleichterte ihm das Herz, und schon fiel ihm sänftiglich die

Vernunft in den Arm: Riedel, thu das nicht. Dem dummen Topf ist es ganz gleichgiltig, ob er Topf ist oder Scherben — du selbst jedoch bringst dich durch den Mord um all dein Sonntagsglück. Der Tag ist noch lang, du mußt Mann sein, mußt dich wieder aufzurichten suchen aus dem Jammer! Auf dem Baumstock saß er. Eine so abgrundtiefe Trauer empfand er über den vergossenen Kaffee, daß er plötzlich auflachte. Wenn er in der großen Lotterie den Haupttreffer macht, dann läßt er sich im Kürbaumerwald eine Küche bauen mit Sparherd, wie beim Schleierwirt, und stellt die richtige Köchin dazu! Nach einer Weile that er neuerdings Bohnen in die Mühle, begann zu mahlen und pfiff dazu ein Liedel. Wie es klang, das sage ich nicht, Gepfiffenes kann man nicht erzählen. Endlich konnte das Zeug in den Topf gethan werden, auch Zucker und Löffel legte er in Bereitschaft, na — und jetzt fehlte das Wasser! Da that er laut den großen Ausspruch: „Wasser ist das allerdümmste, wenn man keins hat!"

Zwar — eine Quelle wußte er, allein sie ist weit unten auf dem Feldrain, nahe der Straße, wo die aufgeputzten Gecken gehen, diese Lümmel und Gänse durcheinander. Daß sie ihn recht ausspotten möchten, als ob sie selbst morgen nicht wieder in ähnlichem Werktagsgewand stecken würden! Also ist Fasttag, und zwar einer ohne Wert für den Himmel, weil er unfreiwillig gehalten wird. Durchaus unfreiwillig. Was soll der Mensch denn anfangen mit so einem unaufhörlichen Sonntag? Saß er halt wieder auf seinen Baumstock, stützte auf das Knie den Ellbogen und legte das Gesicht

in die hohle Hand. Und versenkte sich in die Tiefe des Weltgedankens: es ist zu dumm!

Da begann ein Wunder zu geschehen. Allmählich hatte sich der Sonnenschein zurückgezogen, als wollte er sagen: thörichtes Menschenkind, ich lasse dich allein, schließe die Augen, wenn du magst, und gedenke der Israeliten in der Wüste, denen Brot vom Himmel fiel. Wenn ich jetzt Hausbrotlaibe auf dich fallen lassen wollte, so wäre dir das möglicherweise wieder nicht recht. Vielleicht aber weißt du mit folgendem etwas anzufangen. Und es begann vom Himmel sacht Wasser zu fallen, anfangs tropfenweise, dann in Strömen. Der Topf war bald voll, aber das Feuer war tot, und der Riedel war naß. Also Wasser genug, allein der nie zu befriedigende Holzknecht fand, daß auch solches nicht ganz das Richtige wäre. Es kommt, meinte er, alles aufs Maßhalten an. Oben kroch aus ihrer Wolke die Sonne hervor und lachte. Lachen steckt an, und der Riedel fand auf einmal die Sache sehr lustig.

Er hängt seine Kleider an die Äste, die Sonne soll das Feuchte heraussaugen. Dann nimmt er aus dem Korb ein Holzkübelchen, hebt die Decke und guckt hinein. Mehl ist drin. Er schüttet es in den Topf zum Regenwasser und macht mit einem geschälten Ast den Teig an. Dann will er Feuer machen, aber die Streichhölzer sind im Nassen nicht brennlustiger geworden, auch hier soll die Sonne schlichten. Er übersiedelt auf die nahe Lichtung. Nach ein paar Stunden ist alles trocken, das Feuer prasselt, der Sterz schmort, und der Riedel setzt sich zum Mahl. Aber — es ist sonderbar, was dieser

Sterz für einen Geschmack hat. Der Riedel leckt vom Reste des Mehles; das ist ja nicht bitter. Das Regenwasser kann doch auch nicht bitter sein. Der Sterz jedoch, der prenzelt so. Die Sonne lacht. Es ist auch zu heiter, wenn ein Holzknecht nicht weiß, daß geschälte Äste harzig sind und sich deshalb nicht eigentlich zu Kochlöffeln eignen. „Aber gut ist er doch, der Sterz!“ sagt er ganz laut zu sich selbst, damit ers weiß und glauben soll. Baumpech soll gegen Gicht gut sein. Nach einiger Zeit wird das Löffeln saumseliger, er hat ja keine Gicht, wozu medizinieren? Es ist vier Uhr nachmittags. Da wäre er zwar auch so schon wieder hungrig, hätte er rechtzeitig um elf Uhr gegessen. Es ist überhaupt eine sonderbare Einrichtung — Hunger, Essen — Hunger — Essen, und immer so fort! Der Mensch ißt, damit er arbeiten kann, und arbeitet, daß er was zu essen hat. Sonst könnte man immer ruhig in der Sonne liegen. Aber die ist ja auch so: geht auf, damit sie untergehen kann, und geht unter, damit sie wieder aufgehen kann. Wenn auf der Welt keine Kellnerinnen wären! Na, bei diesen ists auch so — einmal sunnig, einmal duster.

Also reimt er sichs, der Holzknecht, dieweilen er jetzt sorglos und gewandlos in der Sonne liegt auf dem weichen Moos. Was doch die Hände so braun sind und der übrige Mensch so weiß ist, bis hinten hinüber, soweit man ihn sehen kann. Und die Sonne legt sich an die Glieder, so lind, wie weiche Wolle. Da draußen im Dorfsonntag, wo sie allerhand haben; haben sie ein Vergnügen, vergleichbar dem, wenn man als be-

häbiger Molch daliegt in der süßen Sonne? Nein, die haben Sonntag, aber keinen Sonnentag. Den giebt es nur hier in der umfriedeten Waldlichtung. Das empfindet er mehr, als ers denkt, wie er nun seine Glieder so hinlegt auf das Moos. Seine Beine schlenkern sich, recken sich, einmal so, einmal so. Doch fein, wenn der Mensch so ganz sein eigen ist, daß er seine Bestandteile auseinanderthun und zusammenpacken kann nach Belieben. So ein milchweißer Mensch, denkt er, ist eigentlich etwas ganz Merkwürdiges. Und so was kann holzhacken. Man meint immer, das Gewand sei es, und jetzt ists auch ohne. Dann sieht er auf seine Fetzen: Gott, was der Mensch sich für abscheuliche Sachen an den Leib hängt! Wenn man sichs einrichten dürfte — das wäre das richtige Sonntagsgewand. Und er klatscht seine Hand an den Schenkel. Wenn er einen Terno macht, so richtet er sich ein Waldplatzel her zum Liegen „in der Sunn".

Es mag sein, daß in der Sonne auch Holzknechtgehirne auftauen. Wir wissen nicht, wie hoch sich der Philosoph, der seinen Sterz mit Fichtenharz würzte, noch verstiegen hätte ins Sonnenreich hinein, wenn hinter ihm nicht jählings ein Geräusch gewesen wäre. Ein Fisch, plötzlich aufs Trockene geworfen, kann nicht heftiger aufschnellen, als es jetzt der Riedel that. Dem Dickicht huschte er zu und lauerte voller Angst. Es war aber nichts. Ein Reh, oder dergleichen. Ach, was haben es die Rehe und Hirsche gut, denen nimmt man nichts für übel!

Die Stimmung war zerrissen, die Freude an dem

schönen Sonnensonntagsbad war vorbei. Das Knistern — es war ihm zu sehr in die Beine gefahren. Er kriecht dahin im Heidekraut, ganz wie auf dem Ägyptenbild an der Wand beim Schleierwirt das Krokodil, vor dem der Kellnerin so „graust“ — denn jetzt kommt wirklich jemand dort herauf den Waldsteig. Ihrer mehrere Sonntagsvergnügler. Sie wollen doch auch einmal sehen, was im Walde geleistet worden ist die Woche über. Denn am Sonntag gegen Abend hin beginnen sie schon wieder mit der Arbeit zu liebäugeln. Sechs Sonntage nacheinander wären nicht zu ertragen.

„Sauber gehalten wird er, der Kürbaumerwald!“ sagt der eine. Dann gehen sie zwischen dem Gestämme dahin. Der Riedel hatte nie recht gewußt, wo der Mensch das Herz hat, eigentlich nie darüber nachgedacht; vielleicht, daß er das seinige bei der Kellnerin gesucht hätte. Und nun, als die Leute so nahe an seiner entblößten Wesenheit vorübergingen, stieß es wie ein ungebärdiges Böcklein in der linken Brustseite. Und that gleichsam einen entsetzten Renner gegen den Brustkorb, als ob es heraus wollte, und fort, das wahnsinnig erschrockene Holzknechtherz — die Kleider waren nicht mehr am Platz! Sie sind nicht da! Die Kleider sind nicht da! Die Kleider nicht! Trotz der kühlen Luft dringt ihm der Schweiß aus allen Poren. Er hatte sich nicht einmal mit den Kleidern in das Dorf gewagt, und jetzt erst ohne. — — Gestohlen! Nicht auszudenken, was jetzt werden mag.

Die ganze Frevelhaftigkeit, hülsenlos wandeln zu müssen, sie stand vor ihm, schlug ihn völlig in den Boden. Nein, da mag sie noch so locken

und schmeicheln, die falsche Sonne, der Mensch ist eine Hülsenfrucht. Und wenns glücklich ausgeht, so vermach ich zweihundert Gulden auf Mariazell, sobald der Terno kommt.

Es kam aber gnädiger, als er in seinem ersten Schrecken gesehen hatte. Während vorhin der Holzknecht den erhabenen Gedanken und Gefühlen nachhing, hatte sich in seinem Kopf die Magnetnadel ein bißchen verschoben, so daß für einen Augenblick die Richtung verloren war, in der die Kleider lagen. Nun sah er sie schon, hübsch hingebreitet über den Moosboden und gründlich trocken.

Und endlich, als der dunkle Abend kam, war der Riedel ein freier Mensch. Er hob den Korb auf den Rücken, ging in das Dorf hinaus und suchte seinen Heustadl auf.

An einem der nächsten Tage hat er die „paar Zeilen“ geschrieben an seine Einäugige im Unterthal: „Denk dir, i hab drei Numera g'setzt auf Linz. Ein umg'schmissener Häfen ist 28, ein Pech im Sterz ist 7 und ein Krokodil in der Sunn ist 63. Die kummen g'wiß, paß auf. Aftn schenk i für die Armen hundert Gulden und heirat dich. Jaz halt i mi no etli Wochen da auf. Laß deine Gellnerei gehn, die i eh nit gern siech, und kumm amal auf an Tag her. Bring mir mein bessers Gwand mit. Der Deinige.“

Wie der Lehrer Konstant seinen Bruder glücklich macht.

Dieser Frühsommermorgen! Wo der stolze Kranzhof gestanden, der Stolz des Thales, da stieg jetzt breit und träge der Rauch auf, teils in rostbraunen Massen, teils in lichten blauen Strähnlein. Die Felder ringsum waren besät mit Hausgeräten, Säcken und Wagen. Dazwischen blökende Rinder und Schwalben, die planlos umherschossen. Auf dem nassen Weg stand eine Feuerspritze, an der mehrere Männer herumstanden und die Maschinenteile ordneten oder auch nur beguckten. Die meisten Beschauer aber hatte die weite Stätte, aus der zwischen halbverbrannten Balken und weißer Asche rostbraune Grundmauern hervorragten, besonders der massige Kochherd und der Backofen, die jetzt unter freiem Himmel fast schamlos dastanden. Stellenweise scharfer brenzlicher Geruch von aufgeschmortem Fett oder geröstetem Fleisch. Darüber nun wirbelte der Rauch, der das ganze breite Thal mit einer dünnen bläulichen Schicht überzogen hatte.

„Der arme Kranzhofer!“ riefen die Leute ein ums

andere Mal. „Er ist weit und weiß von nichts. Er ist im fernen Bayernlande und soll erst in nächster Woche nach Hause kommen. Nach Hause!“ —

Aber schon zur Mittagszeit waren die Verwandten darin überein gekommen: Konstant, der Schullehrer zu Brachstein, sein Bruder, soll sofort nach Wörishofen reisen, um dem Kranzhofer das Unglück schonend mitzuteilen. Eine Depesche nach der Kuranstalt, ob der Kranzhofer aus Brachstein in Steiermark noch dort sei, wurde am Nachmittage dahin beantwortet: „Kranzhofer gestern nach glücklich vollendeter Kur nach München abgereist.“

Wenigstens hat der Arme jetzt die Gicht vom Leibe, die ihn jahrelang geplagt. Ein Kreuz ab, ein anderes auf, so gehts. Der Schullehrer Konstant reiste also nach München. Dort würde, das wußte er, sein Bruder im Gasthof zum Blauen Schwan absteigen, um sich bei dieser Gelegenheit die bayerische Hauptstadt anzusehen. Als Konstant abends im Hotel ankam, erfuhr er, daß Herr Kranzhofer dort auf Nummer 17 wohnte, aber die Thür war abgeschlossen. Nun setzte sich der Lehrer in der Eintrittshalle auf eine aus Binsen geflochtene Bank, wartete auf den Bruder und besann sich, wie er ihm das schwere Unglück am glimpflichsten beibringen würde. Bei dem etwas vollblütigen Mann, an dem die Gicht leicht auch das Herz angegriffen haben konnte, mußte man vorsichtig sein. Die Ampel im Vorraum brannte langweilig und drohte schier zu verlöschen. Der Portier kauerte in seinem Gelaß und gröhlte manchmal; es war nicht zu erkennen, ob wachend oder träumend. Endlich pustete er durch den Schuber hervor: „Wollns a Zimmer — oder

sunst gehns — da sitzen bleiben könnens net die ganze Nacht!“

„Entschuldigen Sie, Herr, ich muß auf meinen Bruder warten, den Passagier von Nummer 17. Muß heute noch mit ihm sprechen!“

Der Portier zog träge seine Taschenuhr hervor: „Heut? Heut dauert noch lang. Ist erst halb auf Eins. Der Herr Bruder wird sich irgendwo unterhalten. Wenn er nicht etwa schon längst auf dem Zimmer ist.“

In demselben Augenblick schrillte die Thorglocke. Bei der Handlaterne des Portiers, die dem Ankömmling in das gerötete Gesicht leuchtete, erkannte der Lehrer seinen Bruder sofort.

„Ein solider Zimmerherr, gelt?“ lachte der Eintretende und reichte dem Portier unter verbindlichen Worten ein Silberstück. „Und jetzt wollen wir uns ausschlafen gehen.“ Seine Zunge war etwas ungefügig, seine Beine standen nicht besonders sicher.

„Hier wartet jemand auf Ihnen,“ sagte der Portier.

Da standen die Brüder sich gegenüber.

Zuerst stummes Staunen des Kranzhofers, dann mächtiges Ausbreiten der Arme: „Du? Konstantel? Ja? hörst — wie kommst denn du daher? Ach gelt, das ist was Herrliches, dieses München! Nein, da wollen wir doch noch ins Kaffeehaus.“

„Bruder,“ sagte der Lehrer, „da komm ich lieber mit dir auf das Zimmer. Ich habe zuerst ein bissel was mit dir zu sprechen.“

„Ja! So soll uns der Kellner noch ein Glas

Wein aufs Zimmer bringen. Du wohnst doch hier im Hotel?"

„Ich habe mir kein Zimmer genommen, weil mit dem nächsten Zug abgereist wird. Er geht drei Uhr morgens ungefähr?"

Sie schritten über den Teppich die Treppe hinan. Der Kranzhofer trug den Leuchter mit dem Kerzenstümpfchen, denn die Stiegenbeleuchtung war schon ausgelöscht.

„Nein, Bruder, daraus wird natürlich nichts," sagte er. „Am Samstag reisen wir zusammen. Für morgen steht der Glaspalast, die alte Pinakothek und die Bavaria auf meinem Zettel. Und abends natürlich das Hofbräuhaus. Herrgott, Bruder, das ist dir eine Anstalt! Bitte, hier links herum, da ist eine Stufe. Meiner Seel, ich bin schon ganz zu Hause in diesem München. Meine Alte, wenn du mitgebracht hättest. — Na, wie gehts denn zu Hause? Habe erst heute eine Karte von der Meinigen erhalten — über Wörishofen. Du, jetzt gehts wieder bei mir! Aber glaubst es nicht, wie einem ist, wenn man diesen Teuxel aus den Gliedern hat!" Er meinte die Gicht. „So, mein Alter. Hier residiere ich. Mach' dir's bequem. Das Bett nachher ist dein. Na, na, da giebts nix. Ich schlaf auf dem Sofa. — Und jetzt erzähl' mir doch einmal, Konstantel, wie du herkommst?"

Der Schullehrer, ein ruhiger, behäbiger Mann, mit langem zurückgeschlagenem Haar und einem schon etwas grauenden und etwas verwilderten Vollbart, suchte seine Gelassenheit mit Mühe aufrecht zu erhalten.

„Der Vater Kneipp," sagte er, als sie sich am Tisch gegenübersaßen, „hat er kein gutes Beinbruchpflaster?"

„Aber gebrochen war ja nichts!" lachte der Bauer.

„Nein, für daheim, meine ich."

„Ist bei dir was geschehen?" fragte der Kranzhofer.

„Dein Kettenhund, dem ist der linke Hinterfuß ab," erzählte der Lehrer. „Ganz ab. Das arme Tier zieht ihn nach; wie am Strickel zieht er's nach, das Bein."

„Mein Sultan? Das Bein ab? Aber wie so denn?"

„Mit dem Wasserwagen abgeführt."

„Mit dem Wasserwagen? Mit welchem Wasserwagen?"

„Ja eben, wie die Brachsteiner Feuerspritze angefahren kam?"

Jetzt wurde der Kranzhofer erst recht aufmerksam; seine Augen wurden groß und hatten auf einmal einen nüchternen Ausdruck? „Bruder, was sprichst du da? Mich deucht doch, du sprichst von mir daheim. Was ist das, mit der Feuerspritze?"

„Es ist nämlich gestern nachts dein Heuschoppen abgebrannt," sagte der Schullehrer.

„Was sagst du? Der Heuschoppen, der hinter den großen Wirtschaftsgebäuden steht — knapp dran?"

„Natürlich."

„Und weiter? Weiter doch nichts?"

„Allerdings ist das Feuer auf die Dächer gekommen. — Mein lieber Bruder!" Der Lehrer stand auf,

faßte den Gutsbesitzer an den Händen und sagte tiefernst und leise: „Leider habe ich dir die Nachricht zu bringen, daß deine Wirtschaftsgebäude ein Raub der Flammen geworden sind. Mitsamt den Vorratskammern."

„Jes Maria und Josef!" schrie der Kranzhofer grell auf. „Und das Vieh? Das Vieh?"

„Ich weiß es nicht. Mag sein, daß etwas gerettet wurde. Es ging ein abscheulicher Sturm. Innerhalb zehn Minuten, sagen die Leute, wäre alles in Feuer gewesen. Das Wohnhaus brannte von drei Seiten zugleich."

Als diese Worte gesagt waren, begann der kräftige Mann zu zittern, krampfig hielt er sich an der Tischecke fest, die gab nach, und er wäre wuchtig hingestürzt, wenn der Lehrer ihn nicht gestützt hätte. „Mein Hof! — Mein Hof! — Mein Hof!"

Der Lehrer reichte ihm ein Glas Wasser: „Bruder! Nimm einen Schluck."

„Mein schöner Hof niedergebrannt. Mein großer Hof! Nein, das kann nicht sein!"

„Bruder, sei ein Mann."

Der Kranzhofer klammerte die Hände an einander und hob sie krampfhaft empor. „Konstantin — Du weißt noch was. Sei barmherzig!"

Der Lehrer antwortete: „Beruhige dich, ein Toter ist nicht zu beklagen." — —

Der Kranzhofer lehnte nun in der Sofaecke, in sich zusammengekauert. Dann sprang er auf: „Mein Haus! Mein schöner Hof!"

Der Lehrer begann die Sachen zusammenzupacken

und in den Koffer zu thun. Dann schellte er mit der Klingel zur Not so viel Dienerschaft herbei, daß die Rechnung bezahlt und ein Wagen bestellt werden konnte, dann packte er seinen Bruder auf und fuhr mit ihm zum Bahnhof.

„Mein Hof! — Mein Hof! — Mein Hof!" jammerte der Großbauer, und was um ihn vorging, das merkte er kaum. In der Ecke des Coupees schien er anfangs zu schlummern, als es aber tagte und die Berge bei Rosenheim sichtbar wurden, starrte er zum Fenster hinaus, um sich zu besinnen, wo er sei, und glotzte dann seinen Begleiter an.

„Du bist es doch, Konstantin, und du bist es doch!" rief er plötzlich, klatschte sich mit flacher Hand auf die Stirn. „Ist es wahr, daß ich abgebrannt bin?"

„Du bist wohl gut versichert gewesen?"

„Nicht der halbe Teil wird vergütet. Die Hunde geben nichts. Stecken nur die Prämien ein. Betteln gehen kann man."

Später im Salzachthal, als er die stattlichen Höfe sah, begann es erst recht wild in ihm zu werden.

„So schöne Wirtschaften überall! Und mich soll eine Brandstatt erwarten! So sage es doch endlich, dummer Mensch, daß es nicht wahr ist? Wie kann's denn wahr sein, wenn man sein Lebtag so fleißig gearbeitet hat und wenn ein Herrgott ist!"

„Laß es sein, so zu reden, Bruder! Was niedergebrannt ist, das kann man wieder aufbauen."

„Du hast leicht reden, Dir ist nichts niedergebrannt!" schrie er zornig hin.

„Mir kann nichts niederbrennen, mein Lieber," sagte der Lehrer, „weil ich nichts habe. Ich habe nie einen Hof gehabt und lebe auch so vergnügt."

„Weil du's nicht weißt, wie es ist, wenn man etwas schafft, wenn man etwas aufbringt, was vorher nicht gewesen ist. Wie man zusammenwachst mit so einem Besitz. Dreißig Jahre an Müh' und Sorg' langen nicht. Und jetzt auf einmal alles hin. Das ist nicht zu tragen! Das ist nicht zu tragen!"

„Alles hin?" fragte der Lehrer. „Sind dir denn auch deine weiten Felder und Wiesen, deine großen Waldungen verbrannt? Sind dir auch deine Hände, deine Kräfte verbrannt? Undankbar bist du, als ob du kein Christ wärest. Hast denn alles du allein gemacht? Haben nicht auch andere dazu geholfen? Vor allem der Gottessegen? Willst du den für so ganz selbstverständlich haben, da man doch sieht, wie vielen Fleißigen er versagt ist? Was der Herr giebt, kann er auch nehmen."

„Laß dein Evangeli!" schrie er dem Zusprechenden ins Gesicht. „Behalt' so was für deine Schulbuben auf. Du redest wie ein Haderlump und hast keinen Dunst, wie einem ist, der alles verliert, alles auf einmal. Das überlebe ich nicht. Das bringt keiner mehr so zusammen, wie ich's gehabt hab'. Der schönste Hof weitum! Der Neid! Das hat mir einer angethan. Von nichts wird nichts brennend. Das hat mir einer angesteckt! Und du schaust blöd drein!"

„Aber mein Gott, Bruder, ich begreife ja."

„Nichts begreifst du! Gerad just ein Schauspiel

ist es für deinesgleichen, wenn dem Wohlhabenden auf einmal alles hin ist! Wenn er sich die Haare ausrauft, da lacht ihr und seid schadenfroh. Und wenn er's geduldig leidet und gar in seinen alten Tagen wieder anfängt zu arbeiten — allen Respekt, da kommt er gar noch ins Schulbuch, als gutes Beispiel! — Ein Gesindel seid Ihr!"

„Aber ich bitte dich, Anton, du hast ja recht." —

„Still sei! Mag deine Stimme gar nicht mehr hören! — O, mein schöner Hof!"

So raste der Mann, und noch Schlimmeres brachte er hervor. Ob Schladming, als der Zug über die wilde Schutthalde ging, die vom Dachstein herkommt, schrie der Kranzhofer: „Da unten ists recht für mich!" und that, als wollte er sich zum Fenster hinausstürzen. Der Lehrer rang mit ihm und weil er ihn nicht bewältigen konnte, suchte er das Notsignal. Es gab aber keins. Ein heißer Zorn stand in ihm auf über die gottlose Verzweiflung dieses Menschen, der trotz Brandstätte immer noch ein reicher Mann war. Und jetzt fiel ihm jählings was ein. — Wenn ihm das zu viel ist, so soll er noch mehr haben. Der soll mirs jetzt kosten, wie es ist, wenn man alles verloren hat. — Noch hielt er den Kranzhofer an den Armen und redete ihm mit guten Worten zu, sich nicht zu übereilen, bevor er alles wisse."

„Was du besitzest, Bruder, das hast du nicht just dir allein, das hast du nächst Gott auch deinem braven Weib zu verdanken. Was solls erst sein, Anton, wenn auch dieser Glücksstern untergeht?"

„Es wär' schon alles eins!" rief der Bauer aus.

„Ist gut, wenn du's so nimmst," sagte der Lehrer. „Denn wisse, Bruder, alles habe ich dir noch nicht gesagt. Auf einmal erträgts keiner. Das kleinere Unglück muß allemal erst stark machen, um das größere zu ertragen."

Der Kranzhofer wurde im Augenblick ruhig und stutzte. Dann holte er sachte aus und mit leiser, weicher Stimme that er die Frage: „Zu Grunde gegangen, hast du gesagt, ist niemand!?"

„Das soll ich gesagt haben!" sprach der Lehrer. „Eher ist meine Meinung, daß ein Toter nicht zu beklagen ist — wenn er ausgerungen hat, und ledig dieser elenden Welt, wo es so viel Verlust und Verzweiflung giebt."

„Du, Bruder!" sagte der Bauer mit sehr unsicherer Stimme. „Wie merkwürdig du redest! Was bedeutet das?"

Da fuhr es dem Lehrer wild heraus: „Es ist mir nicht möglich, Anton! Wenn du schon den Hof, der in einem Jahre schön und stattlich wieder dastehen kann, nicht verwinden kannst, wie sollst du erst —" Da hat er abgebrochen.

Das Gesicht des Kranzhofers bekam eine andere Form. Früher war es rundlich gewesen, jetzt wurde es eckig, kantig; früher war es glatt und rötlich gewesen, jetzt wurde es wie Lehm, wie rissiger, feuchter Lehm. Die Augen traten hervor, als ob den Mann jemand würgte; die Lippen waren dünn geworden und zuckten

und schnappten nach Luft. So stand er jetzt da, auf dem Antlitz die stumme Frage: „Mein Weib? Meine Kinder?"

Der Lehrer senkte sein Haupt zu Boden und antwortete nicht. Und der Kranzhofer wollte sich nicht mehr hinausstürzen. Er verstand das dumpfe Schweigen des Bruders. Es war alles verloren... Hingebrochen lag er in seinem Winkel, über dem Knie die Hände gerungen, so stierte er drein. Und manchmal ein Hauch, als nenne er den Namen seines Weibes oder eines seiner Kinder. — Der ungeheuere Schlag hatte ihn betäubt.

Der Lehrer wußte sich vor Erbarmen nicht zu fassen. Dann fühlte er den großen Frevel, der da begangen wurde. War es nicht gerade, als ob er dem Bruder die Frau, die zwei Kinder hingemordet, ins Feuer geworfen hätte vor seinen Augen? — Allerdings, er konnte sie mit einem einzigen Worte wieder auferstehen machen, aber wer bürgt dafür, daß ihm nicht ein Herzschlag zuvorkommt? — Da er den Bruder nun so beobachtete, kam es ihm bei: er betet. — So muß man ihn noch ein Weilchen im Fegefeuer lassen. Das wird ihm wohlbekommen. Jetzt ging es noch stundenlang. Beide Männer schwiegen neben einander so dahin. Der Kranzhofer bewegte ein paarmal den Mund, um nach näheren Umständen zu fragen, aber es gebrach ihm an Mut. Auf dem längeren Aufenthalt in der Station Selzthal blieb der Lehrer im Gelaß und verließ seinen Bruder nicht einen Augenblick. Vorher hatte er den Schaffner bestimmt, ihnen das Coupee allein zu

lassen. Jetzt dachte er, es wäre vielleicht gut, den Bruder durch Anwesenheit von Fremden in einige Zerstreuung zu versetzen, aber es stieg keiner ein. Jeder, der den verstörten Menschen gewahrte, trat sofort zurück mit der lauten Begründung: „Das ist ja von Kranken besetzt.“

Der Lehrer beobachtete immer den Bruder. Er sah in ihm den Schmerz wühlen, aber er dachte: Vielleicht ist es dir dann um so besser. Als nachher der Zug in das Paltenthal eingebogen war und im Hintergrunde die heimischen Berge auftauchten, da faßte der Kranzhofer plötzlich die Thürklinke. Als der Bruder wehrte, da sagte er völlig gelassen: „Nein. Das nicht. Anthun will ich mir nichts. Nur nicht heim — heim nicht.“

Der Lehrer begriff es. Hat er die Verwüstung mit eigenen Augen nicht gesehen, so steht gleichsam alles noch wie vor sechs Wochen, als er hoffnungsfroh aus diesem Thale davon fuhr. Es ist begreiflich. O, armer Mensch, wie klein und zahm bist du jetzt geworden!

Und ganz plötzlich kniete der Kranzhofer nieder vor seinem Bruder und sagte: „Bete mit mir, Konstantin, daß mir unser Herrgott verzeiht — weil ich so gelästert habe.“

O, lieber Mensch, wie demütig bist du geworden! dachte der Lehrer.

Der andere fuhr fort, schluchzend zu sprechen: „Jetzt, wenn mir einer thät kommen und sagen: All dein Besitz ist hin, auch die Wiesen hat das Wasser ver-

tragen und den Wald hat der Sturm vernichtet, aber dein Weib und deine Kinder sind gesund — keinen glücklicheren Menschen thät es geben als mich."

„Na," sagte der Lehrer, „so wart' halt noch ein bissel, vielleicht verzeiht er dir. Binde dein Halstuch fester und suche deinen Mantel. Den Koffer lasse nur mir. Es scheint, Brachstein kommt."

Der Bauer verdeckte sein Gesicht mit den Händen und bebte.

„Willst du dir nicht das Haar ein wenig glätten?" gab der Lehrer zu bedenken. „Ich glaube, es sind Leute am Bahnhof. Wenn mich nicht alles trügt, auch gute Bekannte."

Er sah zum Fenster hinaus. Der Zug ging langsam. Der Kranzhofer guckte unsicher über der Achsel des Bruders hinaus. Dieselbe Waldgegend mit den grünen Almkuppen, dasselbe weiße Kirchdorf mit dem schlanken Turme und derselbe stille Sonnenschein darüber! Und hier derselbe Bahnhof mit der zierlichen Verschalung. Da kreischte er auf. Er hatte sie gesehen. — Auf dem Perron standen sie, sein jugendliches Weib, sein Knabe und sein Mädchen. Der Knabe, als er den Oheim mit dem Vater sah, schwenkte lustig sein weißes Strohhütchen. Die Frau ging ruhig den Aussteigenden entgegen: „Gottwillkommen, Anton! Du bist gesund. Und was derweil bei uns geschehen — mach dir nichts draus, Mann. Ich hab's auch verwunden. Die Arbeiter räumen schon den Platz für den Neubau. So gieb mir doch meinen Kuß, Alter!"

Jetzt erst ist das laute Weinen in ihm ausgebrochen — ein Weinen der Freude.

So glücklich als heute ist er noch nie ausgestiegen in Brachstein, dachte sich der Lehrer, und war zufrieden mit dem, wie er's angestellt hatte.

Der Mann mit den sechs Händen.

Im Brückthal, ganz hinten oben, steht ein Bauernhaus, das man für Geld anschauen lassen könnte. Dort sitzt der Mann mit den sechs Händen. Sitzt? Der sitzt? Wo er zu gleicher Zeit im Stall ist und auf der Wiese, und auf dem Felde, und in der Scheune! Der hat mehr Füße als ein Krebs, nur daß er damit nicht rückwärts geht. Und so einer soll sitzen? Aber er sitzt doch in der Stube und hat ein Kind auf dem Arm, und läßt eins auf dem Knie reiten, und schaukelt das dritte in der Wiege. Und just vorher ist er noch bei der Kornfuhr gesehen worden, auf dem Acker und bei den Melkkühen im Stall. Es liegen ja noch die Halme in seinem Haar, es klebt ja noch ein bißchen Kuhmist an seinen klobigen Schuhen, die mit Weidenbändern geraidelt sind, damit sie nicht auseinandergehen. Für den Werktag thut's alles und das Linnengewand dieses Bauers hat mehr Flicker, als das Dorfkirchdach Ziegeln hat. Im Kasten hängt schon was Besseres für den Sonntag.

Das ist der richtige Bauernzogel aus alter Zeit. Hat sich aber in der weiten Welt schon umgesehen. In einer großen Bierfabrik ist er Brauknecht gewesen und

in einem Eisenwerk Schmied so manches Jahr. Das Stilett hat er auch ein paar Jährchen an der Seite getragen, dann noch ein halbes Jahr Dienstmann in der Stadt. Dann wird er denn draufgekommen sein, was an der weiten, rauschenden Welt dahinter ist, denn es gelüstete ihn wieder zurück ins stille Gebirg zu den Bauern, deren einer er von Haus aus war. Die Tauben hätten's nicht besser zusammentragen können, den Erhard und die junge Witwe, die auf einem verschuldeten Bauernhofe hauste, im Brückelthal, ganz hinten oben. Die Witwe zog ihn an, die Schulden schreckten ihn nicht ab. Da gab's einmal ordentlich zu thun, ein beständiges Arbeiten, bei dem man wußte, für wen und für was. Die meisten Leute glauben, essen, trinken und schlafen wäre das notwendigste für den Menschen; nach dem Erhard im Brenthof mußte man glauben, die Thätigkeit sei noch viel wichtiger, ersetze essen, trinken und schlafen. Letzteres verschmähte er ja auch nicht ganz, soviel just Zeit dazu übrig blieb; blieb keine, war's auch gut. Aber es blieb allerweil noch eine. Trotzdem er selber Großknecht, Weidbub und Stallmagd sein mußte, saß er doch fast immer auch zu rechter Zeit bei Tisch, kniete zum Gebet und stieg früher ins Bett als die Nachbarsleute, die im Dorfkrug saßen oder an Weiberfenstern umherklöpfelten. Er hatte für alles Zeit; behäbig, aber weitschrittig ging er umher, bedachtsam, sachte faßte er an, und nie umsonst. Jeder Schritt, jeder Griff hatte seinen Erfolg.

Anfangs hatte er es natürlich mit den Dienstboten versucht, denn die siebzig Joch Grund und die zwanzig

Stück Vieh verlangten seit jeher mindestens ein halb Dutzend Leute. Dienstboten hatte der neue Bauer sehr leicht bekommen, denn sie waren begierig, wie es bei einem Manne, der weit in der Welt herumgekommen und sogar bei den Sozialdemokraten gewesen, zu leben wäre. Bald aber erzählten sie einander, daß es keinen größeren „Leutschinder" gebe, als den Erhard auf dem Brenthof. Nicht, daß er zur Arbeit greinend angetrieben hätte, dieweilen er sich selber wohl geschehen ließ, nein, es war schlimmer: ohne viel zu meistern, arbeitete er ihnen selber vor, von früh bis abend. Und da konnten sie schon schandenhalber nicht allzuweit zurückbleiben, umsoweniger, als der Hausvater auch das Essen mit seinem Gesinde teilte und nicht einen Bissen zu sich nahm, den nicht auch seine Dienstboten haben konnten. Außer dem Sonntagskaffee, den er seinem Weibe zuliebe eingeführt hatte und nur mit ihr teilte, im Küchenwinkel, bescheidentlich und schüchtern, als müsse er sich bei Magd und Knecht entschuldigen, daß er einmal etwas aus dem Extratöpfel löffele. Daß er in der Arbeit nicht mächtig viel von ihnen verlangen konnte, wußte er freilich, strenger war er, wenn sie Luderleben treiben wollten. Die Leute waren nicht gerade unwillig, aber vor der Zeit, und gewöhnlich bei genötiger Arbeit, trödelten sie zum Erhardt heran und sagten, sie wollten gehen. Mancher verzichtete sogar freiwillig auf den fälligen Lohn, es sei ihm nicht des Geldes wegen, er habe auch sonst keine Klage der Behandlung halber, am Ende wäre ihm weder die Arbeit zu stark, noch die Kost zu schlecht — aber so viel lang-

weilig thäte ihm halt werden in der Einschicht und er wolle doch auch in eine Fabrik gehen. Der Erhard hatte gefunden, daß die Wirtschaft durch die Dienstboten eher gehemmt, als gefördert worden war, er hatte gefunden, daß allzuviel Rücksicht auf Knecht und Magd genommen werden mußte, daß eigentlich sie die Herren im Hause waren und er der Knecht — so ließ er sie ruhig ziehen. Gab es zeitweilig im Übermaß zu thun, so nahm er irgend einen halbverhungerten Häusler auf, der an gutem Willen zusetzte, was ihm an Kraft gebrach, so daß es recht ward. In gewöhnlichen Zeiten schlichtete der Erhard alles, was früher die Knechte und Mägde gethan hatten, es wurde nicht überall angefangen, aber es wurde gründlicher durchgeführt und gut vollendet. Den Feldbau setzte er zurück, die Viehzucht that er voran, das gab geringere Arbeit, doch mußte sie sorgfältiger verrichtet werden. Eine Kuh ist wehleidiger gegen schlechte Behandlung als ein Kornfeld, woran das meiste der Himmel thut. Der Erhard liebte die Tiere aus zweifachem Grunde: erstens wegen ihrer Nützlichkeit, zweitens weil sie lebendige Hausgenossen waren, die ihn gutmütig anglotzten und zuthunlich Hände und Kleider beleckten. Sie hatten ihn gerne, und dies that ihm wohl, obschon er auf das Gernhaben der Rinder, Schafe und Schweine nicht anstand. Sein Weib hatte ihm allmählich acht Kinder geschenkt. Diese hüpften, wenn auch barfuß, so doch in gut geflickten Höslein, Kittlein und reinen Hemden, stets wohl gewaschen und gekämmt, lustig umher. Die älteren waren außer der Schulzeit schon beim Vieh

zu brauchen, zu Botengängen und anderem. Die jüngsten trug die Mutter auf dem Arme umher, wenn sie in Haus und Garten nach dem Rechten sah. Sie säugte das Kind, sie schaukelte das zweite, sie schürte am Herde das Feuer, sie unterwies das ältere Mädel. Das alles that sie auf einmal, und noch mehr, wenn es sein mußte. Manchmal schalt sie die Kinder, brummte ein wenig mit dem Mann, war sonst aber frohlaunig, summte gern ein Liedel und — was die Hauptsache war — fütterte die Ihren stets mit einem nahrhaften Essen. Stillsitzen konnte sie nicht fünf Minuten, wenn sie eine Arbeit sah, und war des Abends schon alles gethan, so scheuerte sie noch einen Zuber, der ohnehin blank war oder flickte ein Höslein, bevor noch das Loch ganz durchgewetzt worden. Wenn sie dann auch wieder anhub, neue Windeln zu nähen, da schlugen die Nachbarinnen ihre Hände über dem Kopf zusammen darüber, daß dieser Brenthof denn wahrhaftig ein reines Kaninchennest sei und wie der Erhard wohl glaube, die davongelaufenen Dienstboten mit Eigenbau zu ersetzen. Zu bedauern sei das Weib, das vor lauter Kindern alleweil schon ein reines Kramperl werde. — Wenn der Brenthoferin so etwas zu Gehör kam, da verwunderte sie sich baß, was sie denn wollten? Sie sei froh des Kindersegens und wenn sie zwei Dutzend hätte, so möchte sie täglich den lieben Gott bitten, ihr ja keines wieder wegzunehmen. Der Erhard sagte überlaut, schon deswegen, daß die Kinder einmal brave Arbeitsleute abgeben würden, seien sie nicht zu verachten; denn er schämte sich zu gestehen, daß es die

Herzensfreude, die Vatersfreude war. Bauersleute sagen es nicht, daß man die Kinder liebt, weil sie ja doch eigen Fleisch und Blut sind. Hätschelt man denn eigen Hand und Fuß? Nein, das gestehen sie nicht zu, das wäre gar zu kindisch, wenn sie ihre liebe Brut so vor allen Gaffern und Neidern enthüllen wollten. Da muß denn die Brauchbarkeit herhalten, der Arbeit wegen muß man Kinder haben und erziehen. Der Bauer schämt sich jeder Liebe, und die bäuerliche Schämigkeit deckt oft tiefere Gemütswerte, als so ein gebildet sein wollender Windhund mit allem sentimentalen Wortschwall zu zeigen bestrebt ist.

Und wie ich — der mit dem Brenthofer gut bekannt ist — eines Tages das viele Kinderwerk dort ansehe und bemerke, wie schon wieder ein neues unterwegs ist, sage ich: „Aber Erhard, wie kannst du so unbesinnt sein? Hast du denn noch nicht genug Kummer und Sorgen auf deinem Hof? Wie wirst sie denn aufbringen, alle?“ — Da hat er mich nur so angeschaut, völlig verständnislos, was ich denn meine? — Die Kinder schienen in der Wirtschaft nur so neben mitzulaufen, und sie liefen wie junge Rehlein, so frisch und munter, und wenn sie Erdäpfel ausgruben, Krautblätter sammelten, Ziegen fütterten, Hühnereier suchten, so war das den Kindern ein Spiel, in Wirklichkeit aber doch schon eine kleine Arbeit, zu der sie Erhard gütig und wie selbst mitspielend, anleitete. Herb sein mit den Kindern und greinen, das trug sich nicht zu, erziehen that er sie gar nicht, er war bloß selber so, wie er die Kinder haben wollte und sie thaten ihm's unwill-

kürlich nach. Einmal nur, als der ältere Bub mit einer Vogelstelle beschäftigt war, ließ der Kleine es darauf ankommen und den Vater ihn drei- oder viermal rufen. Darauf sagte dieser nur ganz gelassen: „Ich will dir's zeigen! Für ein anderesmal!" und hieb ihm den pfeifenden Geiselriemen um die Barfüße, daß das Büblein jämmerlich zappelte und dann willig auf den Acker lief, um die kleinen Steine zu sammeln und auf den Steinhaufen zu tragen.

Die Nachbarn wunderten sich, daß der Erhard mit seinen Arbeiten immer auch so früh oder noch früher fertig wurde, als sie bei ihrem Schock Dienstboten. Und es war nicht gehudelt, es war mit Fleiß und Schick bestellt. Manch einer wollte es ihm abgucken, wie man's denn mache, aber er sah nichts, als daß der Erhard ruhig, ohne Säumnis und ohne Hast arbeitete und daß im Brenthofe alles ununterbrochen thätig war, wie auf einem Ameishaufen, wo alles läuft und trägt und schiebt und zieht, zu den Löchern heraus, zu den Löchern hinein, und man kommt doch nicht dahinter, was wird. Beim Erhard sah man's freilich, wo er angriff, da that sich's. Fast selber schien es sich zu thun, und brach einmal ein Haustiel entzwei, so that's der Stumpf, und brach ein Rad, so band sich's mit der „Wieden" leicht wieder fest und die Arbeit ging voran. Er war bei tagläufigen Schäden sein eigener Wagner und Schmied, und als einmal der Schneider die Ster verlog, sagte er: „Das wird auch noch keine Hexerei sein!" und machte sich die Hosen selber. „Es ist rein, als ob der Mensch sechs Händ' hätt'!" sagten

die Leute. Dazu fand der Erhard noch Zeit, bisweilen tagelang im Viehhandel umzugehen. Er wollte nicht bloß das „zuchtigste“ Vieh haben, es mußte auch das schönste sein. Nicht bloß, daß die Schnauze feucht sein sollte und die Haut nicht festkleben durfte an den Rippen es mußten die Vorderfüße kurz sein, der Rücken gerade wie ein Lineal, das Hinterteil gehoben und der Schwanz an der Wurzel in einem schwunghaften Bogen getragen. Wenn es in der Bauernschaft von einem heißt: Der hat das schönste Vieh! so ist das mehr als anderer Ruf, denn schönes Vieh bedingt Klugheit, Fleiß und Geschmack. 's ist ein idealer, uneigennütziger Hang, denn für Milch, Pflug und Fleischer wären häßliche Tiere gerade so gut. Es kann aber sein, daß auch bei dem Vieh die Schönheit ein Erfolg der Gesundheit ist. Ein krankes Kalb konnte den Erhard weit mehr aus dem Häusel bringen, als ein krankes Kind. Das letztere steht in Gottes Willen, ums Kalb kümmert sich der Herr weniger, das hat der Bauer auf dem Gewissen.

Am Sonntage versäumte der Erhard selten einen Kirchgang, wobei er sein Weib oder eines seiner Kinder mitnahm. Nachher gab's im Wirtshaus ein Krügel Wein, bei dem er nach den Tischen hin aushorchte, was es Neues gebe und sich auch selber ins Gespräch that. Es waren zumeist gut abgelegene Nachrichten aus der weiten Welt, an denen er dann Jahre lang festhielt, nicht ahnend, daß sich draußen in einem Jahre mehr verändert, als bei den Bauern in zehn. So hatte er vor zwanzig Jahren vom Türkenkrieg in Bosnien gehört, daher sagte er zu seinen Leuten: „Gott geb's, daß ihr

nicht einmal müsset Soldat werden, 's ist halt Türkenkrieg." — Lieber als im Wirtshause trank er aber sein Tröpfel Wein daheim, wenn ihn die Kinder umsummten und sich kletternd an seine Beine und Arme hingen. Fliegen verscheucht man mit dem Tabakrauch, Kinder wollen sogar probieren, ob sie's auch könnten, wenn ihnen der Vater den Stummel probeweise in den Mund stecken ließe. Der Vater aber sagte ernsthaft: „Pfui, das Tabakrauchen ist abscheulich!" und nebelte dabei, was das Zeug hielt. Das war auch der einzige Fall, wo er seine Kinder mit Worten erziehen wollte und nicht mit dem Vorbild. Dafür feixten ihn die Fratzen auch aus hinter seinem Rücken und duschelten einander zu: „Der Vater thut ja selber rauchen!" Und weil es gar so abscheulich war und er es trotzdem that, wurden sie danach leckerig. Die Mutter aber sagte zu den Buben: „Untersteht's euch nur! Wenn ich bei einem den Tabaktiegel sehe, so schmeiß' ich ihn mitsamt dem Buben hinaus auf den Misthaufen!" Dazu nun schmunzelte der Erhard, das war auch für ihn gesprochen und er versteckte sein Rauchzeug sorgfältig von einem Sonntag zum andern.

Also führte Erhard manchmal ein rechtes Genußleben, bei dem er sich aber im Grunde lange nicht so wohl befand, als bei der Arbeit. Er gehörte ja zu jenen Glücklichen, denen Pflichterfüllung zugleich das beste Genießen ist. Die Schulden, die er mit dem Hofe übernommen, waren längst getilgt. Die Steuern zahlte er so regelmäßig, daß die Herren ihm schon größere Abgaben vorschreiben wollten. Denn diese Leute können

die Ordnung nicht vertragen und wenn einer ordentlich zahlt, so glauben sie schon, er habe das Geld buttenweise im Keller stehen. Und zahlt er verspätet und unregelmäßig, so giebts Verzugszinsen und endlich eine Verwirrung, bei der sich der Bauer und der „Herr“ nicht mehr auskennt. So weit ließ es Erhard nicht kommen und er lugte dem Steueramte scharf auf die Finger. Als die Steuer sich aber trotzdem erhöhte, war's richtig. Die Scholle hatte sich unter den fleißigen Händen Erhards so sehr verbessert, daß sie fast das zweifache trug gegen ehemals. Fruchtbarkeit überall, vom Gewipfel der Waldbäume an bis in die trautsamste Kammer.

Als er mir den gesegneten Zustand seines Weibes zum elften Kinde mitteilte, habe ich wohl müssen keifen. „Ich hatte doch gemeint, mit dem Dezimalsystem würdest du's gut sein lassen und nun scheinst es aufs Dutzend anzulegen.“

Sagte er: „Mich freut's, daß mir Gott so viele anvertraut.“

Na, dachte ich, der hat besseren Mut als unsere noblen Herrschaften, denen nach dem zweiten Kind schon das Herz in die Hosen fällt. Man braucht sich also nicht zu fürchten, daß die feine Gattung das Übergewicht bekommen wird auf der Welt. Und so lange ein Land solchen Bauernschlag hat, ist noch nicht aller Tage Abend.

Nun — und heute hat der Mann „mit den sechs Händen“ richtig zwölf Kinder. Das dreizehnte war ihnen gestorben, bald nach der Geburt. War das eine Trauer! Gejammert haben sie nicht, aber ein Leid haben sie ge-

habt, wie es nicht größer sein kann bei dem dreitägigen Leichlein eines Herzenslieblings. Das kleine Hanserl war schon so lieb gewesen, so gescheit, so alle Vorzüge hatte es schon gehabt auf seinem achtundvierzigstündigen Lebenslaufe. Die Mutter hatte es schon mit dem Schulsack laufen sehen und der Vater es als Kuhbub mit der Geisel lustig knatternd geschaut. Alle süßen Sorgen und hellen Freuden, die sie bei den bereits erwachsenen gehabt, sahen sie schon sich an dem Jüngsten wiederholen — und auf einmal langten die unsichtbaren Arme Gottes herab: Nein, den nehm' ich mir wieder!

Nach wenigen Wochen war auch das verwunden, denn wo Arbeit ist, besonders körperliche, da gedeiht kein chronisches Herzleid. Und die jungen Racker geraten dem Vater nach, sie werden gar nicht müde. Wenn sie die ganze Woche gearbeitet haben, gehen sie am Samstagabend noch zu Nachbarsfenstern, hinter welchen was Warmes atmet. Ob die Jungen auch sechs Arme haben, wie der Vater? Hoffentlich. Zum „Halsen" einstweilen braucht man nur zwei.

Die Kreuzhütten-Buben.

In einem Thal bei armen Hirten. Das Thal ist so eng, daß ein Bach und ein schmaler Wiesenstreifen es ausfüllt, der Weg muß sich schon an dem steinigen Berghange weiterhelfen, nie eben dahin, immer auf und ab. Die Berge sind sehr steil, teils mit Wald bewachsen, teils mit grauen Felswändlein bestanden, hoch oben sind grüne Almkuppen. Dort jauchzen die Hirten. Sie jauchzen hell, denn es sind die kurzhosigen Stadtherren und die rotkitteligen Stadtfräulein noch nicht erschienen, bei deren Anblick anderswo den Hirten der Juchezer im Halse stecken bleibt.

Im Engthale, dort wo es zu Rande geht und in zwei wilden Gräben aufsteigt ins Gebirge, steht die Kreuzhütte. Ein hölzernes Haus mit kleinen Fenstern, steilem Dache und einem Söller unter demselben, daneben das Wirtschaftsgebäude. Das ist von altersher noch eingerichtet für Getreidegarben, während an den Äckern lange schon die jungen Lärchen grünen und Erlsträucher wuchern. Drei Äcker hatte er gehabt, der Kreuzhütter. Weil sie aber schwer zu bearbeiten waren und kein Dienstbote zu kriegen in den ödweiligen Graben herein, so hatte er sich drei frische Buben angefriemt

bei seinem jungen Weibe. Aber als diese Buben erschienen — Jahr für Jahr einer — waren sie so kleinwinzige Kerlchen, daß sie durchaus keine Haue und keine Sichel führen konnten, im Gegenteil, noch für sich selbst die unglaublichsten Dienstleistungen beanspruchten. Auch wollten sie nicht Brot essen, immer nur Milch trinken. Da hat der Kreuzhütter die Pflüge verkauft, dafür Kühe angeschafft und die Felder zu Weiden werden lassen. Die drei Buben wuchsen leidlich in die Höhe, der alte Kreuzhütter jedoch ging von Jahr zu Jahr gebeugter einher und mußte keuchen, wenn er den Berghang hinanstieg um einen Korb Futter. Eines Tages setzte er sich vor dem Hause auf die Bank und sagte ganz laut — der eine Bub hat's gehört —: „Leutl, behüt euch Gott beieinand. Feierabend ist's.“ Und sank seitlings hin auf die Bank. Aus war's.

Der Schreck der drei erst halberwachsenen Brüder war so, daß sie starr wie Holzbalken dastanden vor dem toten Vater. Allmählich hub der ältere, der Oswald, an zu sprechen: „Mir scheint, er ist gestorben.“

„Es wird um Gotteswillen der Schlaf sein,“ sagte der andere, welcher Toni hieß.

„Beim Schlaf macht der Mensch ja die Augen zu,“ meinte der Jakob. „Er hat sie offen und sie sind ganz gestockt.“

Dann schwiegen sie wieder und starrten hin.

Plötzlich machte der Älteste einen Sprung, packte den Vater und rüttelte ihn mit aller Macht. Der erwachte nicht, sondern fiel wie eine schwammige Masse auf die Erde hinab.

Die Brüder waren blaß bis über die Lippen, aber sie erhoben kein Jammergeschrei. Gleichzeitig stießen sie das Wort hervor: „Die Mutter!" — Die Mutter that oben auf der Grabenwiese Futter mähen. — Wie soll denn das sein? Wie kann man denn hingehen und sagen: Mutter, thu' die Sense weg, der Vater ist gestorben. — So kann's ja nicht sein, das ist nicht auszudenken.

Jetzt beratschlagten sie, wie man es der Mutter beibringen sollte. Sie hatten einmal gehört, daß auch der Schreck einen Menschen töten könne. Dann erklärten alle drei, sie wollten ihr's gar nicht sagen.

Aber wenn sie heimkommt und es selber sieht? — Das schlägt sie ja nieder wie ein Donnerkeil.

Sie gingen langsam hinauf, den schmalen Bergsteig hinter einander. An der Lärche, wo man schon die Wiese sah, blieben sie stehen. Jetzt thut sie noch ruhig mähen. Jetzt stützt sie den Stiel auf den Boden, fährt mit einem Grasschippel über die Sense hin und schärft sie mit dem Wetzstein. Sie weiß noch nichts davon, daß im nächsten Augenblick die ganze Welt einbricht.

„Ich mag ihr's nit sagen!" flüsterte der Oswald.

„Warten wir, bis sie aufhört zu mähen."

Und die jungen Burschen standen da. Und standen so lange unter der alten, spießästigen Lärche, bis sie von der Mutter bemerkt wurden.

„Was macht ihr denn dort, Buben?" rief sie herüber. Also schritten sie langsam über die Wiese und traten achtlos das gemähte Futter in den sumpfigen Boden ein. Die Mutter hub an zu zittern. Jetzt ist

was geschehen. Umsonst gehen die Buben nicht so daher. Als sie ihr nahe waren, stürzten sie hin, bargen ihre drei Blondköpfe an ihren Schultern, an ihrer Brust und stöhnten laut.

„Was habt ihr denn?“ rief sie schrill aus, „jetzt hat's was!“

„Liebestes Mutterl! Liebestes Mutterl!“ riefen sie, legten ihr die Arme um den Hals, daß sie fast zu Boden gedrückt ward. „Wir werden schon recht brav sein und schauen auf dich und fleißig arbeiten ...“

„Jetzt hat's mit dem Vater was!“ schrie die Häuslerin auf.

So haben sie ihr's beigebracht und brauchten nichts weiter zu sagen.

Als die Burschen dann erwachsen waren, hatten sie gute Lust zum Arbeiten und gute Freude zum Essen, aber siehe, da gab es auf dem kleinen Gütel zu wenig von beiden für drei starke Mannsleute. Die Mutter herzten sie täglich, und alle Mühe wollten sie ihr aus der Hand arbeiten, so daß sie bisweilen ganz brummig wurde und wofür sie denn eigentlich vorhanden sei, wenn sie nichts mehr zu thun hätte als Hemden nähen und Strümpfe stopfen, was gerade für die langen Abende ein rechter Zeitvertreib wäre, aber nicht für den lieben Tag, wo der Herrgott die Sonne brennen läßt, damit die Leute was ausrichten sollen. So haben die drei Buben anderwärts Arbeit gefunden und das Verdiente der Mutter heimgebracht in die Kreuzhütte, wo sie auf dem Dachboden nebeneinander ihre Betten hatten und alle Abende gesund schnarchten, bevor die Mutter in

ihre Kammer ging, und alle Morgen noch kräftig schnarchten, wenn die Mutter schon wieder beim Herdfeuer stand und den Milchbrei kochte. Aber zu ihrer Arbeit kamen sie noch allemal früh genug in den Holzschlag, wo der Gutsbesitzer roden ließ. Der Jakob blieb Holzknecht Jahr für Jahr; der Toni eignete sich später zum Kohlenbrenner, und der Oswald arbeitete mit den Zimmerleuten im Lande umher, wo es zu bauen gab. Da kamen die letzteren zwei wohl seltener heim in die Kreuzhütte. Wenn sie aber kamen, war der Toni kohlrußig und der Oswald gut gestrählt am Blondkopf und glatt rasiert bis auf den zarten Schnurrbart. Das war ein hübscher Bursche geworden, nur seine Plattfüße hatten ihn vor dem Soldatenrock bewahrt. Die beiden andern, den Jakob und den Toni, hatte das eifrige Beten der Mutter davor gerettet. Sie betete jeden Abend einen Psalter, daß man ihr doch diese lieben Buben nicht zum Menschenschlachten davonführen möchte, und vor lauter Beten hat sie's erzwungen. Allerdings hatte der Toni einen starken Höcker, weil er als Kind einmal schwer gefallen war, und der Jakob war kurz- und säbelbeinig, weil ihn Gott so erschaffen hatte. Der eine hatte — wie die Spötter läuteten — den Tornister schon auf dem Rücken, der andere war zum Reiten wie geschaffen, aber die Mutter hatte so viel zum Beten geschaut! So kamen sie an Samstagabenden doch wieder zusammen in der Hütte und jeder brachte allemal was mit für die Mutter, sei es ein blauer Kittelstoff, oder ein rotes Seidentuch, oder ein Kopfkissen mit Roßhaar, oder ein Stück Lebkuchen, oder eine Flasche Unter-

steirerwein, oder gar ein Silberkettlein, wie es andere Burschen der Herzliebsten schenken. Sie schlug allemal die Hände zusammen: „Aber ihr seid mir doch rechte Lappen! Wo thu' ich's denn hin? Hab' schon so viel schöne Sachen, daß gar kein Platz mehr ist! Thut doch auch auf euch selber denken. Das sind aber doch Narren, liebe, daß sie alles mir heimbringen!" Der Holzknecht nahm das Mütterlein um den Hals und kosete so viel, daß sie über und über vor Harz klebte, und der Kohlenbrenner machte sie vor lauter Schäkern und Kosen ganz rußig und wenn sie sich dann mit beiden Flachhänden im Gesichte wusch, kicherte sie in den Brunnentrog hinein voller Herzensfreud über die „lieben Narren". An Sonntagen, wo andere der Lustbarkeit nachgehen, hockten die Buben daheim im versteckten Engthal bei Muttern und unterhielten sich mit Plaudern und Schäkern. Dieweilen sie den Burschen die Kleider ausbesserte, flocht ihr der Bengel von Holzknecht das grauende Haar in Zöpflein und der Kohlenbrenner war schier unzufrieden, wenn er zu „seiner Alten" mußte, sehen und schaffen, daß sie nicht Schaden that. Diese Alte war der schwarze Kohlenmeiler in der nahen Brennstatt. Die Mutter war's zufrieden, spähte aber bisweilen ein wenig aus, ob neben der „Alten" nicht am Ende irgendwo auch eine „Junge" seiner wartete. Allein, den Buben war für ihre kindliche Liebherzigkeit alleweil noch „das Mutterl" genug.

Am seltensten kam der Oswald heim. Der war als Zimmermann weit im Lande herum und hatte auch an Sonntagen dort und da zu thun. Wenn er aber in

seiner bockledernen Kniehose heimkam und das rote Halstuch wie ein Rosenknösplein zwischen den Flügeln des weißen Hemdkragens hervorguckte, da hatte er allemal ein frisches, scheibenrundes Gesicht und lachte wie Sonnenschein in die dämmernde Hütte herein und brachte Sachen mit für Mutter und Brüder. Das Laster des Tabakrauchens hatten sie sich angewöhnt, die jungen Waldteufel alle drei, und wenn sie recht nebelten, hüstelte und schmollte die Mutter, und wenn sie darauf ausgehen ließen, holte sie vom Herd glühende Kohlen, um die Pfeifen wieder anzuzünden. Der Zimmermann brachte vom Markt Birnen mit heim, oder Zuckerwerk, oder süßen Schnaps, und hätte es gern gehabt, daß „Mutterl" ins Naschen gekommen wäre; sie that, als stecke sie die Sachen brocken- und schoppenweise in den Mund und schenke den Buben nur Restchen zum Kosten, diese Restchen waren aber stets das meiste, und die Burschen nahmen es nicht wahr, daß sie von all' dem Guten, das sie ihr geschenkt, den allergrößten Teil selber verzehrten.

Der falbe Schnurrbart des Oswald war immer stattlicher geworden und ließ sich bereits in spitze Hörnlein drehen. Und einmal, wie er so drehte, fing ihm der Jakob die Hand ab und sagte: „Du halt, wo greifst denn du lauter herum, daß dir solche Sachen hängen bleiben an den Fingern?" Sofort machte der Oswald mit den gekrümmten Fingern eine Bewegung, als wollte er dem Bruder über das Gesicht kratzen, that's aber nicht, sondern lachte: „Daß doch so ein Holzknecht alles gleich begucken muß!" Hatte nämlich der Zimmer-

mann am Mittelfinger ein güldenes Ringlein. Und jetzt mußte er eingestehen. — Die Wegscheidwirtin in der Blachau. Wo sie in den letzten Wochen den Stadl gebaut hatten. Ein tüchtiges Weibsbild her. Nicht über die Dreißig. Ihr Mann erst im vorigen Frühjahr gestorben. Ein schöner Platz! Stattlich Haus und Hof und hundert Joch Grund dabei. Er hätte auch das Herumzigeunern mit den Zimmerleuten satt, wenn man sich's besser machen könne! Nu, so hätten sie's am vorigen Samstag ausgeredet, miteinand allzwei....

Der Holzknecht und der Kohlenbrenner hatten während solchen Bekenntnisses allerhand Gesichter geschnitten. Die Mutter hatte gar aufmerksam zugehört; und jetzt, da er nicht mehr weitersprach, sondern mit der Spitze des Taschenmessers seine Fingernägel auskratzte, sagte sie: „Du bist mir aber doch ein Lotter! Die Wegscheidwirtin in der Blachau willst du heiraten?"

Da packte er mit beiden Händen ihren Kopf, schrie ihr lustig ins Gesicht: „Freilich wohl, Mutterl!" und gab ihr einen schmatzenden Kuß auf den Mund.

Bei der nächsten Zusammenkunft huben der Jakob und der Toni an, den Bruder zu necken wegen des „schönen Platzes", des tüchtigen Weibsbildes und ob der Wegscheide. Er antwortete, daß er recht gut wisse, welchen Weg er zu gehen hätte. — Fast etwas gereizt that er, und wenn sie schon wissen wollten, so möchten sie halt einmal in die Blachau hinausgehen, ein Wirtshaus stünde jedem offen. Der Jakob meinte unmaßgeblich: „Wenn sie Bekanntschaft machen will, die Frau Wirtin, so hat sie nicht weiter in den Graben herein,

als wir hinaus." — Die Mutter merkte eine gewisse Verstimmung zwischen den Buben, die sie nicht gewohnt war, sie schlichtete mit dem Wunsche, nächstens einmal eine Wallfahrt nach Straßkirchen zu machen, bei dieser Gelegenheit könnten sie im Wegscheidwirtshaus einkehren und sich die Dinge unauffällig anschauen. Das wäre schon recht, meinte der Zimmermann, und als er am folgenden Samstage wieder heimkam, brachte er ein Stück Laugenseife mit, falls die Brüder sich zur Wallfahrt das Pech und den Ruß losfegen wollten. Da lachten sie wieder. „Er fürchtet schon, daß sie an mir könnte picken bleiben!" rief der Holzknecht. „Und wenn ich der Frau Schwägerin ein Küssel wollt' geben, thät sie einen schwarzen Fleck kriegen!" setzte der Kohlenbrenner bei.

Die Mutter hörte solche Reden nicht gern, erstens könnten sie dem Oswald ärgerlich sein, zweitens hielt sie auf ernsthafte Anständigkeit, besonders bei so heiklichen Sachen. Als der Wallfahrtstag herankam, war es das erste Mal, daß sie den zwei Buben die frischgewaschenen Hemden bügelte, denn die jungen Waldlöwen pflegen in Hemdärmeln zu gehen. Sie selber zog ihr gutes Sonntagsgewand an, aber nicht das beste mit der schwarzen Taffentschürze und dem rotseidenen Busentuch. Ihr silberiges Haar glatt gescheitelt, mit den feinen Runzelchen im weißen Gesicht und den munteren blauen Augen drein — so sah sie gar anmutig aus. Und der Kohlenbrenner, sauber gescheuert, beugte sich nieder, klatschte mit den Händen auf die Oberschenkel und rief: „Mutterl, du bist aber schön!" Seinen Arm durfte er ihr

heute nicht um den Nacken legen, des Verknitterns halber.

So gingen sie auf die Wallfahrt. Bauschige rote Regenschirme hatten sie bei sich und der Jakob trug am Rücken ein Bündel, in welchem Brot, Käse und sogar ein Eierkuchen waren, zur Wegzehrung. Die Mutter hatte eine Rosenkranzschnur um ihre braune knochige Hand gewunden. Auf steinigen, durch Unwetter arg verwaschenen Wegen wurde sie stets am Arme geführt von dem einen und von dem andern, und der voraus ging, hatte immer aufmerksam zu machen: „Auf diesen Stein steigen, Mutterl! so den Fuß setzen! da ist's rutschig. Da ist eine Wasserkehr, mußt hupfen — hopsa!“ Und sie: „Ja, bin ich denn blind, ihr Narren! Schaut doch, daß ihr selber nicht in den Patsch steiget!“

Als sie in der Blachau dem Wirtshaus nahe kamen, wurden alle Schuhe sauber mit Gras gereinigt. Dann setzten sie sich ein wenig auf einen Steinhaufen und betrachteten das weitläufige Gehöfte, das zwischen flachen Feldern, Wiesen und Gärten vor ihnen dalag und dessen Schindeldächer in der Sonne so hell funkelten, daß die Kreuzhütterin ihre flache Hand vor die Augen halten mußte.

Der Oswald betrachtete mit Stolz den Hof, dann Mutter und Brüder, die unter Kopfnicken drauf hinschauten. Auch die Gegend war so breit und frei, und die Berge waren ganz blau vor lauter Ferne.

„Ja, schön ist's da schon!“ sagte endlich die Mutter und rieb sich mit dem Sacktuch die Schweißtropfen vom Gesicht. Und der Oswald dachte, wie es dem

Mutterl gut sein werde in diesem Heim. Ein warmes lichtes Stüblein gegen den Garten hinaus, rote Blumen, den Lederkissenstuhl daneben, ihren Kaffe jeden Tag — alles, was sie halt gern hat, und wenn etwan gar kleine Saggra kommen, die werden ihr die Zeit schon vertreiben. Nachher der Jakob Oberknecht, der Toni Weidknecht, und mitten in allem er selber, der Großbauer und Schenkwirt mit der feinen Frau Wirtin....

„Ich denk', wir gehen nicht hinein," sagte der Toni.

Der Oswald lachte überlaut. „Wegen dem, daß wir hineingehen, sind wir ja hergegangen."

„Ich möcht' auch vorher noch gern mit unserer lieben Frau von Straßkirchen reden," sprach die Mutter nur so halblaut hin. Der Oswald aber brannte vor Begierde, seine Leutchen der Wegscheidwirtin vorzustellen. Sie soll einmal sehen, was er für ein herziges Mutterl hat und für prächtige Brüder.

Nun, so standen sie bald auf dem breiten Antrittstein des Eingangs. Dort konnten sie freilich nicht mehr lange säumen und überlegen, denn das alte Rundbogenthor war weit offen. Im Vorhause schon standen ein paar Tische, stülpte ein Faß, und es war, als steige aus den dicken Mauern ein kühler Weinduft. In der geräumigen Gaststube standen mindestens sechs große Tische, die zu dieser Stunde unbesetzt waren. Am vorderen saß die Frau Wirtin. Den einen der vollen nackten Arme hielt sie in die Seite gestemmt, den anderen hatte sie weit über den Tisch hin liegen. Eine stattliche Figur, und am dicken Hals eine siebenfache Silberkette.

Das Gesicht bestand hauptsächlich aus zwei hervorquellenden Wangen, zwischen denen eine etwas verkümmerte Nase saß. Am Munde fautschte sich die fleischige Unterlippe über die Oberlippe hinauf, die Mundwinkel gingen sachte nieder an beiden Seiten des hervorstehenden Kinnes. Das eine Äuglein schaute unter buschigen Brauen frisch und unternehmend aus, das andere hatte ein Blümel. Die schwarzen Haarsträhne waren locker ums Haupt gewunden, so daß sie an der Seite niederzuhängen Anlaß nahmen. Als der Oswald mit dem Buckeligen, dem Säbelbeinigen und dem alten Weiblein bescheiden eintrat, sagte sie leise: „Nau, Oswald, was bringst mir denn heut' für Leut' daher?"

Als sie vorgestellt waren, wurde sie liebenswürdig, reichte jedem die Hand, um diese nachher unauffällig an ihrer Schürze abzuwischen. Dann ließ sie Wein hertragen, Semmeln einen großen Korb, und Käse, blieb aber sitzen an ihrem Tisch, legte den Arm weit über die Platte hin und ließ ihr Auge umherzucken, ob auch in jedem Winkel alles zurecht wäre. Der Oswald hatte sich nicht hingesetzt, sondern ging mancherlei anfassend und prüfend in der Stube herum, im Vorhaus, im Wirtschaftshof, auf den man durchs Fenster sehen konnte, und spielte schon so ein wenig den Hausherrn. Die andern saßen da. Zuerst hatten sie mit der Wirtin vom Wetter geredet und vom schlechten Weg, dann stockte es. Später hatte die Frau zum Essen und Trinken angeeifert, denn sie würden wohl noch einen guten Marsch vor sich haben, dann stockte es wieder. Ferner fragte sie,

ob die Brüder auch Zimmerleute wären? Nicht. Sei auch recht, jeder könne nicht Zimmermann sein. Wie alt denn wohl die Mutter schon sei? — Endlich, als sie zum Fortgehen rüsteten gen Straßkirchen, stand die Wirtin doch mählich auf, wobei sie ihre Faust an den Tisch stemmte, lehnte die angebotene Zechzahlung ab und machte artig die Einladung, auf dem Rückwege wieder zuzusprechen. Je näher die Kreuzhüttenleute in ihren schwerfälligen und eckigen Wendungen der Stubenthür kamen, desto freundlicher ward die Wirtin. Dann trat der Oswald noch zu ihr: „Behüt dich, Seferl!"

„Mit gehst wallfahrten?" lachte sie grell auf, „na, so thu' halt fleißig bußwirken, wird dir nit schaden!" Dabei gab sie ihm mit dem nackten Ellbogen schäkernd einen leichten Stoß.

Als die vier Wallfahrer wieder auf der heißen Straße waren, strich der Oswald ganz nahe an den Seinen hin und wartete auf irgend einen Ausdruck von Zufriedenheit. Endlich sagte er selbst: „Nicht wahr, lieb ist sie!" — Doch es war keine rechte Antwort zu erreichen.

Weil sie vorher an der mit allerhand Fahrnissen gefüllten Wagenhütte vorübergekommen waren, so sagte nun der Toni: „So ein Steirerwagerl, wenn sie uns hätt' einspannen lassen!"

„Gott sei für!" rief die alte Mutter und humpelte, um zu zeigen, daß sie auf derlei nicht anstehe, hastig neben ihren Söhnen einher.

Auf dem ganzen Wege redeten sie weiter kein Wort

über das Wegscheidwirtshaus. Die Wallfahrt wurde fleißig verrichtet. Am Beichtstuhle standen voran die Mutter, und hinter ihr die drei Söhne. So auch knieten sie nebeneinander vor dem Kommuniontisch und dann nahmen sie in der Herberge ein gutes Mittagsessen, wobei sie bedacht waren, die besten Bissen der Mutter auf den Teller zu legen. Auch Zucker thaten sie in den Wein, sonst war er ihr zu „stark"; und dann nippte sie und bekam rote Wänglein und es war ein einträchtiges und fröhliches Gottloben auf der Wallfahrt. Den Rückweg wollten sie über den Mitterberg nehmen, sie werde ihn schon dermachen, meinte die Mutter; der Oswald stimmte sehr für die Rückkehr durch die Blachau, er habe notwendig im Wegscheidwirtshaus zu thun, und sie würden sehen, wie lieb sie mit ihnen sein werde, wenn sie wieder zusprächen; sie sei schon so, erst nach und nach werde sie warm, dann halte es aber auch, wie ein Kachelofen im Winter. Zudem habe die Wirtin sie ja eingeladen, zuzusprechen und würde gewiß allerhand herrichten; ein absichtliches Ausweichen hätte sie nicht verdient, wo sie mit ihm doch gar so lieb und gut sei. Na, dem Bruder zu Gefallen haben die beiden andern der Mutter so lange zugeredet, bis sie beim roten Kreuz links in die Blachau einbogen.

Es war Regenwetter gekommen. Die drei roten Schirme und der braune des Zimmermanns deckten unsere Gesellschaft gegen oben, die Straße aber war so grundlos, daß der Toni wieder an das Steirerwäglein dachte, das die Wirtin ihnen leicht hätte entgegenschicken können. Der Oswald mußte diesen Gedanken

erraten, denn plötzlich sagte er: „Die Pferde, wenn sie nicht beim Holzschleifen wären! Wie die Grafen könnten wir fahren!“

In der Vorlauben des Wirtshauses schlenderten sie sorgfältig die Schirme aus, säuberten die Kleider von dem angespritzten Kot und traten dann — der Oswald tapfer voraus — ins Gastzimmer. Da gab es einen tischvoll Herren, die tranken, rauchten und heiter waren. An der Tischecke saß die Wirtin, legte den nackten Arm auf die Platte, redete gar manierlich mit den Gästen und gab die Scherze des Chirurgen und des Bürgermeisters aus Standelbach schlagfertig zurück. Als die Kreuzhüttenfamilie eintrat, winkte sie stumm und lebhaft nach der Küchenthür. In die Küche sollten sie, wahrscheinlich, weil sie sich dort am Herdfeuer trocknen könnten. Naß waren sie zwar ohnehin nicht; jetzt, in der Küche wechselten die Kreuzhüttenleute miteinander einen kurzen Blick und dann gingen sie durch die andere Thür wieder in die Vorlaube. Dort sagte die Mutter leise zu den Söhnen: „Mir scheint, sie fängt sich schon an zu schämen mit uns!“ Dann nahmen sie ihre Regenschirme und gingen davon. Sie redeten darauf unterwegs nur wenig miteinander, der Zimmermann aber sagte gar nichts — nicht ein Wort. Er schritt vornedrein oder hinterher. In Neudorf blieb er vor der offenen Werkstattthür eines Korbflechters stehen und rief hinein: „Hättest du mir heut' nicht für einen Botengang Zeit, Steffel? Es müßt' aber freilich gleich sein. Mit einem Trinkgeld bin ich dir nicht zu sparsam, wenn du deinen Schubkarren nimmst und mir vom Wegscheidwirtshaus

meinen Kleiderkoffer holst und ins Kreuzhäusel hinaufschaffest. Aber fein gleich müßt' es sein."

„Das will ich dir schon thun," antwortete der Korbflechter und ein paar Stunden, nachdem sie von ihrer Wallfahrt zurückgekehrt waren, zog in die Kreuzhütte wieder der hölzerne Kasten ein, der schon hatte anfangen wollen, seinen Inhalt in die großen Truhen des Wirtshauses zu entladen. Da nahm er seine Mutter her, herzte und küßte sie und sagte nichts als das eine Wort: „Mutterl, ich bleib' bei dir."

Die Zimmermannsart war bei diesem Zwischenspiel aber nicht leichter geworden. Er war im Gedanken schon so schön behäbig in der Gaststube bei seinen Gästen gesessen, eine lange Pfeife im Munde oder zur Vormittagsjause seine Lieblingsspeise, Kalbsohr mit saurem Kren essend, oder war in den Wirtschaftsgebäuden umhergegangen, dem Gesinde befehlend, mit seiner Frau scherzend, mit seiner Mutter plaudernd. Er hatte bei diesem eingebildeten Wohlleben beinahe schon ein Bäuchlein bekommen — und jetzt wieder nichts als ein armer Zimmermann, der seinen Erwerb mühsam suchen muß überall, wo sich Feuer, Wasser oder ein anderes Unglück zugetragen hatte. Es war daher recht an der Zeit, als ihm Aufklärung ward, welche Art von Glück er verscherzt hatte. Der Gendarm sagte es ihm zuerst auf der Straße, am Feierabend, als der Zimmermann von einem Bau heimkehrte. Dieser Gendarm kehrte im Wegscheidwirtshause zu, um die Wirtin abzuholen. Sie war angeklagt, ihren viel älteren verstorbenen Mann durch Brantwein vergiftet zu haben. Sie soll den blödsinnigen

Alten soweit hergerichtet haben, daß er täglich einen Liter Fusel soff, bis er eines Tages, als sie ihm die Pfeife anzündete, beim Munde Feuer fing und elendlich umkam. Wegen dieser Sache hatte ihr zwar nichts geschehen können, denn das Branntweintrinken und das Pfeifenanzünden ist nicht verboten. Hingegen war bei dem Prozesse ein Ehevertrag zutage gekommen, des Sinnes, daß sie nicht rechtmäßige Besitzerin des Hofes gewesen. Der fiel den Verwandten des alten Wegscheidwirtes zu. Sie konnte fortgehen, wußte aber nicht wohin.

„Ja, ja, Oswald, da hättest du schon die Richtige derwischt!“ sagte nun einmal der Kohlenbrenner. Dem verwies es aber die Mutter: „Laß es gut sein, Tonnl, das weiß er jetzt schon selber.“

So lebten sie wieder beisammen in heiterer Eintracht, die drei Buben in der Kreuzhütte. Als im Laufe der Jahre die Kräfte der Mutter schwanden und sie nicht mehr die kleine Milchwirtschaft besorgen konnte, gab der Toni das Kohlenbrennen auf, fütterte und molk Kuh und Ziege, kochte das Essen und pflegte die Mutter. Dabei sang und jauchzte er so lustig um die Hütte herum und rief der hinfälligen Mutter so schalkhafte Koseworte zu, daß man von außen meinen konnte, es lebe in der Kreuzhütte ein junges, glückseliges Menschenpaar. Wenn er aber an Samstagfeierabenden mit seinen Brüdern allein hinten in der Futterkammer saß, da gab es sorgenvolle Unterredungen und einer oder der andere beugte sich kopfüber und schluchzte in seinen Ellbogen hinein. Die Mutter wußte nicht, wie krank sie war. Sie fuhr in ihrer gewohnten Weise fort, mit den Buben

gutmütig zu schmollen, wenn diese sie mit kleinen Geschenken und Liebkosungen ersticken wollten. Sie konnte in ihrem blassen Gesichtlein den wilden Bartwisch des Holzknechtes nicht leiden und die kratzenden Stoppeln des Kohlenbrenners nicht, und dem Zimmermann sein borstiges Haar an den Wangen nicht. Aber schmunzeln that sie doch dabei, wenn die drei waldbaumwilden Kerle Mutterminne trieben wie kleine Knaben. Vielleicht dachte sie auch bisweilen, daß die Söhne in der alten Berghütte ihr Leben versäumen könnten und sie riet einem und dem andern, doch nicht immer im Berggraben stecken zu bleiben, sondern sich einmal auch die weite Welt anzuschauen. Und als der Jakob that, als wolle er den Rat ausführen, da zitterte und weinte sie halbe Nächte lang, und als sie ihr den Entschluß mitteilten, die Welt Welt sein zu lassen und daheim zu bleiben, da gab sie dem Nächststehenden ein Tätschchen auf den Backen: „Aber Narren seid ihr!“ und war wieder herzensglücklich.

Dann kam jenes Kirchweihfest. „Bin ich doch begierig, der welche mich zum Tanz führt!“ sagte die Mutter scherzend. Daraus wurde ernst, und alle drei führten das fast hinfällige Mütterchen im roten Busentuch dem Feste zu.

In ihrem schönsten Gewand herausgestiefelt, so gingen sie über die grünen Fluren hin; im reifen Korn leuchteten die roten Mohnblumen und die Lerchen sangen hoch in der Himmelsbläue. Die Mutter war ganz rührig heute.

„Machet doch nicht so stad, Buben!“ drängte sie,

denn die Söhne gingen ihr zu langsam und im Dorfe läuteten schon die Glocken. Nach dem Gottesdienst gingen sie in die Taferne. Am „Herrentisch", so wollte es der Zimmermann, nahmen sie Platz. Zuerst ein warmes Süpplein, dann resch gebratene Schweinsbrust mit Salat. Und nachher einen Liter Muskateller. Wollte er den Leuten zeigen, daß es auch ohne Wegscheidwirtin geht? Nein, nicht zu Trutz, nur zu Lieb! Der Mutter wollten sie einen Ehrentag anthun. So saßen sie da, die drei Buben, in gemütlicher Ehrerbietung, und unterhielten die alte Frau.

An Nebentischen saßen andere Burschen mit ihren Dirnlein, sagten solchen allerhand Artigkeiten, ließen ihnen allerhand Leckereien auftragen, aber herziger konnten sie's nicht treiben, wie die Kreuzhüttenbuben mit ihrer Mutter. Natürlich fehlte es an lustigem Spotte nicht, wie die drei starken Buben sich wohl vertragen thäten um einen Schatz, ob's nicht ein Raufen geben würde? Die Buben lachten gutmütig dazu. Der Zimmermann legte einen Silbergulden auf den Spielleuttisch für einen Altsteirischen, dann nahm er das Mütterlein gelassen um die Mitte und reigte mit ihr langsam ein paarmal um die Runde. Dabei strampfte er mit den Füßen und stieß zwei- oder dreimal ein helles Jauchzen aus; sie schlug ihre Augen zu Boden, fast träumerisch. Einst, ja, vor fünfzig Jahren, war es auch einmal so gewesen. Könnten sie nicht gerade jetzt die goldene Hochzeit haben, wenn er noch lebte? — Nachher wollte auch der Jakob und der Toni mit ihr noch eins tanzen, aber das ging nicht mehr, sie war schon schwindelig ge-

worden, und an ihren Tischplatz taumelnd schmollte sie: „Seid aber doch rechte Narren!“ Und kicherte.

Sie hätten bald die Zeit übersehen. Es war der Abend da. Der Zimmermann dingte vom Tafernwirt einen geschlossenen Wagen mit zwei Pferden zur Heimfahrt. Einmal in ihrem Leben soll sie doch wie eine Gräfin fahren können, die arme Häuslerin. Es war finster, über den Gebirgen blitzte ein aufsteigendes Gewitter. Die vier Menschen saßen eng zusammengedrängt im Lederkobel. Der Mutter war ums Schlafen. Des Gewitterwindes wegen schlossen sie das Fenster, da wollten die Buben ihre Pfeifen ausgehen lassen, aber noch im Einschlummern lallte die Mutter: „Kindisch! Mir macht's ja nichts, das Rauchen.“ Sie schwiegen, rührten sich nicht und sahen durch die Scheibe hinaus, wie die Blitze zuckten und die Bäume mit dem Sturme rangen.

Endlich waren sie nach zwei Stunden in ihr Hochthal gekommen. Nun mußten sie die Mutter doch wecken. Als der Jakob ausstieg, sank sie, die sich an ihn gelehnt hatte, vom Sitz. Da sagte er „Mutter!“ Da schrie er: „Mutter!“ Sie rissen das Weiblein empor, es sank wieder hin, und die Hände waren eiskalt.

So starr und stumm, wie einst vor dem Vater, standen sie jetzt vor der Mutter....

Dann haben sie sie aus dem Wagen gehoben und ins Haus getragen. Haben zwei Tage lang bei ihr gewacht, schweigend, ohne zu essen und zu schlafen. Manchmal fuhr einer mit der rauhen Hand über ihr graues Haar, und da war es wie ein leises Erdbeben

in der Kreuzhütte. Das Schluchzen hörte man nicht, aber die Erschütterung zitterte in der Holzwand nach. — Als sie begraben war, standen die Buben zusammen alle drei und sagten: „Was machen wir jetzt?"

Die Kreuzhütte haben sie dem Waldherrn verkauft und der Jakob hat als Holzknechtmeister noch eine Weile in ihr gewohnt, bis sie allmählich verfiel, so daß die Moose und die Pilze wuchsen auf den morschen Balken. Der Toni war in ein großes Eisenwerk gegangen. Der Oswald war Zimmermann geblieben, und hatte sich noch manches Jahr stattlos im Lande herumgearbeitet.

Der Erzähler hat sie in seiner Jugend noch gekannt, sie waren äußerlich arg verwildert, wichen den herlebigen Leuten aus, nur mit Greisen oder Greisinnen plauderten sie, und mit Kindern spielten sie. Geheiratet hat keiner.

Die Familie Nagerl auf der Bergpartie.

Anfangs war die Bergpartie überaus heiter angegangen. Die Kinder pflückten Blumen, die Frauen suchten lustig plaudernd nach Pilzen, die sie in freier Hand auf dem kleinen Umweg über das Gebirge nach Hause tragen wollten. Die Herren kletterten auf Gefälle und losgerissenen Baumwurzeln herum und bewarfen sich mit dürren Fichtennadeln eines entvölkerten Ameisenhaufens. Solange der glatte, sachte ansteigende Waldweg dauerte, währte auch der Schabernack; als es steiler wurde, verscholl der übermütige Lärm, und als es noch steiler wurde, begannen etliche zu schnaufen und zu brummen, und als es ganz steil in einer Holzriese emporging, blieben sie stehen und sagten untereinander, sie wollen nicht der Narr sein und da hinauf krallen, ohne eigentlich zu wissen warum. Da thäten sie die Berge lieber von unten ansehen, vom Jochwirtshaus, in welchem sie sich den Tag über häuslich niederlassen möchten. Des waren sie einig und das wollten sie thun.

Nur der Oberbuchhalter Nagerl, seine niedliche Frau und seine schlanken Töchter waren Bergfexen ge-

nug, um dem ebenen Mattenweg bis zum Jochwirtshause die steile Holzriese vorzuziehen, und so haben sie sich von der Gesellschaft unter guten Zurufen getrennt. Die Weibsleute des Herrn Nagerl hatten ihre Pilze unter einen Tannling gelegt, in der Absicht, auf der Rückkehr die vortrefflichen Gewächse wieder mitzunehmen, und hatten dafür aus Geäst derbe Bergstöcke gebrochen und derb in die Hand gefaßt. Der Oberbuchhalter gab den Befehl aus, daß beim Bergwärtsgehen kein Wort gesprochen werden dürfe und erläuterte unterwegs so lange die Schädlichkeit des Sprechens beim Bergsteigen, bis er atemlos war und in solchem Zustande noch etwas gereizt die Frage herausstieß, was ihnen denn über die Leber gelaufen sei, daß sie so verschlossen und verdrossen hinter ihm einhersumpften?

Die Holzriese hatte sich endlich in drei Arme verzweigt und im Gefälle und Erlgebüsche verloren. Der Mann fand zwar, daß ein Weg auf die Bergspitze etwas ganz Überflüssiges wäre, weil diese ohnehin nicht zu verfehlen sei, wenn der Mensch immer redlich aufwärts stiege. Die Frauen waren wohl auch dieser Meinung, doch wurden sie am Aufwärtssteigen immer wieder verhindert durch Spieße und Haken, mit denen das Gestrüpp sich an ihre Kleider festklettete. Besonders das Brombeergesträuch war zuthunlich und legte der tugendhaften Mutter nicht minder, als den heranblühenden Töchtern geradezu Fallstricke! Sie hatten sich wohl vorgenommen, auf Bergtouren unter keiner Bedingung den Humor zu verlieren. Sie verloren ihn auch nicht, aber ihr kleines Nähzeug verlor die eine der Töchter,

und ihren Taschenkamm die andere, und ihren Mann die Frau Mutter. Denn der Oberbuchhalter war voraus auf eine Höhung geeilt, um sich zurechtzuschauen. Da sah er, daß die Berge, Schluchten und Wege eigensinnig waren und sich den Angaben der Landkarte nur sehr unvollkommen fügen wollten. Die Hohe Viere, deren Gipfel ihr heutiges Ziel sein sollte, lag boshafterweise noch sehr weit drüben, verschanzt hinter ganz unrechtmäßig dastehenden Vorbergen.

Als die Frauen schnaufend nachkamen, fand es der Herr Vater an der Zeit, einen kleinen Imbiß zu nehmen. Die Frau Mutter dachte auch ungefähr so, als sie jedoch ihr Handkörbchen durchsuchte, war das Paketlein mit Brot und Schinken — ebenfalls verloren. Darob wollte er seinen häuslichen Zorn hervorbrüllen, die Weibsleute aber lachten und meinten, wenn der Hunger denn schon einmal da sei, so solle man ihn nicht durch Ärger verscheuchen, sondern fleißig Blaubeeren und Erdbeeren suchen, die Gott für den Fall erschaffen habe, wenn unachtsame Frauenzimmer unterwegs das Brotpackel verthäten. Da mußte der Herr Vater doch beigeben und sie begannen nach altbekanntem Bibelbrauch im Schweiße ihres Angesichtes —

Die jüngere Tochter hatte ihn zuerst bemerkt, den rotbärtigen Halter mit den schmierigen Seitenzegger.

Was er drin habe in seinem Sack?

„Etwas, das auswendig nit hängen bleibt."

Ob es was zu essen wäre?

„Das ist gewiß. Viehmehl."

Ob daherum nicht irgend ein Holzerhaus wäre, oder eine Almhütte, oder so was?

„Der Teuxel!“ schalt der wüste Rotbart, „das sind ihrer wieder solche! So herrische Zodeln, die nix zu thun haben und alleweil nur so herumsteigen und die Thör' offen lassen, daß sich's Vieh verlauft! Die Sakra! Just gestern ist so ein Rudel dagewest, alle Zäun aufreißen, alle Löcher offen lassen. Jetzt such' ich sie schon den ganzen Tag, meine zwei Kalben, die sich gewiß verlaufen haben bis in den Riffelgraben. Die Sakra, die! Überall, wo sie hinschmecken, thun's Schaden. Vorig Wochen ist's gewest, haben ihrer drei Herrische drunten auf dem Speierschlag Feuer g'macht, daß bald der ganz' Wald wär' brennend worden, wenn nit der heilige Florian einen Wolkenbruch hätt' niedergelassen. Sakra sein's! Letzt' Jahr her hat auf der Speikalm so einer die Küh ausdudelt — und kein' Schwaigerin geht sicher. Die Höllsakra, die Herrischen!“

Während dieser eindringlichen Rede hatte er mit dem schwammigen Filzhut ein- ums anderemal auf den Oberschenkel geschlagen, daß es nur so klatschte. Unserer Oberbuchhalters-Familie ward' ganz lausig zu Mute, daß sie jetzt den für alle bösartigen Touristen aufgespeicherten Halterzorn so ganz allein über sich ergehen lassen mußten, und sie waren doch gar nicht bösartig, sie waren nur hungrig.

Darum that der Herr Vater, als hätte er die schneidige Rede gar nicht verstanden und fragte nochmals überaus geschmeidig, ob da herum nicht irgendwo eine Leuthütte wäre?

„Hütten ist keine da," antwortete der Halter. „Aber das Scheidsteinhaus steht da drenten hinter dem Wald. Gehts nur überi, die werden's euch schon auch sagen. Sakra!"

Sprach's, pfottete thalwärts und rief mit klingender Stimme die Namen seiner Kalben, die sich verlaufen hatten.

Der Oberbuchhalter sagte zu den Seinen: „Über uns soll keine Klage sein, wir werden niemandem Schaden thun, wir werden zeigen, daß es auch unter den Herrischen noch anständige Leute giebt." — Als hernach unsere vierspannige Gesellschaft durch den Schachen war, sah sie hoch an der Lehne ein Gehöft. Unterwegs steilan fragte der Vater seine Ehegesponsin, wie viel Schinkenbrot sie eigentlich mitgehabt und verloren habe? Wie viel Uhr es etwa sein möchte? Warum sie an so einem Tag ihre Taschenuhr zu Hause gelassen? Ob der Kanarienvogel daheim in seinem Bauer wohl versorgt wäre mit Futter und Wasser? Als die Frau derlei Fragen schnaufend beantwortet, rief er ihr ebenso schnaufend zu: „daß die Weibsbilder aber den Mund schon einmal gar nicht halten können! Schwatzen sollst nicht, beim Bergsteigen, sage ich!"

Endlich waren sie am Gehöft. Das lag breit und behäbig da, und weil sie weder sprechen durften noch konnten, so dachten sie sich ihr Gottlob und daß sie doch endlich was würden zu essen bekommen. Die Thore der Stallungen und Scheunen standen offen, und auch die Hausthür, zu sehen aber war kein lebendiges Federlein. Sie gingen in das lustige Vorgelaß, in die große

dumpfige Stube, dort setzten sie sich auf die Bank und hörten, daß es totenstill war, und sahen, daß niemand zu sehen war. Der Herr Vater ging zuerst im Hause herum, ging in den Ställen und Stadeln herum und suchte Leut'. Er fand niemand. Dann ging die Frau Mutter in die Küche, machte einen großen Kasten auf und fand Milch, Brot, Butter und Honig. Allsogleich wollten sie Hand anlegen, besonders die schlanken Töchter, da sprach aber — und sehr zur Unzeit — beim Herrn Vater das Gewissen drein.

Sie hatten sich gesagt, daß sie niemand Schaden thun wollten, und jetzt sollten sie da einen Raub ausführen? Sollten sich Sachen aneignen, ohne ein Recht darauf zu haben? Das darf platterdings nicht sein. — Die ältere Tochter aber tauchte ihren Zeigefinger in den Rahmtopf und leckte ihn ab. Die Frau Mutter verwies heftig, daß sich so was nicht schickt — ohne Löffel in die Töpfe zu greifen. Sie fand in der Tischlad' Eßzeug, und gerade als ob sie daheim wäre am eigenen Herd, deckte sie den Tisch und trug die lockenden Sachen ordentlich auf. Der Herr Vater erging sich so lange in schönen Moralbetrachtungen über Mein und Dein, bis er mit einer großen Schnitte Butterbrot seinen Mund zustopfte.

„Wir werden ja Geld da lassen! Einen ganzen Gulden!" Mit diesem Vorsatz beschwichtigten sie ihre grübelnden Gemüter. Doch als der erste Heißhunger gestillt war, fand der Herr Vater, daß ein halber Gulden auch genug wäre.

„Reichlich genug!" rief die Frau Mutter, „auf

der Alm wachsen solche Sachen ja soviel als umsonst. Wär' nicht schlecht, so ein Töpfel Milch und ein Laibel Brot um einen halben Gulden zu zahlen!" Mit großer Tapferkeit griffen sie zu, alle vier, und ausdauernd nährten sie sich.

„Es wird's thatsächlich auch ein Viertelgulden thun," meinte der Herr Vater und strich sich Honig auf ein zweites Stück Brot.

Die ältere Tochter fand, als sie gesättigt ihre roten Lippen mit einem Sacktüchlein abwischte: Wenn die Bäuerin bei ihrer Rückkehr einen Silberzwanziger vorfände auf dem Tisch, so würde sie höchlich überrascht und zufrieden sein.

Man dürfe diese Naturmenschen mit Geld nicht verderben, gab die Frau Mutter weise dazu, übrigens sei die Milch schon sauer, die Butter ranzig und das Brot schimmelig. Der Honigtopf könnte auch sauberer gehalten sein. Da vergehe einem schon der ganze Appetit — denn sie war ebenfalls bereits satt geworden.

Die jüngere Tochter warf das Bedenken auf: Wie, wenn jetzt plötzlich der Bauer käme! Der rohe Bauer mit dem großen Stock, und die fremde Sippe sähe, die sich mir nichts dir nichts häuslich eingerichtet und über den Vorrat hergemacht hatte! Wenn man in dieser schönen Gegend den Herrischen überhaupt nicht grün ist, so kann's wohl sein, daß sich da etwas Absonderliches zuträgt. Die Stube hatte so dunkle Winkel und Nägel an der Wand. Der große Ofen konnte einen Scheiterstoß und eine ganze Familie fassen. — Der jüngeren Tochter fielen allerlei unheimliche Geschichten ein.

In Erwägung von Möglichkeiten that der Herr Vater doch einen halben Gulden aus seinem Ledertäschlein und legte ihn aufs Fensterbrett, damit im Falle einer plötzlichen Überraschung die Absicht redlicher Abstattung offen daliege. Durch das Fensterchen blickten die Töchter und sahen nichts Erquickliches. Vom Lärchenwald heran kamen zwei Männer. Der rotbärtige Halter und ein schwarzer Riesenkerl, der auf der Achsel ein Schock Heustangen trug. Sie sprachen sehr eifrig miteinander und schienen es eilig zu haben, das „herrische Gesindel" in den Bergen auszurotten. Unsere Familie wollte versuchen, ob durch die Hinterthür noch zu entkommen wäre, da trat ein stämmiges Weib ein. Das hatte Rechen und Futtergabeln bei sich und einen großen Handkorb mit leerem Eßgeschirr. Die Bäuerin selber war's, man merkte es an der überlegsamen Gelassenheit, als sie die fremde Einsiedlung sah. Die Frau Oberbuchhalterin trat vor und sagte ganz anmutig: „Wenn das die Hausmutter ist, so wird sie sich was Schönes denken! Wie wir uns da eingenistet haben, als ob wir daheim wären!"

„So!" sagte die Bäuerin, dieweilen sie ihre Sachen ablegte, „das ist ja recht. Werdet wohl Platz haben in der Stuben."

„— Und uns gleich was zu essen genommen haben. Wir waren hungrig zum Umfallen. Müsset schon verzeihen, daß wir's derweil gleich selber genommen haben."

„Seids doch so gescheit gewesen!" rief die Bäuerin heiter aus. „Wenn eins Hunger hat und kein Mensch

im Haus ist, da muß man's freilich selber nehmen. Wir haben auf der Wiese geheut, wird bald's Wetter umschlagen."

„Einerseits seid auch Ihr schuld, liebe Frau," sprang nun auch der Oberbuchhalter mit gemütlicher Betonung ein, „daß Ihr alles so offen laßt, wenn Ihr ins Heuen geht."

„Narren!" lachte sie, „das ist wohl gut gewesen, wenn ihr etwas zu essen habt haben wollen. Den Kasten zusperren, das wär' schon gar zum lachen! Dafür ist's ja da, daß es gegessen wird."

„Wir haben allerdings dafür Geld hergelegt."

„Was nit noch!" rief die Bäuerin und stemmte ihre dicken Arme in die Seiten, so daß sie — wie die jüngere Tochter später darthat — aussah, wie ein großer Plutzer mit zwei Henkeln. „Zahlen wollt's das bissel Milch!"

„Wir haben auch Brot, Butter und Honig genommen."

„Recht habts gehabt, 's ist ja da. Dafür ist's ja da. Geh', nehmen thu' ich nix dafür. Ein Vergeltsgott, wenn 's mir geben wollt's, den hat der Bauersmensch alleweil zu brauchen, daß ein anderes Jahr wieder was wachst. Thut's doch weiter essen, wenn's schmeckt, ich füll' noch nach. Die jungen Menscherln möchten gewiß noch ein' Honig! Aber freilich, dafür ist er ja da!"

Nun trat aber der Riesenkerl in die Stube. Er mußte sich in der Mitte fast einschnappen wie ein Taschenmesser, daß er durch die niedere Thür konnte. Auf dem klobigen Kopf hockte ein ganz schmächtiges Hütel, aus dem zu allen Seiten wild und üppig die

schwarzen Haarwuchten hervorquollen. Das braune viereckige Gesicht war rasiert, denn es war zwei Tage vorher erst Samstag gewesen. Die Augen und der breite Mund waren eingekniffen und zeigten ein böses Vorhaben.

„Du Vaterl," redete ihn die Bäuerin an, „hungrige Leutln hab'n mir kriegt, derweil mir auf der Wiesen g'wesen sein!"

Stand der Riesenkerl da und blickte finster auf die Gäst'. Dann schnob er zwei- dreimal durch die Nase und sprach mit zarter Fistelstimme: „'s Essen soll ihna vergunnt sein. Aber nachher solln's schaun, daß 's weiterkummen und sollen die Thör zumachen, daß sich 's Vieh nit wieder verlauft!" —

Das war alles.

Als unsere Touristenfamilie später draußen im Lärchenwald stand am gabelnden Weg, um zu beraten, ob man den Berg vollends besteigen oder umkehren solle, meinte die Frau Mutter: „Mir wär's schon bald lieber, wieder thalwärts. Es ist nicht gemütlich heute."

„Mutter," sagte darauf die jüngere Tochter, ganz leise sagte sie es: „Trachten wir, von diesem Bauernhause wegzukommen, 's ist gar nicht zu sagen, wie sehr ich mich schäme."

„Du, ich auch!" gab die andere Tochter bei. Hätt's nimmer geglaubt, daß einen diese ungebildeten Leute so demütigen könnten."

Sagte die Frau zu ihrem Mann: „Du hättest doch einen ganzen Gulden aufs Fensterbrett sollen legen.

„Einen Dukaten, wenn ich mitgehabt hätte," rief

der Oberbuchhalter begeistert aus, „das sind goldene Leute! Ich bitte euch, Kinder, macht allemal die Thorschranken zu auf dem Land, laßt euch's gesagt sein. Man ist auf fremdem Eigentum. Wir Stadtleut sollten einmal bedenken, ob es uns angenehm wäre, wenn unberufene Leute in unseren Gärten so herumspazieren thäten. Man sollte sich immer vor Augen halten, daß auch anderer Rechte respektiert werden müssen. Lasset es euch gesagt sein, Kinder! Alles was recht ist!"

Dieweilen der Herr Vater in würdiger Weise solche Moral entwickelte und die drei Weibsleute munter einer Amsel zuhörten, die im Walde sang, gingen sie durch eine Thorschranke und — ließen sie offen.

Maigewitter.

Wütend war sie. Man hatte sie nie noch so gesehen, die gutmütige Person. Ihr Bruder, der Pfarrprovisor, meinte bei sich: Wenn der Zorn größer ist als die Liebe, um so besser, so wird sie's leichter verwinden.

„Jetzt geh' ich!" rief sie, raffte das kastanienbraune Umhängetuch zusammen und warf es sich unordentlich um die Schultern.

„Wohin willst du doch?" fragte sie der Pfarrer.

„Wohin denn sonst? Zu ihm."

„Zum Lehendorfer? Du? Und jetzt? — Marianna, das thäte ich nicht an deiner Stelle. Ihm nachgehen, dem Lumpen."

„Ihm nachgehen! Na, Bruder, das hab' ich Gott sei Dank nicht vonnöten."

„Das meine ich auch. Mein liebes, feines Schwesterl, bekommst zehn für einen."

„Ich mag keinen! Gar keinen. Lauter schlechte, falsche Kanaillen!" Sie zitterte am ganzen Leib, ihre Wänglein waren fahl wie eine Kirchenmauer, ihre sonst so roten Lippen hatten die Farbe der Zähne, die sie zusammenbiß, daß es knackte. Aber das Auge! Zu diesen

großen, runden Augen loderten die Flammen heraus, wie zu den Fenstern eines Hauses, dessen Inneres in hellem Brande steht.

„Und doch willst du zu ihm?"

„Weil ich ihn züchtigen muß!"

„Gezüchtigt ist er ja schon."

„Aber von mir nicht! — Wart', Bübel, die anderen haben dir ihre Meinung schon beigebracht. Jetzt sollst noch die meinige erfahren —" Sie riß etwas vom Wandnagel.

„Was, die Hundspeitsche, Marianna?!"

Sie war schon zur Thür hinaus.

Der Pfarrer ging mit raschen Schritten die Stube auf und ab. — Diese Liebeshändel! Diese verdammten Liebeshändel! So haßerfüllt, so rachgierig! Und das heißt man Liebe. — Wie die Leute erzählen, bin ich ja nicht einen Augenblick sicher, auf den Versehgang zu müssen! Und ich werde in die Lage kommen, dem Manne, der meine arme Schwester hintergangen hat, die Sünden zu vergeben. Daß man solchen Gesellen die Hölle heiß macht, um dann doch wieder zu löschen, dazu fehlt gewöhnlich schon die Zeit. Schade um ihn. Was hilft's, wenn der Geselle sonst ein sogenannter anständiger Kerl ist, wenn ihm das Wichtigste fehlt. Bigamisten, wie die Hunde! Pfui Teufel!

Durch die hellen Fenster sah er draußen den Arzt vorübergehen.

Der Pfarrer riß den Flügel auf: „Guten Morgen, Herr Nachbar! Wie steht's?"

„Guten Morgen, Herr Pfarrer! Wir können läuten lassen.“

„Aber nein doch! Das ist ja schrecklich! Der hat's einmal hart gebüßt.“

„Gebe uns Gott allen ein so sanftes Ende. Nach so hohem Alter!“ sagte der greise Arzt.

„Sie meinen am Ende den alten Zinnstauber!“

„Er hat Feierabend gemacht.“

„Ich meinte aber doch den Adjunkten.“

„Aah, den Lehendorfer. Na, mit dem steht's allerdings schlimmer.“

„Ich höre — ein Raufhandel. Die Leute reden allerhand.“

„Der wird lange nicht mehr zum Nachbarsmädel gehen!“

„Hat auch wahrlich nichts bei ihm zu thun, der Lotter! Der Spitzbub, der — sakerment, jetzt hätt' ich bald geflucht.“

„Die Beine haben sie ihm abgeschlagen — alle zwei,“ berichtete der Arzt. „Ihrer ein Schock Bauernburschen. Vor dem Fenster der Grillbaumerischen. Zuerst — heißt's — haben sie ihn gedroschen, nachher hat er mit dem Messer gestochen, alsdann hat er seine Fetten halt bekommen. Zerbrochen wie eine Kinderpuppe. — Mahlzeit, Herr Pfarrer!“

Na, prost Mahlzeit! Armes Dirndel. Jetzt hast einen Bräutigam, der nicht stehen kann. Richtig, du gehst ihn ja karabatschen. Dünkt mich also doch, daß du ihn noch behalten willst .... So sprach der Pfarrer mit sich selber, weil der Arzt schon davon war.

Nach längerer Zeit wurde es zwölf Uhr. Auf dem Turm läutete die Glocke. Der Pfarrer stand am Fenster und betete das Ave Maria. Er konnte es heute nach Belieben wiederholen, ohne daß die Suppe kalt wurde. Denn sie stand noch gar nicht auf dem Tisch. In der Pfarrhofsküche brannte kein Feuer, und die junge Köchin war noch nicht zurückgekommen.

Sie war mit sehr raschen und fast mannbar großen Schritten hinaufgeeilt gegen das Haus des Gerbermeisters. Dort hatte der Mensch sein Zimmer. Auf der Gasse standen die Weibsleute still und schauten ihr boshaft nach. Sie hätte sie mit den Augen totstechen mögen. Den Blick etwa zu Boden schlagen! Just nicht! Mehr wert ist sie, wie die anderen alle. Stolz macht das Unglück. — Die Peitsche ließ sie in der Luft schwirren über schnatternden Gänsen. So heiß war in ihr der Zorn, daß sie kein Herzweh spürte. — Sechs Wochen vorher hatten sie sich verlobt. Der Adjunkt erwartete eine Beförderung, dann wär's zum Heiraten gewesen. Ein so lieber Kerl! Und so falsch! So falsch! — Aber jetzt soll er's sehen! Sie wird ihn wegwerfen. Sie wird ihn mit ihrer Verachtung in den Abgrund werfen! Dann soll ihn nur die Grillbaumerische auflesen — diese Schlange! Diese Giftschlange! Gott, wenn sie nur heute all die Schmachworte zur Hand hätte, die diesem Best gebühren! Sie hat ihn verführt, anders ist's nicht! —

Als die Marianna in das Gerberhaus kam, mußte sie erst seinem Zimmer nachfragen. In der hofseitigten Stiege begegnete ihr ein altes, unsauberes Weib. Vor lauter Vergnügen über den Besuch zog dieses

den Mund auseinander, daß man alle drei Spitzzähne sah. Sie war die Wärterin, wollte aber die beiden Leutchen jetzt bereitwillig allein lassen.

„Ist nicht notwendig!" rief das Mädel. Die Alte blieb aber doch heraußen. Die Thür ist ja ganz dünn.

Aus dem Hof grunzten die Schweine herauf. Aus einer Bretterkammer, die so weit offen stand, daß die Gesellen zu sehen waren, wie sie die Haare fetzenweise von den gebrühten Häuten schabten, kam ein widerlicher Geruch. Das Zimmer war dumpfig, das Fenster geschlossen, auf dem Bette lag ein junger Mann, dessen Beine wulstig in Tücher eingewunden waren, wie die Riesenfatschenkinder. Soweit ein hübscher Mensch. Auf der feuchten Stirn klebten ein paar braune Locken. Ein mäßiges Schnurrbärtchen war da, aber ganz ungepflegt, die Haare kamen ihm zum Munde hinein, wenn er sprach.

Sie hatte gedacht, er würde sehr erschrecken, wenn sie nun auf einmal vor ihm stand. Nicht annähernd. Mit einem gutmütigen Blick schaute er sie an und hielt ihr die weißärmelige Hand entgegen.

Sie war ganz an der Thür stehen geblieben, verblüfft. „Ah, das ist gut!" sagte sie. „Wie freundlich er mich grüßt! Mir scheint, daß er gar nicht bös ist auf mich!" Der ganze Hohn, den sie vorläufig aufgebracht. Dann schleuderte sie das braune Tuch von sich, und das Unwetter brach los: „Du Schandfleck! Du Schandfleck! Recht geschieht dir! Alles hätten sie dir zerschlagen sollen! Die Händ' und den Schädel!"

Er antwortete nicht. Merkte jetzt, wo das hinaus

wollte. Abzuleiten suchte er und verlangte heiser nach der alten Wärterin, daß sie ihm Wasser reiche.

„Ja, ich bitt' dich gar schön!" sagte die Marianna. „Ist denn deine Herzliebste nicht da? Daß sie dich pflegen könnt'. Weil du so viel für sie leiden mußt!" — Daß diese Worte in ihrer eigenen Brust wie Messer wühlten, wer merkte es ihr an?

„Marianna!" sprach endlich der Kranke. „Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Habe groß gefehlt. Aber soweit nicht, wie du meinst. Soweit hätt' ich mich nicht vergessen, nie und nimmer..."

„Lüg' nicht!" rief sie grell aus. „Umsonst schlägt man einen aus Eifersucht nicht zum Krüppel! Der du jetzt bist!"

Nach einigem Schweigen sagte er trotzig: „Wer hat's denn zu leiden, als ich selber! Wenn du mir so kommst! Wen geht's denn noch was an?"

„Wen's was angeht, fragst du," sprach sie ganz sänftiglich. „Wem hast du dich denn versprochen, Hans? Am Ostermontag. Weißt du noch? Wirst mir wohl treu sein? habe ich dich gefragt. Und du: Was denkst du von mir? Ein Mann, der sein Ehrenwort bricht! Seiner Braut Treu' versprechen, hast du gesagt, ist so gut ein Ehrenwort, wie jedes andere. Ein Schurke, wer's bricht! — Und heute nach sechs Wochen? Ich brauch' dich nicht zu nennen, wer du bist, du hast es schon selber gethan."

Er richtete sich rasch mit dem Ellbogen auf und sagte scharf: „Kannst du mir was Schlechtes vorwerfen? Hast du's gesehen?"

Jetzt fuhr sie los: „Leugnen! Leugnen! Hautschlechter Lump du! Weil es ich nicht gesehen hab', willst du mir's abstreiten. Das möchte eine saubere Ehe werden, wo du denkst: Wenn sie's nur nicht sieht! Wenn sie's nur nicht sieht! Wo hat denn die Treue zu stehen, vor oder hinter dem Rücken? Wofür heirate ich denn, als daß ich einen treuen Menschen hab'! Ich kann ledig bleiben auch. Bei meinem Bruder fehlt mir nichts. Und tausendmal lieber ein Dienstbot' aller Lebtag', als eine Ratsfrau sein — wenn du's mit deiner Treu' und Gewissenhaftigkeit soweit bringst — und alle Tag' betrogen werden hinter einer jeden Küchenschürze! Schandbub, du!"

„Marianna!"

„Mir graust vor dir! Ich kann's nicht sagen, welchen Abscheu! Zigeunerzodel, schlechter!"

„So laß mich doch reden!"

„Kannst sagen, was du willst, das Vertrauen ist hin. Kannst brav sein, wie du willst — wenn du's zusammenbringst. — Mir wird der Tag nimmer aus dem Kopf gehen: Er kann betrügen, er kann's! Schon in der ersten Brautzeit, wo sonst die Lieb' am größten ist, hat er dich betrogen. Ist zwar halbtot geprügelt worden, und das ganze Dorf hat's erfahren. So wird er ein anderes Mal vorsichtiger sein und man hätt' den ausgemachten Spitzbuben im Haus, vor dem man sich selber zusperren muß, wenn man schon die Kisten und Kästen offen läßt!"

„Du Marianna!" Er wäre am liebsten aus dem

Bett gesprungen, da krachten die Beine. Die Zähne biß er ineinander, auf der Stirn standen große Tropfen.

Sie schaute ihn einen Augenblick schweigend an.

Er sagte aus zusammengepreßter Kehle: „Und wenn ich mich vergangen hätte! Was du für ein steinhartes Herz hast! Jetzt, wo ich so verlassen bin — so verlassen ...“

Sie war mit raschen Schritten durch das Stübchen gegangen, hin und her, hin und her. Zum Aufschreien war ihr vor schrecklicher Pein, die ihre eigenen Worte in ihr angerichtet hatten. — Und wie sie unten im Winkel stand, vom Bette fast fern, da wendete sie sich hin und sprach ruhig: „Also, wenn du unschuldig bist, wie ist's denn zugegangen?“

Er ballte mit der Faust das Leintuch zusammen und sagte: „Mein Gott, wie ist es zugegangen! Der Chef feierte seinen Geburtstag. In der Nacht auf dem Heimweg bin ich lustig, und wie das Grillbaumerhaus kommt, fällt's mir ein, da schläft auch ein Mädel drin, das man foppen könnte. Und klopfe ans Fenster.“

„Daß du aber das Fenster so genau gewußt hast!“

„Weil ich früher etlichemal mit den Burschen gasseln gegangen bin bei der Nacht. Der Gregelmaier hat sie gehabt, und wie es die jungen Leute schon treiben. Wir sind Wacht gestanden vor dem Haus und ist's mir halt eingefallen, wie ich in derselbigen Nacht am Fenster vorbeigeh'.“

„Und sonst nichts? Aber — diese Unschuld! Zu rührend! Nur necken hast wollen am Fenster? Nur das? — Hans! Wenn ich dich jetzt bei deinem heiligen Ehren-

wort frag'! Du hältst ja so viel aufs Ehrenwort! Wenn ich dich frag', ob's wahr ist! — Schau mich an!"

Er schaute ihr ganz offen ins Gesicht, auf einmal aber zuckte er mit den Wimpern, als wäre ein grelles Licht. Dann blickte er wie hilfesuchend umher. Ganz stumm.

„Nun also! Heraus mit dem Ehrenwort!" Starr wie eine Bildsäule stand sie vor ihm. Er schob sich gegen die Wand um, verdeckte sein Gesicht mit der Hand und — weinte.

Sie ging wieder auf und ab. Die Peitsche hatte sie längst nicht mehr in der Hand. Das Fenster öffnete sie, um mit dem Taschentuch die Fliegen hinauszujagen. Der starke Geruch aus der Häutekammer drang herein, sie schloß wieder. Sie that, als wollte sie aufräumen, warf Kleider und Bücher hin und her, aber alles nur, um ihre Bewegung zu unterdrücken. — Dieser schlechte Mensch, wie furchtbar arm er jetzt ist! Ein Krüppel, und so Schmerzen, und muß dahin liegen, und hat niemanden mehr...

Jetzt trat sie sachte, ganz sachte wieder an sein Lager, legte ihm die Hand leicht auf die Stirn und strich ein wenig das Haar zurück. Er schluchzte, daß die Achseln heftig auf und nieder stießen. — Vom Ehrenwort sagte sie nichts mehr. — Ganz jäh beugte sie sich über ihn nieder, riß seinen Kopf an ihre Brust, küßte seine Stirn, seine feuchten Wangen, seinen Mund so heftig, daß es ihr den Atem fast verschlug. Er ließ es bloß geschehen, dann, als sie müde geworden war, stöhnte er: „Ich bin deiner nicht wert..."

„In Gottes Namen!“ stieß sie hervor. Ihre Stimme war heiser, halb gebrochen. Und nach einer Weile, da sie sich aufgerichtet hatte und ziemlich ruhig geworden war: „So kann's nicht bleiben, da. Du mußt eine ordentliche Wartung haben. Was sagt der Arzt?“

„Einen Verband hat er mir gemacht. Alle zwei sind ab.“

„Ich will dir doch einen Beinbrucharzt kommen lassen.“

„Unserer hat gute Hoffnung. Aber Geduld — sagt er.“

„Ist dir die alte Wärterin recht? Sonst bestelle ich die Spital-Nandl. Weißt, die kann umgehen und ist lieb mit den Kranken. Ich werde täglich ein paarmal heraufschauen, ob dir was fehlt. Und bring' dir das Essen mit, wenn's dir recht ist. Aber schau, liegen wirst schlecht. Wart', ich schiebe dir die Kissen besser. Du kannst dich nicht bewegen?“

Er nickte nur so ein wenig.

„Thut's dir arg weh?“ fragte sie voller Innigkeit.

„Jetzt nicht mehr, Marianna, jetzt nicht mehr.“

„Schau, du bist ja mein guter Hans!“ Mit beiden Händen streichelte sie sein Gesicht. Feuchte Augen. Und so selig, so selig! — Das Mitleid war schier noch süßer, als die Liebe. Oder — war das erst die rechte Liebe? Seitdem sie ihm etwas zu verzeihen hatte! Jetzt erst hatte sie aus Freiem ihn angenommen, jetzt erst konnte sie sehen und zeigen, wie gut sie ihm ist. Und erst jetzt wußte sie es auch für sich, daß kein Zerstören des Bundes

mehr möglich ist, daß ihr aller Schmerz und alles Glück von diesem einen Mann bestimmt sein muß.

„Was hast du denn? Aber was hast du denn, Hans?“ fragte sie, lebhaft bestrebt, mit den Händen sein Haupt so zu rücken, daß er sie anblicken mußte. Er verdeckte immer wieder sein Gesicht. Dann murmelte er ein einziges Mal: „So viel schämen!“

Sie begann zu plaudern von allerhand heiteren Dingen, berührte aber die Ursache des Vorgefallenen mit keiner Silbe mehr. Da hob der Adjunkt plötzlich die Hand in die Luft und schnalzte mit den Fingern.

„Was heißt denn das?“ fragte sie lachend.

„Weil ich jetzt anders nicht jauchzen kann!“ —

Gegen zwei Uhr nachmittags knisterte in der Pfarrhofküche das Feuer. Der Pfarrprovisor schlich zur Thür, um durch das Guckloch zu erfahren, ob es ihm auch schmecken werde, das Mittagsmahl. Sie schaffte fleißig und hatte ein hochgerötetes, munteres Gesicht.

Treues Bruderherz, freilich wird's dir schmecken!

Die Männerwahl.

Fräulein Kibitz von Kibitzheim war schon zwanzig Jahre alt gewesen — früher einmal. So gottlos lang konnte das ja nicht her sein, ihre Schönheit stand noch in voller Blüte, nur von Zeit zu Zeit, daß der Maiwind ein rosiges Blättchen davonwehte. Viel zu früh war's aber doch nicht mehr, nach einem Manne auszuschauen.

Sie schaute auch tapfer aus und war stolz genug, einzugestehen, daß sie sich nicht wählen lasse, vielmehr, daß sie selber wählen werde. Nun war der hübschen Kibitzin die Wahl aber schwer, nicht deswegen, weil zu viele begehrenswerte Männer vorhanden, nein, sondern weil sie gar keinen Mann sah — nicht einen einzigen. Männchen genug, alle Kirchenbänke zur linken Hand waren voll davon, alle Wirtshäuser waren voll, alle Kegelbahnen, alle Schießstände, alle Reitplätze, alle Jagdreviere — voll von Männchen. Aber kein Mann darunter.

Auch dort, wo die Arbeit war, suchte sie, im Waldschlag, auf den Holzflößen, auf den Eisenbahnen, in den Landhöfen und in den Werkstätten — lauter Männchen. Manches that erschreckend männlich, es griff

derb an, es polterte und fluchte, es stritt und schlug und stach — aber schließlich, es war kein Mann. Die Jungen wollten sich zu erkennen geben mit Tabakrauchen; wenn der Schlot dampft wird doch Feuer in der Esse sein. Andere wollten sich zu erkennen geben mit stattlichen Schnurrbärten; wenn ein Wisch ausgesteckt ist, wirds wohl ein Wirtshaus sein. Wieder andere wollten sich zu erkennen geben, indem sie ohne weiteres die Frauenzimmer mit beiden Händen am Kopf nahmen und sie unbändig auf die Lippen küßten. Auch bei der Kibitzin hatte mancher so sein Bekenntnis schon ablegen wollen — na, da war er an die Richtige gekommen!

Die Herrschernatur, die trotzige, starke, die alles bezwang: die Arbeit, die Leute, das Weib, sich selbst — das war ihr der Mann.

Sie geriet nachgerade in Wut, wenn sie sich vorstellte, es wäre einer der andern Gattung ihr Mann. Den wollte sie zerfleischen! Ein weibisch eitler, weichmütiger, nachgiebiger Mann! Ihre Zähne knarrten, wenn sie nur daran dachte, ihre Fingernägel gruben sich in das Fleisch der geballten Faust. — Aber sie denkt ja gar nicht ans Heiraten. Denn Herren, wie sie sie meinte, giebt es nicht mehr. Eine ausgestorbene Rasse. Wie nur gerade die Starken aussterben müssen! —

Der Maiwind riß immer mehr Blüten von ihrer Schönheit, und sie fand keinen, das heißt, sie wollte keinen. — Und urplötzlich hatte sie einen.

Auf ihrem Hofe war Rindviehschule gewesen. Hinter der Wegplanke auf dem Feld hatten sie die Lehranstalt eingerichtet. Zwei Knechte hatten ihre Jacken weg-

geworfen, ihre Hemdärmlinge aufgestreift und gebärdeten sich wie Tierbändiger. Es handelte sich darum, den Rindern das Pflügen zu lehren. Wie sie an dem Pflug gespannt in der Furche gleichschrittig hintrotten sollen, beim „Hi!" anziehen, beim „Hott!" stehen bleiben, beim „Hittoh!" rechterhand, beim „Ehah!" linkerhand rückkehren müssen. Zuerst war eine Kuh drangekommen, die war so weit gelehrig und folgsam, nur das Rechterhand und Linkerhand wollte sie nicht begreifen, bis einer der Knechte draufkam, daß die Kuh ja gar keine Hand hatte, also unpädagogische Begriffe angewandt worden waren. Dann kam ein junger Ochs dran, der war zwar begriffsstutzig, besonders sah er nicht ein, weshalb man just in der schmalen Erdfurche dahintrotten müsse, während daneben der schöne Grasacker lag; aber endlich, als der Knecht bei den Hörnern anfaßte, fiel ihm wohl die alte Weisheitsregel ein, daß der Gescheitere nachgebe, ließ sich ruhig führen und zog den furchenden Pflug hinter sich her.

Anders aber der schwarze Stier, der nun dran kam. Der schnob gerade einmal, als ihm der Knecht das Joch auf den Nacken band. Er wendete den großen Kopf nach dem Pflug, schüttelte die schlottrige Fahne an seinem Hals und schnob wieder. — Was soll denn hier werden? Soll ich mich dazu hergeben, *unsere* Nahrung, das grüne Gras, einzuackern, damit die da, die Tyrannen, *ihre* Nahrung anbauen können? — Ich glaube nicht, daß der Stier diese wirtschaftliche Frage erwog, aber etwas anderes, sein Mannesstolz lehnte sich dagegen auf, hier in der Knechtschaft von Kreaturen zu sein, die

sich mit ihm bei weitem nicht messen konnten. Als der Knecht dem an den Pflug gespannten Stier das erste, schneidige „Hi, Schwarzer!“ zurief, rührte er sich nicht. Als der Knecht ihm einen Peitschenhieb versetzte, machte er einen so heftigen Sprung, daß der Pflug aus der Furche geschnellt wurde, und dann stand er wieder still und schnob, daß der Rauch aus den Nüstern stäubte. Der zweite Knecht packte ihn bei den Hörnern, na, das hatte der Stier gerade einmal abgewartet, mit einem Sprung schleuderte er den Knecht von sich, daß dieser über die Schollen purzelte. Der hintere Teil des Pfluges stak fest in der Erde, der vordere Teil mit den Rädern hüpfte wie toll hinter dem Tiere her, das in wilden Sprüngen über des Feld lief.

An der Wegplanke hatten sich Leute angesammelt, die „hei!“ und „hau!“ und „oh!“ riefen, und allerhand Ratschläge erteilten, wie das Tier zu bändigen sei. Dann zog man aus dem Schoppen einen andern Pflug und räumte die Trümmer des zerrissenen weg. Hernach versuchten die Knechte den Wildling einzufangen, der mit den Pflugrädern an der Axe immer noch über das Feld raste von einer Planke zur andern, von dem Hüpfen und Anprallen der Räder an den Hinterbeinen immer neu erschreckt und aufgeregt.

„Ihr bringt ihn nicht!“ rief ein Mann an der Wegplanke. „Das will ich doch einmal sehen!“ Er riß eine Stäcke aus dem Zaun, sprang damit über die Planke und hin gegen die feindlichen Parteien. Es war ein jugendlicher, stattlicher Mann mit glühendem Auge und aufgestrammtem schwarzen Schnurrbart. Es war Meister

Absang, der Schmied im Dorfe. Der nahte sich nun langsam dem Stiere. Dieser stand still und glotzte den neuen Gegner forschend an. Der Meister schnitt die Stränge ab und legte den Strick sachte um die kurzen dicken Hörner. Der Stier wühlte mit den Klauen des Vorderfusses die Erde auf, daß sie weithin stäubte, ein dumpfes Brüllen ließ er hören. „Lieber Freund!" sagte der Schmied, „wir wollen uns schon noch verständigen," that ganz gelassen um, bis mit Hilfe der beiden Knechte das Tier an den Baum gebunden war.

Die Kibitzin hatte diesen Vorgang mit großer Hingabe beobachtet. Jetzt wollte sie einmal sehen, wer der Stärkere sein wird. Der Schmied prüfte seine Zaunstäcke, sie war zähe, auf sein Umbiegen schnellte sie scharf zurück. Er that einen Hieb durch die Luft, das pfiff.

„Nicht schlagen!" schrie ein dünnes Stimmlein vom Wege her, „schlagen nicht!"

Da lachten die Leute. „Hau, der gradnasete Florl!" der kleine Uhrmacher! Ein Mensch, wohl schon an die Dreißig, ein zartes Bürschchen mit fast bartlosem Gesicht und großen Kinderaugen. Auffallend in seinem Antlitz war nur die Nase, die von der Stirn herab eine völlig gerade Linie bildete, weshalb er den Spitznamen „der gradnasete Florl" trug.

Der Rat „nicht zu schlagen" wurde also belacht.

„Vielleicht soll man der Bestie gar das Goderl kratzen!" spottete einer. Die Antwort des Schmiedes war, daß er den Stock schwang und dem Tiere einen wuchtigen Hieb in die Weichen versetzte. Der Stier schlug

mit dem Hinterleib in die Höhe, auf dem Baum zitterte das Laub, aber der Strick hielt fest.

„Tanzen und springen!“ knirschte der Schmied, „wart, Kerl, ich will dir tanzen und springen lernen! Du sollst mir noch die Hand küssen!“ Damit begann er nun auf das Tier dreinzuhauen; dieses brüllte laut, schlug mit den Beinen aus, riß wütend am Strick, weißer Schaum tropfte ihm vom Maul, bis es sein Rasen aufgab, fast bewegungslos dastand und die Schläge über sich ergehen ließ.

„So mein Lieber!“ sagte der Schmied endlich schnaufend und senkte den Stock, „weißt du's jetzt, wer von uns der Stärkere ist?“

Die Kibitzin hatte diese Sache mit gemischten Gefühlen besehen, jetzt rieselte ihr ein seltsamer Schauer durch den Leib. — Das ist ein Mann! — Zwar ein brutaler Geselle, aber sieghaft! sieghaft!

Das Tier war schier zahm geworden. Der Bändiger stand daneben und drehte mit zwei Fingern seinen Schnurrbart auf.

„So, Junge, nachdem wir uns gegenseitig vorgestellt haben, wollen wir mitsammen an die Arbeit gehen.“ Mit diesen Worten löste Meister Absang den Stier vom Baum und ihn mit beiden Händen fest an den Hörnern haltend, führte er ihn zum Pfluge und spannte ihn ein.

„Hi, Schwarzer!“

Der Stier stand und rührte sich nicht.

Der Schmied riß dem Knecht die Peitsche aus der Hand und ließ sie niederpfeifen auf den Rücken des

Tieres. Das machte einen Sprung aus der Furche, stand still und schnob.

„Mir scheint, du willst noch einmal tanzen!“ knurrte der Schmied, zornrot im Gesicht. Und neuerdings ließ er die Peitsche dreinsausen über das Tier. Mit schmetterndem Gebrüll riß dieses aus, die Strangwage erfaßte den Mann und schleifte ihn eine Strecke lang auf dem Boden hin, bis er in einer Furche liegen blieb, während der Stier mit gehobenem Schwanz, wild wie ein angeschossener Büffel davonraste.

Die erste, die über den Wegbalken sprang, daß alle Röcke flogen, war Fräulein Kibitz von Kibitzheim. Sie fand den tapferen Meister Absang noch am Leben. Er krabbelte aus der Furche hervor, schlenkerte sich mit den Armen die Erde vom Rücken, von den Schenkeln, von den Ellbogen, von der Nase, und schlichtete seinen Schnurrbart. Auf ihre Frage, ob ihm doch nichts geschehen sei, antwortete er trotzig: „Nein!“ und schritt stolz aufrecht fürbaß. Am Hofthore blieb er noch stehen, hob nach der Richtung, die der Stier geflohen war, die Faust: „Rabenvieh! Wir sehen uns wieder!“

Als die Gaffer auseinandergingen, sagte der kleine Uhrmacher zu einem Nachbar: „Müßte doch erlogen sein, daß dieses Tier nicht zu zähmen wäre!“

„Willst das nicht du unternehmen?“ sagte der andere. Es war in einem Ton gesprochen, der einen Wehleidigen zu Tode verletzt hätte; der kleine Uhrmacher merkte es gar nicht. Er antwortete: „Probieren könnt' man's ja.“

An demselben Abend wurde der Kibitzin berichtet,

eingefangen wäre der Stier, aber Rache schnauben thät er noch. Seinen Schwanz hielt er wie eine Kriegsfahne in die Lüfte und mit den Vorderbeinen scharre er die Erde auf, gleichsam um seinen Todfeinden ein Grab zu graben. Die Kibitzin hatte in derselben Nacht Gesellschaft. Der stramme derbe Schmied war bei ihr, allerdings nur in Gedanken und im Traume. Durch die ganze Nacht bändigte er den Stier, das glühende Eisen und die Weiber. Er war der Einzige, der mit Mut angriff. Die anderen hatten kaum so viel vermocht, um das Tier in Wut zu bringen. Heldenhaft haben beide gerungen, der Absang und der Schwarze. Mit diesem Gedanken war sie eingeschlafen und der Traum unternahm es, den Schmied und den Schwarzen zu einer einzigen Persönlichkeit zu vereinigen, an der sie großes Vergnügen hatte.

Am nächsten Tage gab es zu lachen. Der kleine Uhrmacher habe sich bereit erklärt, den Stier zu zähmen. Die Kibitzin blieb auf ihrem Gang in die Gärten vor der Schmiede stehen und ging endlich zum Thor hinein in den von der sprühenden Esse rosig beleuchteten Raum. Mit klobiger Wucht arbeitete der Schmied am Amboß. Die muskelstrammen Arme nackt, den Schnurrbart aufgewirbelt. Er war ganz Hammer. Nicht Amboß, sondern Hammer! Die Kibitzin legte ihre Hand vor die Augen, weil die brüllende Flamme der Esse sie blendete, mit der andern Hand hob sie ein wenig das Kleid, daß es nicht auf den Boden streifen konnte. So schaute sie vorgeneigten Kopfes dem Recken zu und fragte endlich, ob er gestern wirklich nicht Schaden gelitten hätte.

„Nein!“ antwortete er und hieb mit dem Hammer auf ein glühendes Stück Eisen, daß die Kibitzin zurückzuckte vor den Funken, die ihr ans Gesicht stoben.

„Was wird denn das?“ fragte sie.

„Was denn! Ein Kettenglied.“

Unwirsch war er, aber das gefiel ihr.

„Ein Kettenglied. So, so. — Das kann schon stark werden, wenn du's so fest klopfest.“

Er schwieg und hämmerte.

Da hob sie an, mit dem Köpfchen zu wiegen und drillerte:

„Ma lauft um a Ketten,
Die stark is und schwar is,
Die doppelt und dreifach
Verklenkt is und starr is;
Jetzt, Schmied, schmied' uns z'sammen
Mei Büabel und mich.“

Er fuhr sich mit dem Ärmling über die tropfige Stirn und warf mit einem Finger die Schnurrbartspitze in die Höhe, die während der Arbeit über den Mundwinkel herabgesunken war.

Diesen kleinen Stillstand benutzte sie um zu sagen: „Absang, was ist's denn mit uns zweien? Sollten wir nicht zusammen heiraten?“

Da sank ihm der Arm mit dem Hammer und er stand da. Stand da und schaute sie an — die vielumworbene Gutsbesitzerin — —

„Wenn's ernst wär', Nachbarin —?“

„Was solls denn sonst sein? Aus Spaß heiraten —

das wäre auch mein letztes! Schmied, mit dir möcht' ichs wagen."

Sein Gesicht war breit geworden und seine Stimme weich wie Butter, als er sagte: „Wenn ich dich beim Wort nehm', Kibitzin?!"

„So nimm mich!"

Also hatte sie geworben um ihren gewaltigen Herrn. Die Stolze, daß sie sich demütigen konnte vor diesem Manne! Ein Zeichen, daß es der Rechte war, der starke, gewaltige Herr, dem sie bisher nur im Traume begegnet, sonst nirgends.

Schon am nächsten Morgen erhielt sie einen Brief. Seidenpapier, am Rande mit Rosen bemalt. Die Buchstaben hingegen waren klobig und spießig wie Eisenhaken. Verse waren es, Verse! und sie lauteten:

„Es grüßt Dich herzhaft Josef, Dein Geliebter!
Denn wisse nur, ich liebe Dich so sehr.
Ich bin betrübt und werde noch betrübter,
Da ich von Dir seit gestern nichts mehr hör'.
Des Morgens, wenn ich wache auf vom Schlummer,
Da denke ich, wo wird die Süße sein!
Den ganzen Tag erfüllt mich banger Kummer,
Ob die Geliebte wohl gedenket mein.
Und abends, wenn ich geh in meine Kammer,
Da denk' ich immer, immer nur an Dich,
Einsam und allein bin ich, o Jammer!
Ich liebe Dich, ich liebe Dich ganz inniglich!"

In solcher Herrlichkeit ging es fort vier Seiten lang. Die Kibitzin war starr! — Dieses Liebesgewoisel! — Nein, gefoppt war sie worden, das konnte nicht vom Schmied kommen. Die Schrift

verglich sie mit der Schmiederechnung über beschlagene Räder, die sie erst kürzlich erhalten hatte. Sie war's doch! — Aus Liebe winseln, das darf kein Mann. Aber auch nicht ihrer spotten! Eins von beiden hat der Absang gethan. Sie wird ihm den Kopf waschen, dieses blöden Spaßes halber. Als sie ihn bald darauf durch die Gasse schreiten sah — ein Bündel Eisenstangen trug er auf der Achsel, vorn und hinten federten sie auf und nieder — blieb er schlank aufrecht und die Beine schienen so elastisch, als berührten sie den Boden kaum. 's ist halt doch ein Mann!

An demselben Tag hatte der schwarze Stier wieder Unterrichtsstunde. Ruhig ließ er sich in die Furche führen und an den Pflug spannen, aber beim ersten Hieb mit der Peitsche schoß er wild voran und bohrte den Kopf in die Erde. Nun trat aus den Zuschauern, die wieder an der Wegplanke standen, der kleine Uhrmacher hervor. Schmal und flink in seinem grauen Zwirngewande sah er beinahe aus wie ein Knabe.

„Jetzt gehet just einmal weg," sagte er zu den Knechten, „ganz weg und laßt mich machen."

Sie lachten und gaben ihm die Peitsche in die Hand.

„Die brauch' ich nicht." Er trat gelassen ans Tier und faßte mit der rechten Hand sein Horn und blickte ihm ins große Auge. Man hätte das zarte Gesicht mit der geraden Nase in dem pechschwarzglänzenden Rindsauge sich gut spiegeln sehen können. Und als er das Tier lange so angeschaut und mit der Hand gestreichelt hatte, gestreichelt am Halse, gekraut zwischen den Hörnern, hinter den Ohren, da begann er, mit seiner weichen

Stimme leichthin: „Hi! Hi!“ sagend, Schritt für Schritt der Furche entlang zu gehen — und der Stier trottete behäbig mit. So führte er ihn ein paarmal über das Feld hin und her und dann stellte er sich rückwärts an den Pflug. „Hi!“ sagte er ruhig, „hi!“ — Der Stier schritt allein in der Furche voran, der kleine Uhrmacher leitete an den Hebeln den Pflug, der den Rasen schnitt und umlegte.

Die Kibitzin hatte von ihrem Fenster aus durch den Feldstecher den Vorgang beobachtet. Anfangs hatte sie schon hinausrufen wollen, man solle den Kleinen doch nicht zum wilden Vieh lassen. Dann war ihr sein gelassenes Wesen aufgefallen und wie dabei auch der Schwarze ruhig ward. Und wie der Bursche das Rind so treuherzig anblickte, da fand sie, daß er mit seiner starken Nase, die von der Stirn herab eine schnurgerade Linie bildete, ein schöner Mensch sei. — Und nun ackerte er allein mit dem Stier, den die kräftigen Knechte und der gewaltige Schmied nicht hatten bändigen können.

„Aber Florl!“ rief sie ihm am Abende zu, als er den Schwarzen vom umgebrochenen Acker in den Stall führte, „wie hast du denn das angestellt?“

„Er hat halt müssen,“ antwortete der Uhrmacher.

Und nun stellte sich der Schmied auf: das sei freilich keine Kunst gewesen jetzt, da das Tier schon von ihm gebändigt worden wäre. „Na, Schwarzer, kennst du mich noch?“

Wohl, er kannte ihn noch, denn als der Schmied den Schwarzen derb bei den Hörnern fassen wollte, lag er auch schon auf dem Streuhaufen. Unter dröhnendem Gebrüll

hatte das Tier einen Sprung gethan, mit dem Hinterbein ausgeschlagen, da krümmte der Schmied sich auf dem Reisig und glaubte es, daß er den Stier nicht gebändigt hatte.

Am nächsten Tage machte die Kibitzin einen Besuch beim Schmied, um sich nach dem Verlaufe seiner Verletzung zu erkundigen. Er lag im Bette und rauchte die Pfeife. Ein verrenktes Bein, weiter nichts. Sie fand in der Stube Unordnung und räumte ein wenig auf. Sie untersuchte die Kleider, da fehlten Knöpfe; das fand sie erklärlich; wie sollte dem Recken zugemutet werden, sich die Knöpfe selbst einzuheften! Dann aber erst die Wäsche! Gott, wie nötig dieser Mensch ein Weib braucht! — „Was ist denn das?“ Im Nachtkästchen hatte sie ein kleines zartes Ding gefunden — aus Gaze und mit Bändchen. „Was ist denn das, Absang?“

„Ah, nichts weiter. Nur zufällig so. Liegt schon lang so herum, weiß gar nicht woher.“

„Aber es muß zu was sein. Ich will es wissen.“

Na, da hat er ihrs gesagt. Eine Schnurrbartbinde war es.

„Eine Schnurrbartbinde?! Bei der Nacht umbinden? Daß er bergan wächst? Daß er sich aufrichtet? Daß er nicht hängend wird? Ah, das gefällt mir!“ Einen grellen Lacher that sie.

Es war beinahe das letzte Wort gewesen, das sie zu ihm gesprochen. Rasch hatte sie ihr Tuch über die Achseln gelegt, den Sammethut aufgesetzt und ums Kinn gebunden. Hastig, fast schreckig that sie es, als ob's im Haus brennte. — Eine Schnurrbartbinde hat der!

— da hat sie gerade genug. Heiliger Valentin, wie man sich an den Männern täuschen kann. Glaubt man ihrem Aussehen nach, es wären Männer. Und sind Gecken. Schlagen und woiseln kann er. Und den Bart muß er künstlich auffrischen! Nein. Das glaub ich, daß der Schwarze vor so einem keinen Respekt hat. Ich hätte auch keinen. Keinen Respekt vor dem baumstarken Laffen, und dem kleinen Uhrmacher ist er willig gefolgt. „Weil er hat müssen!" — Dem wollte ich auch müssen. —

Und jetzt war's der Uhrmacher, der ihr im Kopf umging, so ungeniert, als ob er drin daheim wäre, mit seiner geraden Nase. In ihrem Schlafzimmer hatte sie eine Schwarzwälderin. Sie nahm den eisernen Gewichtsknollen von der Schnur, da schlug das Bendel noch einigemal lautlos hin und her und blieb stehen. Schickte die Kibitzin zum Uhrmacher; sie ließe bitten, es hätte ihre Uhr einen Fehler bekommen.

„Natürlich," sagte er, „weil das Gewicht fehlt!"

„Aber merkwürdig, daß ich das nicht gesehen habe! Ja, bist schon fertig? Hast's so eilig? — Du, was ich sagen wollte, Florian, sollten wir zwei beide nicht zusammenheiraten?"

Er schob noch ein wenig an der Uhr, daß sie richtig hing und sagte nebenbei: „Zusammenheiraten? Ich glaube nicht. Es dürfte ein Ehehindernis geben."

„Mensch! Bist du einer andern in Pflichten?"

„Einer in Pflichten? Gott sei Dank, nein."

„Oder stünden wir in Verwandtschaft miteinander?"

„Von Vaters und Mutters Seite. Von Adam und Eva her."

Ob seiner Schalkheit zupfte sie ihn am Ohr.

„Du Spitzbub! Was denn für ein Ehehindernis?"

„Mein Willen."

„Dein Willen? Den sollst ja haben."

„Eben darum heirate ich nicht."

„Aber Liebster, mir gefällt ja der Mann, der einen Willen hat."

„Mir auch. Deswegʼ bleibʼ ich ledig."

Nach solchem Zweigespräch fragte sie ihn, was er bekomme für den Gang?

„Zwanzig Heller."

Kurz und gut, die Stolze — dann blieb sie ohne seiner. Aber nicht, weil sie hat wollen, sondern „weil sie hat müssen!"

Sie hatte sich das Müssen anders gedacht.

Null-Annerls Hofstaat.

Das waren zwei Spitzbuben! In gewöhnlicher Zeit nannten sie sich Studenten, in den Ferien Touristen, manchmal auch Künstler. In Wahrheit waren sie, wie gesagt, zwei heillose Spitzbuben.

Heute hockten sie als Touristen auf dem Herde einer Almhütte, aber in einer ungeschickten, verfehlten Weise. Sie waren mit einiger Zuversicht heraufgekommen und als sie im Abenddunkel die „Kasa" fanden, priesen sie das holde Glück. Erst als sie auf den Steinen des niederen Herdes saßen und ein bärtiger Kerl im zerflickten Zwilchgewande dürres Knieholz hinwarf und pfauchend Feuer anblies, merkten die Jungen, daß es nicht eine „weibliche Sennhütte", sondern ein „männlicher" Halterstall war, in die sie geraten.

Der Halter war nicht wenig stolz auf die vornehmen Gäste, die ihrem frommen und gescheiten Aussehen nach wahrscheinlich einmal Bischof oder Minister oder gar Tierarzt werden und sich heute so bescheiden und artig unter sein lückenhaftes Schindeldach begeben hatten. Seine Ochsen, die den ganzen Tag nichts als kurzes, süßes Gras gefressen hatten auf der Alm, und bisweilen einander scherzeshalber mit den Hörnern begaukelt oder freundschaftswegen mit der Zunge beleckt hatten, sie saßen draußen im Stall, widmeten sich behaglich dem

Wiederkauen und legten endlich ihre großen Schädel hin, um zu schlafen.

Einer der Studenten behauptete, er hätte noch nie einen schlafenden Ochsen gesehen, denn er hätte mögen den Stall durchspähen, ob außer dieser ruppigen Mann-Kreatur nicht auch andere menschliche Wesen in der Anstalt wären.

„Ist eh, ist eh," sagte der Halter. „Wunderselten, daß man einen derwischt beim schlafen. Weil man's halt nit derkennen thut, sie thun sitzender schlafen." Und fuhr fort zu plaudern, daß die „Vieher" auch träumen und selbst im Traum seufzen und reden thäten.

„Reden? Was sie nicht einmal wachend können?" lachte einer der jungen Herren auf.

„Wer sagt denn das? Na, das wär sauber, wenn's Vieh nit reden kunnt! Der Fehler wird wohl an uns sein, wenn wir nix verstehen. Aber keine Kunst ist's nit. Maah! sagen sie und heißen thut's: Hilf mir aus, bin eingesperrt, bin angejocht. — Muh! sagen sie und heißen thut's: Hast a Schneid? Magst raufen? — Meeh sagen sie, und heißen thut's: Der dumme Knecht frißt und vergißt, daß wir unser Futter noch nit haben, wo wir den ganzen Tag am Pflug sind gewesen. — Liääh, Liääh! sagen sie, und bedeuten thut's ein Juchezen: Lustig ist's auf der Alm! — Wohl, wohl, meine jungen Herrn Erzbischöfe, wenn man alleweil Latein lernt, kann man freilich die Ochsensprache nit verstehen."

Der eine Student zwickte den andern am Schenkel, aus Freude darüber, hier einen jener Weltweisen gefunden zu haben, die man in der Landessprache auch

„Halbpelzer“ nennt, weil sie zuhalb Mensch und zuhalb — was anderes sind. Dann machte ihnen auch seine Mundart Spaß; der eine trieb Studien darin, die er in volkstümlichen Rollen zu verwerten suchte, denn er verlegte sich zeitweise auf die Schauspielkunst. Sie hatten sich eine freie Fahrkarte zu verschaffen gewußt, um auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege billig im „Volke unterzutauchen“. So waren sie hier und gefielen sich in dieser Hütte. Ganz entschieden hatten die jungen Herren mehr Interesse für Ochsensprache, als für die des Cicero oder des Homer, die lediglich nur vorhanden wären, leblustigen Jünglingen die Jugend zu verpatzen. Komm her, Kamerad oder Kameradin! Hunger hab ich! Trinken möcht ich! Raufen will ich! Lustig ist's auf der Welt! — Das ist alles, was man nötigerweise zu sagen hat. Wozu das viele Geplemper in allen denkbaren Sprachen?

„Mensch ist Ochs!“ In solchen drei Wörtern faßte der eine alle Weisheit zusammen. Der rotbärtige Halter nickte ernsthaft mit dem Haupte. Über dieses Haupt war eine schwarz-rot-gelb gestreifte Zipfelmütze gezogen und die Quaste baumelte an der Achsel herum. Wenn dieser Mensch nicht den sehr regellos gekräuselten Bartwust gehabt hätte, so wäre er anzuschauen gewesen, wie der deutsche Michel, der rasiert ist, so gutmütig, so ein wenig schalkhaft und ein wenig dämlich dabei — sich willig foppen lassend und dabei selber foppend.

„Na, die draußen, die wären abgefüttert,“ sagte er und legte seine Arme über die breite Brust. „Wie werd ich aber die herinnen abfüttern? Wollts eine Milch?“

„Bravo!"

„Ja, bravo heißt's, und ich hab' gar keine. Mittags hab' ich's Neigel abigossen. Wollts ein Wildbret?"

„Aber noch besser. Her damit!"

„Ja, her damit! Wenn ich keins hab'. Wo soll denn unsereins ein Wildbret nehmen? Der Blasel von der Hinteralm hat im vorigen Sommer einem Fremden Wildbret aufgewartet. Der ißt's und wie er satt ist, sagt er: So, Blasel, jetzt pack zusammen und geh mit mir, ich laß dich einsperren. Ich bin der Jagdherr. — Wenn aber die jungen Herren Mehlnocken haben wollen —"

„Wir mögen alles, wir haben Hunger —"

„— so dürfen's nur gleich bis morgen Mittag warten. Es muß erst 's Mehl kommen, vom Bauern herauf. Die Dirnen bringen's, morgen. — Was? Weinend werden? Aber Kinderln, wir haben ja Brot. Fünf Laibe, pfundschwere Stritzel. Die schieben wir vor's Thürl, wenn die halbverhungerte Seel' ausfahren will."

Nachher also Brot und Wasser.

„Wenn's die Erzräuber im Kotter dabei aushalten, so wird's uns auch nit umbringen," tröstete der Halter, derweilen er mit krummem Schnitzger vom hartgetrockneten Laibe handbreite Brotschnitten lostrennte. Und der deutsche Michel plauderte lustig darauf los. Als noch weiter vom Broteſſen die Rede war, sagte er: „Desweg' ist der Pfarrer in Hüttmoos so kamodt. Für die armen Leut. Die gehen gern bei ihm zur Kommunion. Dem seine Hostien sind so groß wie die Pflugräder. Das kleckt..."

Da wußten die Studenten nicht, woran sie waren,

ob sie vielleicht gar Almosenbrot vom Pfarrer in Hüttmoos aßen.

„Ja, ja,“ sagte der Halter, „wenn die Herren einmal Fürstbischöfe sind, sollten sie das allgemein einführen. Wenn's große Brotstritzel giebt dabei, nachher werden sie schon wieder zum Glauben kommen, die Leut'. — Also, nachher merkts euch das.“ Mit dem Finger schnalzend, drällerte er:

„Nur recht brotessen, Buabn!
Hot mei Voder gern g'sogt.
Ihrer neun hot er g'hoot,
Weil er brotgessen hot.“

Das wollte sich einer aufschreiben, aber der Michel: „Nix da! Liedel thut man singen und nit kratzen. — Und jetzt — luget her, Prinzen, und paßt auf.“

Vom Holzgestell nahm er eine Sauerbrunnflasche herab und schüttelte sie, daß es drinnen nur so schwuppen that.

„Schnaps?“

Er spreitzte die grauen Äuglein auf, zog das Gesicht in die Länge und den Mund so, daß er auf und ab war —

Schnaps!

Jetzt huben gute Zeiten an. Nachdem der Michel das „Stamperl“ halb vollgeschenkt hatte, hielt er inne und sprach: „Mit, oder ohne?“ Dabei einen Blick auf den Wasserkrug.

„Ohne!“ riefen die Studenten.

Da füllte er das Gläschen mit Schnaps voll. Doch schon der erste Schluck verkutzte den einen so arg, daß er

den Wasserkrug an sich riß und aus demselben in die Gurgel goß, um den stickenden Brand zu löschen.

„Fensterschwitz ist's keiner, gelt?" Der ganze Branntweinstolz des Almers lag in dieser Frage.

Mit Vorsicht und Beständigkeit tranken sie nun Schnaps. Und der machte in dem einen Studenten sachte die Künstlerseele sprossen. Er war ja Mime, obschon er's nicht nötig hatte. Wer Geld hat, der braucht nicht Komödie zu spielen. Mit besonderer Hingabe betrachtete er den Almer. Er hatte vor, in der nächsten Saison bei einem Liebhabertheater den Null-Anerl zu spielen und dafür stach ihm jetzt das zerflickte Gewand des Halters in die Augen.

„Was kostet so ein Anzug?" fragte er und zupfte am Jackenärmling einen Flicken los.

„Der kostet 's flicken und 's zerreißen — und wieder 's flicken," lautete der Bescheid.

„Wollt ihr mir ihn verkaufen?"

„Wer? Ich? Ich meine Hosen verkaufen?"

„Ich thäte so was brauchen."

„Und ich thät so was brauchen," sagte der Halter, den braunen Tuchrock des Studenten so derb anfassend, daß der d'rin Steckende ins Wackeln kam. „Willst tauschen, junger Minister?"

„Das nicht!" lachte der Student, „aber — wenn sie um Geld zu haben ist, euere äußere Haut?"

„Um Geld ist alles zu haben," gab der deutsche Michel mit aller Ruhe zur Antwort.

„Was wollt ihr dafür haben?"

„Für's Klüftl da, für's lustige? Kein paar Ochsen

wird's nit kosten. Habts 'leicht einen Krautgarten? Weil ihr einen Hasenschrecker brauchts. Gehts, gehts, foppen thut's mich!"

„Spaß und Ernst, was kostet dieses Gewand?" Der Student konnte sein Auge kaum wenden von den kümmerlich zusammengenadelten Zwilchfetzen; die Säume waren ausgefasert, die Flicken schienen stellenweise zwei- und dreifach zu sein, so wulstig fühlten sie sich an. Ein zerschlissenes Korbband diente als Gürtel, um die Herrlichkeit am Leibe festzuhalten. Die Taschen waren aufgebaucht: Ein unbeschreibliches Schnupftuch, ein Beutel mit Kautabak, ein Packel mit Viehsalz, eine Rosenkranzschnur, ein Taschenveitel, ein Lederbeutelchen mit etlichen Nickelmünzen.

„Das ist alles mein!" sagte der Halter mit gutgespieltem Stolz.

„Und sonst habt ihr nichts?"

„Was soll ich denn noch haben?"

„Kein anderes Kleid?"

„Zu was denn? Ist eh das noch gut. — Aber meine Herren Prälaten, ich denk', wir gehen in's Bett."

„Betten habt ihr?" fragten die Studenten begierig.

„Allerhand. Im Stall gleich neben meiner ist die Moosstreu. Hinter den Ochsen ist Stroh. Unterm Dach ist Heu." Und er drällerte wieder:

„Auf'm Heu is 's guat liegn,
Wer recht müad is und mot,
Und wer nit müad war und mot,
Der giftad sih z' todt."

Sie wählten das Heu im Dachraum; giften wollten sie sich heimlich, der Halter schien es doch zu ahnen, denn er schlug an: „Bitter, bitter! — In die unrecht' Hütt'n!" und begann gröhlend zu singen:

„Habns die Herrn holt bitter troffn,
Sein in d' unrecht Hüttn geschloffn.
Gstott der Dirn an olter Krocha.
Ha, do muaß ih locha!"

Derlei Bosheiten waren nicht geeignet, die flatterigen Studentenseelen zur Ruhe kommen zu lassen. Scheinbar lagen sie im Heu und schliefen sofort ein. Aber durch die Fugen des Bretterbodens gucken sie hinab in den Stall, wo der Halter bei einem Kerzenstümchen das Gewand auszog und sorgfältig daneben auf den Streuhaufen legte. Nur mit einem groben Rupfenhemd angethan, ließ er sich unter einem Seufzer auf sein Lager nieder und strampelte mit Armen und Beinen das Moos auf, daß es in Fetzen flog und als Bettdecke niederfiel. Damit war er zweifach zugedeckt: „So! Gute Nacht, Öchserln. Schlafen!"

Denen oben im Heu war nicht um's Schlafen. Die Sommernacht war so lind. Durch die Dachspalten. — „Du," flüsterte der eine zum andern, „mach den Mund auf. Da fließt die Milch des Mondes herein."

„So, so, deine Amme ist da!" spottete der andere und ließen sich beide den Mond in das Gesicht scheinen. Von draußen her vernahmen sie das leise Rieseln des Grillengezirpes. Da fiel es ihnen ein, sie wollten hinausgehen in die schöne Nacht. Und über die Almen hin. Vielleicht fänden sich andere Hütten, bessere Betten.

Ach, wenn ein junger Mensch nicht schlafen kann, da wird's allemal bedenklich.

„Feodor," lispelte der eine. „Bist du aufgelegt, daß wir heute was anstellen?"

„Soeben wollte ich mir dieselbe Frage erlauben. Höchstens eine halbe Stunde, weiter können sie nicht entfernt sein, die Schallerhütten."

„Wisse, Feodor, die Schallerhütten fechten mich gar nicht an. Null-Anerls Hofstaat liegt mir im Sinn. Komm, ich kaufe dem Halter die Kleider ab. Während er schläft. Um's Geld ist alles feil, er sagt es ja selber. Fünf Gulden — meinst du, daß es genug ist?"

„Für fünf Gulden kauft man sich heutzutage keinen Anzug, mein Lieber. Nicht einmal einen neuen, geschweige einen so komplizierten."

„Komm!"

Vorsichtig kletterten sie die Leiter hinab. Die himmlische Amme goß auch unten stellenweise so viel Milch, daß der Anzug auf dem Streuhaufen leicht zu finden war. Hastig raffte der eine ihn zusammen, raidelte ihn mit dem Korbband zu einem Bündel, steckte zwei Geldscheine an den Deckel der Stalllaterne, die an der Wand hing, dann huschte er mit seiner Beute aus dem Stalle, dessen Thor halb offen stand. Draußen suchten sie ihre Stecken, die sie gestern an die Hüttenwand gelehnt hatten. Der eine den seinen durch 's Korbband und das Bündel auf den Rücken. Und eilig davon.

Herzlich vergnügt über den Schelmenstreich strichen sie auf den mondbeschienenen Almen dahin, von Kuppe zu Kuppe erwarteten sie, eine Sennhütte zu finden. Dort

in der Mulde leuchtete es, wie ein schimmerndes Bretterdach, aber als sie nahe kamen, war's eine Steinplatte. Frohlaunig letzten sie sich an der Vorstellung, was der Halter meinen wird, wenn er des Morgens aufsteht und an der Laterne die zwei Fünfguldenscheine findet. — Na, woher denn? Wie kommt denn diese Million Geld daher? Gar von dem jungen Minister? Nobel! — Und wie er sich überziehen will, ist's Gewand nicht da! Der Donner noch einmal! Wohin hab' ich denn meine Hosen verwirtschaftet, gestern auf dem Abend? Und das Jöppel! Und — aber Saububen! Die Studentenbuben stecken dahinter. — Er schaut zum Dachboden hinauf. Nichts. Er steigt hinauf. Nichts, als die leeren Gruben im Heu. — Und haben es sich die jungen Herren auf ihrer nächtlichen Wander weiter ausgemalt, wie er seine blaue Bettdecke, aus der schon um und um das Werg herausschaut, über sich schlägt und rings um die Hütte läuft. Die Sonne ist da, dort über die Matten steigen Weibsbilder herauf mit Mehl und Schmalz und Speck. Wo sind die Hosen, die verdammten Hosen! — Aber Lapperl, ums Geld ist ja alles feil! So kaufe dir doch ein neues Klüftel.

Großartig kamen sie sich vor, die jungen Herren, daß sie diesem geldsüchtigen Naturmenschen so philosophisch zu verstehen gaben, wie der Millionär in der Wüste verhungern und erfrieren muß. Ja, ja, ums Geld ist alles feil. Jetzt kannst du dir deine Fünfguldenscheine umbinden, einen vorn und einen hinten! —

„Sei so liebenswürdig, Feodor, und nimm mir einmal das Bündel ab. Mir thut die Achsel weh."

„Und mir thun die Beine weh. Meiner Seel, wenn auf dieser dummen Alm nicht bald eine Hütte dasteht, so falle ich um und bleibe liegen, wie ein — ich weiß nicht was.“ Denn er konnte gar nichts mehr denken.

Es mußte keine Sennhütte mehr sein, es thats auch eine andere. Wenn's überhaupt nur ein Dach wäre, oder wenigstens ein trockener Boden zum Schlafen. Denn das Gras war so naß, daß es schon feucht durch die Stiefletten ging. Na, da war's hohe Zeit, daß sie zum Heuschoppen kamen, der an eine Schirmfichte hingesunken war. Heu war keins drinnen, sie stellten sich zufrieden mit dem schiefeckigen Bretterdach, das auf Pfeilern gestützt über ihnen schwebte. Zwischen zwei Baumwurzeln legten sie sich in die Höhlung und lehnten ihre Kreuzköpfeln aneinander, so arm wie Zwillinge im Mutterleib. Der Feodor meinte, man könne doch das Kleiderbündel als Kopfkissen verwenden. Der Milan schlotterte mit den Zähnen und sagte, er wolle lieber das Haltergewand über sein eigenes anziehen. — Gethan hat er's und war jetzt ein wirklicher Null-Anerl bei seiner Hilflosigkeit mitten im Gebirge. Je näher es dem Morgen ging, je kälter wurde die Luft. Die beiden Jungen schmiegten sich geradezu heftig aneinander, einmal lachten sie, dann fluchten sie und gedachten des guten Heulagers in der Halterhütte. Die schönste Mondnacht wird mit der Zeit langweilig.

Als der Feodor doch ein bischen einschlummern wollte, gab der andere keine Ruhe. Er wetzte sich hin und her, er rieb sich an der Baumwurzel.

„Was hast dich nur alleweil zu winden, du altes Krokodil!“ rief der Feodor unmutig aus.

„Ich weiß nicht,“ sagte der Milan kleinlaut. „Beißen thut's!“

So früh waren die jungen Herren noch selten aufgestanden, als an dem selbigen Morgen. Aber den Null-Anerl-Hofstaat auszuziehen konnte der beflissene Mime sich doch erst entschließen, als die große, liebe Sonne aufgegangen war. In der übernächtigen, fröstelnden Stimmung entschlossen sie sich, ins Thal hinabzugehen zur Eisenbahnstation Birsing, und nach Hause zu fahren mit ihren guten Certifikaten. Aber im Thale mußte der Feodor erst zum Dorfkrämer gehen und zwei Meter Segeltuch kaufen, um den Null-Anerl einzuschlagen, damit sie anständigerweise mit ihm reisen konnten. Man sollte auf Gebirgstouren doch immer einen recht großen Ruckſack mitnehmen. Bei einem guten Mittagessen, das nach einer so erfolgreichen Alpentour der Milan bestritt, war der arme entblößte Halter Gegenstand des Scherzes. — Der wird gescholten haben! Wie ein Waldbruder mit der Kutte wird er Umhersteigen in seiner Bettdecke, unter den Almerinnen. Und wenn ihm eine vom Krämer um's gute Geld einen nagelneuen Anzug bringt, da wird er lachen über die lieben, lustigen zwei Spitzbuben! Gott, was wäre das Studentenleben, wenn man keine Streiche machen wollte!

Auf dem Bahnhofe wartete der Feodor bei dem Bündel, während der Milan sich zur Kassa drängte, um die Fahrscheine abstempeln zu lassen. Unverrichteter Sache kam dieser vom Schalter zurück: „Feodor, hast du die Certifikate?“

Nein, die hätte er nicht.

„Na, dann habe ich sie verwurstelt.“

„Erschrecke mich nicht, Milan!“

„Auf Ehre, ich habe die Certifikate nicht!“

„Mach keine faulen Witze.“

„Wenn ich sag': Auf Ehre!“

„Na, Servas, dann können wir uns per Schub transportieren lassen.“

„Darauf kommt's nicht an. Ich habe noch Geld gefunden und werde also die Fahrt bezahlen.“

Wenige Minuten später stiegen sie ins Coupee, der Milan warf sein Bündel mit dem Segeltuchüberzug unter die Bank, ließ sich selbst in die Kissen hineinsinken und hauchte in unsagbarer Behaglichkeit: „Aaah!“ Wie das wohlthut nach langer Fußwanderung! Es ist ja recht schön in der lieben Natur draußen, aber im Coupee zweiter Klasse ist es noch besser. Warum fährt der Zug nicht ab? — Der Schaffner kommt die Karten zu zwicken und erhält vom Milan ein kleines Trinkgeld: „Nicht wahr, Sie lassen uns allein, wenn's möglich ist!“ Ein leichtes Kopfnicken des Schaffners sichert ihnen eine behagliche Fahrt. Der Zugsführer stößt ins Horn, Abfahrt! Da schlägt ein aus dem Bahnhof eilender Beamter mit dem Arm ein Rad. Aushalten!

Drei Männer, wovon einer ein gelbbesäumtes Schilderkäppchen auf dem Kopf und einen Säbel an der Seite hat, wechseln ein paar Worte mit dem Schaffner und werden zum Coupee unserer jungen Touristen geführte. „Verdammt, wir bekommen Gesellschaft!“ brummt der Feodor. Die Thür fliegt auf, der mit dem

Säbel grüßt flüchtig. „Entschuldigen, meine Herren, ich bitte um Ihre Namen!“

„Unsere Namen?“ begehrt der Milan auf. „Mein Herr, die gehen Sie nichts an.“

„Sie heißen wohl Feodor Stratisch und Milan Rix?“ sagte der Besäbelte und las die Namen von zwei grauen Papierstückchen ab, die er in der Hand hielt.

„Ah!“ riefen die Studenten zugleich aus, „Sie haben unsere Certificate gefunden! Na, das ist schön. Wohl noch Zeit, zur Kassa zu laufen, sie abstempeln zu lassen und das Geld zurückzuerhalten?“

„Was haben Sie dort unter der Bank für ein Paket?“ fragte jener scharf. „Im Namen des Gesetzes sind Sie verhaftet! Beide.“

Sie sprangen auf: „Verhaftet? Wir? Wieso? Warum?“

„Das werden Sie schon wissen. Sie sind wohl jene sauberen Touristen, die auf der Pöckelalm dem Ochsenhirten die Kleider entwendet haben?“

„Ah, ja so!“ lachte der Milan, „die sind wir schon. Aber nicht entwendet, mein Lieber! Er hat es ja gesagt, daß die Kleider für Geld feil wären und ich habe ihm dafür zwei Fünfguldenscheine an die Laterne gesteckt. Er hat sie doch gefunden?“

„Davon wird später die Rede sein,“ sagte der Gerichtsdiener. „Kommen Sie jetzt nur ruhig mit und vermeiden Sie im eigenen Interesse alles Aufsehen.“

Aus allen Coupeefenstern reckten die Leute ihre Köpfe, als es hieß: Eine Verhaftung! Die armen Jungen wurden aus ihrem Gelasse gezerrt und der Milan mußte

das Bündel schleppen, in welchem sein redlich erworbenes Null-Anerl-Kostüm war.

Wie redlich dieses erworben worden, das zeigte sich bald in der Gemeindestube zu Biesing. Der Almhalter hatte bei seinem Aufwachen die Kleider vermißt, an der Laterne aber durchaus keine Fünfguldenscheine gefunden, sondern zwei beschriebene Papierzetteln. Ein Nachbarshalter, der sich auf sein lautes Rufen und Blasen mit der Schwögelpfeife eingefunden, hatte sofort das Nötige veranlaßt. Und bei dem Gemeinderichter hatte es sich herausgestellt, daß die hinterlassenen Papierzetteln zwei Eisenbahn-Certifikate waren, lautend auf die Namen Feodor Stratisch und Milan Rix.

Na, so saßen die jungen Herren nun als wohlbestallte Diebe im Kotter, bis der Dorfvorsteher, der auf dem Felde war, seinen Hafer in Schöbern hatte. Da konnten sie einmal nachdenken über den verhängnisvollen Mißgriff, den der Käufer in der Berghütte gemacht. Dann, als der Vorsteher Zeit hatte, begann das Gericht. Ein Ausgleich kam zustande, nach welchem der Milan mit Vergnügen seine zwei echten Noten leistete. Mit dem Nachtzuge fuhren sie in ihre Stadt, wo der Mime sich für die nächste Dilettanten-Aufführung des „Nullerl" rüstete. Er hofft mit dem naturalistischen Hofstaat des Null-Anerl einen großen Erfolg zu erringen.

Was bei Erwerbung dieses Hofstaates passiert ist, das brauchen die Zuschauer nicht zu wissen.

Die Komödie des Todes.

I.

Der Ferge Meinhardt kauerte am Ufer des Flusses und lehnte sich an den Block, an welchen der Kahn gebunden war. Er stützte den Ellbogen aufs Knie und den Kopf auf die Hand. Sein gebräuntes noch jugendliches Gesicht hatte einen Zug finsteren Grames. Er schaute hinaus in die abendliche Gegend. Vor ihm der breite Fluß, auf welchem die grauen Wässer des Hochgebirges rasch und lautlos dahinwogten. Diesseits grünes Hügelgelände mit Landhäusern und Obstgärten; jenseits die steilen, schluchtigen Berghänge mit den dunklen Fichtenwäldern. Hinter den Bergen war die Sonne vergangen und hatte einen brennenden Goldgrundhimmel zurückgelassen. Wozu? — Die schöne Natur ist nichts, wenn der Mensch ein banges Herz hat. Der Ferge sah nicht die liebliche Landschaft, er sah nur sein inneres Elend. Unglückliche Liebe — zu seiner Frau! Seit drei Jahren mit der drallen, schneidigen Frau Josefa verheiratet, hatte sie in Zank und Streit alles verwüstet, was einst so taufrisch und heilig aufgewachsen war in ihren Herzen. Die süße, die innige Neigung zu einander war dahin, die Eifersucht war

geblieben. Frau Josefa hielt ihm vor, daß er, wenn ein junges Weib auf dem Kahne sei, langsamere Fahrt mache über den Fluß als sonst, was ja gar nicht möglich war, weil das Fahrzeug, das vermittelst Tau und Rädchen an dem querübergespannten Strange lief, vom Wasser selbst getrieben wurde. Da kann der Ferge mit dem Ruder nicht viel dazuthun. Aber sie mußte wohl eine Entschuldigung brauchen für ihre eigene Aufführung! Der Zottel! Dieser Stadtzottel! Der schwarze Kohlenschreiber vom Eisenwerk! — Dort oben...

Meinhardt lauerte durch das Buschwerk. — Dort auf dem Fußsteig schleicht er ja wieder. Jetzt deckt ihn das lange Korn, so daß nur der Hut sichtbar ist — wie ein Rabe über den Ähren. Meinhardt hatte sein Weib heute wieder zur Rede gestellt, was sie so viel mit dem Kohlenschreiber zu schwatzen habe? Warum sie aus dem Hause trete, so oft er vorüberging? Das hatte er sie gefragt. Und sie gab lachend zur Antwort: „Damit er nicht ins Haus zu treten braucht." Sie wolle es sich aber nicht vorschreiben lassen, mit wem sie plaudern dürfe und mit wem nicht! — Es käme darauf an, was geplaudert würde! Darauf seine Gegenrede. Und sie: „Na, streiten thun wir nicht, der Schreiber und ich, das kannst glauben." So lockte ein böses Wort das andere hervor, anfangs hämisch, dann zornig, endlich wütend, bis er ihr die wildesten Schimpfworte, die schwersten Flüche ins Gesicht schleuderte und wie rasend davonlief. Da saß er nun in friedlicher Abendstunde am wogenden Wasser und überdachte alles wieder. Tief schmerzten ihn die bissigen Bemerkungen, die sie ihm

zugeworfen, noch tiefer aber die kieselharten Worte, die er ihr an den Kopf geschleudert hatte. Als nun der Kohlenschreiber dort oben vorbeigehuscht war, wohl die Richtung her, wo am Raine das Haus des Meinhardt stand, da kam der Ferge neuerdings in Aufruhr. Der Kohlenschreiber Franz Grassing war noch nicht lange in der Gegend, hatte aber schon seinen Ruf. Einen doppelten. Die wunderlichen Kleider waren zuerst aufgefallen, in denen der aus der Stadt zugereiste Beamte umherging. Er trug sich immer schwarz, hatte an den Sonntagen sogar den hohen Seidenhut auf dem Kopf, und wenn er ihn bei höflichem Gruße abzog, sah man, wie fein sein dunkles Haar geölt, wie reizend es gekräuselt war. Sein ebenso sorgfältig gewundenes Schnurrbärtchen soll sehr zart und weich gewesen sein, wußte mehr als ein Weibsbild zu sagen. Übrigens kannte man sich an dem Kohlenschreiber nicht recht aus. Wenn er nüchtern war, that er überaus ernst und redete mit Männern unheimlich wenig; wenn er Wein getrunken hatte, schwatzte er manchmal arg viel und krauses Zeug. Da legte er gerne aus, wie verliebt er sei und wie unmöglich die Weiber ihm widerstehen könnten. Dann geschah es auch, daß er betrübt und klagend wurde, weil er die eine, die er meine, immer noch nicht herum hätte, und plötzlich wurde er zornig und schrie gewaltig in die Wirtsstube hinein, daß noch ein Unglück geschehen werde! — Die Leute machten sich über den eitlen, überspannten Menschen lustig, aber nicht alle. — Eben heute mittags hatten der Meinhardt und sein Weib des Kohlenschreibers wegen ge-

stritten. Von einem solchen Zorn im Wirtshaus war die Rede gewesen, da hatte die Josefa gesagt: „Wenn er ein heißes Herz hat! Gut für den, der eins hat. Der, wenn er die Rechte findet, ist noch auf gleich zu bringen. Die Dummheiten müßte man ihm freilich abgewöhnen!"

„Na, Respekt!" hatte hierauf ihr Mann bemerkt, „du kannst den Leuten die Dummheit abgewöhnen!"

„Verkehr' die Red' nicht!" hatte sie scharf zurückgerufen, „ich hab' nicht gesagt, die Dummheit, ich hab' gesagt, die Dummheiten. Die Dummheit kann man niemand abgewöhnen. Die Dummheiten hat schon oft einer sein lassen, wenn das rechte Weib dazugekommen ist!"

„Wolltest es nicht du probieren?" hatte er giftig entgegnet.

„Wenn ich nicht mehr Glück hätte als bei dir!" darauf sie.

So hatten sie sich wieder einmal hineingeredet in allen wüsten Herzensgrimm. Des Kohlenschreibers wegen!

Und diesem Menschen eilte Frau Josefa aus dem Hause entgegen, wenn er vorüberging! Beim Brunnen standen sie gerne und plauderten, er sehr artig, sie sehr schneidig, aber doch so voller Munterkeit und Gütigkeit, wie sie zu ihm — dem Ehemann — fast nie mehr war. An den Gauch verschwendete sie all ihre Liebenswürdigkeit, so daß für ihn, den Meinhardt, wenn er

von seinem harten Tagwerke heimkam, nichts übrig blieb als Zank und Hader.

Von Marienthal her klang das Glöcklein zum Ave Maria. Der Ferge zog nicht den Hut vom Haupt, er war zu verbittert, um jetzt beten zu können. Das Gebet wollte er sich nicht vergiften. Aber heimgehen wollte er jetzt und ihr einmal gehörig den Standpunkt klar machen, der ihr dem Gatten, dem Ernährer und Beschützer, dem Wahrer der Ehre des Hauses gegenüber gebührte. Und wenn es Trümmer giebt, heute ist ihm alles eins!

Noch untersuchte er das Seil, ob der Kahn wohl gesichert wäre, da schrillte vom jenseitigen Ufer herüber ein Pfiff. Dort stand ein Mann in fahlfarbiger Kleidung, die sich vom Erdboden kaum abhob. Er legte seine hohlen Hände an den Mund und rief wie durch ein Sprachrohr: „Hol' über!"

Der Ferge legte die hohle Faust ans Auge, die war sein Fernrohr, durch das er den Blick zu schärfen pflegte. Er erkannte sofort den Mann und schrie hinüber: „Heut' wird nicht mehr gefahren. Es hat acht geschlagen!"

„Was es geschlagen hat, wirst du später hören. Hol' nur über!" So der andere.

„Bleib' drüben, alter Lump!" rief der Ferge.

Und der andere: „Aber schau, Brudersmensch, Lumpen können unmöglich herüben bleiben, da im Wald giebt's kein Wirtshaus!"

„Kannst so wieder den Fahrgroschen nicht zahlen!"

„Hol' über!“ rief der andere.

Da dachte der Meinhardt: Was soll der arme Teufel denn machen drüben im Walde! Hakte den Kahn los, der glitt über die Wellen hinaus und das Rädchen rasselte am Eisenstrange dahin.

Und drüben stand er, in seinem zerschlissenen Anzug, auf dem Kopfe eine alte Zipfelmütze, die einmal bunt gewesen war. Auf schlankem, strickaderigem Halse ein eingetrocknetes Gesicht, ein bartloses und ein zeitloses, denn man wußte nicht, ob es jung oder alt war. Zwischen den sehr engestehenden listigen Äuglein ragte eine scharfe, geierschnabelähnliche Nase. So stand er da mit verschränkten Armen und gackerte. Denn so war sein Lachen, als er das Fahrzeug mit dem Fährmann herangleiten sah. Bevor dieser noch gelandet, sprang er vom Ufer flink hinein, dem Meinhardt um den Hals fallend, so daß beide wankten und dem Sturze nahe waren.

„Wie?“ lachte er dann dem Fergen ins Gesicht. „Bist du denn nicht glückselig, daß du deinen Klacherl wieder hast, den alten Busenfreund, für den du immer betest, daß ihn der Teufel holen soll? Mußt ein großer Sünder sein, weil dein Gebet noch nicht erhört worden ist!“

„Willst hinüber? Dann laß das Frozeln.“

Der Klacherl ließ es aber nicht. Als sie mitten auf dem reißenden Flusse waren und bei jedem Wellenstoß das Tau wie eine Saite dröhnte, sagte er dem Meinhardt gar süßlich unters Gesicht hinein: „Wenn der Strick reißt, holt er — derjenige! — uns allzwei

beide miteinand? Und für dich ist er am Ende gar nicht einmal angegangen worden!"

„Mir wär's schon bald einerlei," brummte der Ferge und stieß das Ruder so heftig ins Wasser, daß der Kahn einen Ruck that und der Klacherl sich noch mit Mühe am Bord festhalten konnte, um nicht überzukippen.

„Man soll ihn nicht an die Wand malen!" lachte er gixend.

Als sie am andern Ufer waren, blieb der Klacherl hocken auf seinem Brett.

„Na, wird's?" sagte der Ferge und bedeutete seinem Passagier, auszusteigen.

Der andere blieb noch immer sitzen, fuhr mit den dürren Händen in seinen Taschen umher — er hatte sie nicht an Stellen, wo andere sie haben — und fing an, leise zu singen: „Kleingeld hab' ich keins im Sack..."

„Das weiß ich. Schau, daß du weiterkommst!"

„Wenn du mir wechseln wolltest?" sagte der Klacherl und zog aus dem Lappen eine Banknote hervor.

Der Meinhardt erschrak fast. Ein Fünfzigguldenschein war's. Dann fragte er — und die Stimme gab keinen Klang: „Woher hast du den?"

Nun rückte der Klacherl sich auf dem Brette zurecht, als hätte er die Absicht, noch lange in diesem Nachen sitzen zu bleiben; dann hielt er mit beiden Händen das Papier auf, als sei es ein Bild, das man betrachten müsse.

„Woher hast du es?“ fragte der Ferge schärfer.

„Das da? Den da? Denke dir, schöner Wassermann, diesen kaiser-königlichen Reisepaß — weißt du, den hab' ich von — von —. Na, alter Freund, ich will dich doch lieber anlügen!“

„Das kann ich mir denken, mit der Wahrheit bist du nie verheiratet gewesen!“

„Das schon. Einmal schon. Hab' mich aber scheiden lassen. 's ist halt so, die Wahrheit glaubt man unsereinem nicht — alsdann greift man nach und nach zu 'was anderm. — Den da? Wo ich ihn her hab'? Lachen muß ich. Probieren wir's einmal. Jetzt schau, Meinhardt, heut' hast du mich herübergeholt. Diesen Fünfziger aber hat mir einer geschickt, dafür, daß ich dich hinüberholen soll.“

„Geschwätz, dummes!“ knurrte der Ferge.

„Also, das glaubst du mir nicht. Na, so wird mir das Trumm Geld halt wer geschenkt haben!“

„Wahrscheinlich!“ lachte der Meinhardt auf.

„Oder ich hab's gefunden?“

„Sicherlich! Bevor es einer verloren hat!“

„Also auch das nicht. Nachher weiß ich nicht, was wir machen. Kann's denn nicht auch einmal etwas ganz Unglaubliches geben? Kann ich mir das Geld nicht verdient haben?“

Der Ferge sprang von seinem Sitze auf vor Entrüstung, daß der Vagabund ihm eine solche Mär zu glauben zumutete. Der Klacherl zog ihn wieder aufs Brett. „Mein lieber Freund,“ sagte er, „der Spaß hat immer einmal eine Kehrsumseite, so wie die kleine

Klumserkathel, du kennst sie eh, die schaut von hinten aus wie ein junges Dirndl und von vorne wie ein altes Weib. Du wirst höllisch große Augen machen, Kamerad, vor dem alten Weib, das bei meinem Spaß auf der Kehrsumseite dran ist. Es wird zwar schon finster, aber mir zwei müssen heut' noch lang' miteinander reden. Hast Zeit? Versäumst zu Haus?"

„Oh nein," antwortete der Ferge zerstreut. Es that fast wohl, daß der Schwätzer ihm die bitteren Empfindungen einlullte.

„Also Meinhardt," fuhr der Klacherl fort, „ich hab' dich angelogen und du hast nichts geglaubt. Das ist ganz in Ordnung. Fürs erste: ich hab' mein Lebtag viel probiert, aber verdient hab' ich mir noch wenig. Beim Wegschuttführen bin ich krank worden, beim Bauarbeiten bin ich durchgegangen, beim Erzgraben hat mich der Aufseher verjagt. Das war mein Glück, sonst hätt' ich mich noch weiß Gott wie lang' schinden müssen bei der dummen Arbeit. — Fürs zweite: ich bettle alle Leut' an; immer einmal giebt's einen Kreuzer, immer einmal ein Stückel Brot, immer einmal eine Auszeichnung mit dem Stiefelabsatz, aber so ein Pflaster, wie das da, hat mir noch keiner geschenkt. — Fürs dritte: suchen thu' ich immerfort, hab' mein Glück schon überall gesucht. Die Straßen sind mit Schotter und Dreck gepflastert, aber nicht mit Banknoten. So ein Plaster, sagt der Wegmacher, thäten die Handwerksburschen aufreißen, wie anno achtundvierzig zu Wien!"

Der Kahn war am Pflock befestigt worden und

schaukelte leicht die beiden Männer, die drin saßen. Der Meinhardt starrte in die Wellen, an denen das Abendrot in allerlei Gestalten zuckte, in Schlangen, in Blitzen und Zacken, in lodernden Herzen und Blutlachen . . .

Da zog der Klacherl seine Mütze über die Ohren nieder und klapperte mit den ausgedörrten Stiefeln auf den Dielen des Kahnes. Dann that er einen tiefen Atemzug und sagte: „Ja, mein lieber Kapitän, so geht's! — Daß du mich heut' herübergeholt hast, ist doch gut gewesen. Sonst könnten wir jetzt nicht so gemütlich beisammensitzen. Du magst mich zwar nicht, obschon wir auf der Schulbank gut Freund gewesen sind. Da könnt' der Kösten-Klacherl freilich lang laufen, bis er einen einholen thät, der ihn mag! — Aber schau, Meinhardt, ich wollte dir ja was sagen. Du hast mir die Lügen nicht geglaubt, jetzt die Wahrheit wirst du mir noch viel weniger glauben wollen. Wie ich zum Geld gekommen bin? Soll ich dir was erzählen? Versäumst zu Haus?"

Diese Frage zum zweitenmal schien dem Fergen nicht ganz unabsichtlich zu sein. Nun dachte er: Jetzt ist sie sicherlich allein im Hause. Sie soll nur warten auf mich. Vielleicht fällt's ihr ein, daß einem Überführer beim Wasser auch einmal was geschehen könnte. Ein bissel Angst mag ihr nicht schaden.

„Na, also Admiral, soll ich?"

Da fuhr er ihn an: „Weißt was, so red' nicht lang' um und sag's!"

Sie blieben sitzen im schaukelnden Kahn. Am Him-

mel blinkten schon Sterne und der Fluß, der am Tage so still dahinzuwogen schien, rauschte jetzt. Aber ganz dumpf, so daß man den Klacherl wohl verstehen konnte, so leise er auch sprach.

„Du weißt, wo ich jetzt logier'," so hub er an. „Unter der Moosbachwand im Rehhüttel. Gewiß auch noch, wo der Jäger im Winter das Heu hat zum Rehfüttern. Jetzt im Sommer ist die Wohnung frei, so bin ich eingezogen. Daß ich einen Platz hab' für meinen Buckelkorb; alleweil kann ihn der Mensch nicht auf dem Buckel tragen, sonst möcht' er am End' anwachsen. Und denk' dir, gestern abends, wie ich heimkomm' vom Tagwerk — auf der Schwaigeralm bin ich gewesen betteln, weil dort die Weiberleut' noch Religion und Buttermilch haben — wie ich also heimkomm', find ich was in meinem Korb. So ein kleines Pakel, in ein rotes Schnupftüchel gewickelt. Deuxel, denk' ich mir anfangs, wer schenkt denn mir eine Tabakspfeife! Es ist aber was anderes gewesen. Rate einmal, Schiffskapitän, was es gewesen ist! Willst nicht? Nachher sag' ich dir's auch so. Ein Revolverl ist's gewesen, ein sechsläufiges! Bumfest geladen alle sechs, und extra noch ein Dutzend Patronen in der Schachtel. Hau, denk' ich, soll das eine Anspielung sein? — Wenn du nicht glaubst, Ferge, so greif'! Da drinnen hab' ich das Instrumentel!" — Er schlug die Jacke auseinander, so daß durch das zerissene Unterfutter der lose niederhängende Sack hervortrat, in welchem ein schweres Ding pendelte.

„Jetzt, mein lieber Meinhardt, sitzen wir noch ganz gemütlich beisammen," fuhr der Vagabund in zärtlich

singendem Tone fort, „wenn's nur anhält! Du bist als gebildeter Mensch sicherlich nervös. Nachher wird's bald ein Wetter geben!"

„Geh, geh, Klacherl, thu' dich nicht so auseinander!" sagte der Ferge lachend. „Daß man sich etwa fürchten soll vor dir! Deine Kurasch' kenne ich von der Schulzeit her!"

„Du, wer weiß!" spitzte der andere auf. „Von hinten! Und wenn einer dafür gezahlt wird! — Du mußt mich ausreden lassen. Wie ich die Patronenschachtel untersuch', ob nicht doch etwan auch was Brauchbares drinnen wär', ist ein Briefel vorhanden, ein gut zusammengelegtes, und ist die Banknote da! — Erschrocken bin ich dir nicht schlecht. Im Eisenwerk beim Zahlmeister hab' ich einmal so einen gesehen, danach hab' ich ihn erkannt, den gnädigen Herrn Fünfziger. Und jetzt die Schenkungsurkunde. Bin neugierig gewesen, was auf dem Briefel steht. Bist du's nicht auch? Nicht? Sollst aber doch. Steht auch von dir was drin. Schau, ich bin ein ordentlicher Mensch und hab's bei mir!"

Er suchte eine Weile in seinen Taschen, und schon glaubte er, sein Eigenlob zurücknehmen zu müssen, da hatte er's. — „Licht, wenn du hättest. Ein Ferge soll immer die Latern' mithaben, weil man nie wissen kann, ob nicht bei der Nacht ein wichtiger Brief zu lesen ist."

Halb willenlos, fast im Banne des Schwätzers, hatte der Meinhardt sein Streichholzbüchslein hervorgethan. Bald staken im roten Licht die beiden Köpfe beisammen und lasen den Brief. Der war ganz schlecht

und spießig mit Bleistift geschrieben, und so stand's zu lesen:

„Lieber Johann Kacherl!

Ich kenne Dich, Du mich nicht, und wirst Dich wundern über den Glücksfall. Da hast fünfzig Gulden, diese gehören Dein, wenn Du binnen acht Tagen den Fergen Sebastian Meinhardt —" Das Streichhölzchen brannte dem Genannten an den Fingern, er mußte es wegwerfen und ein neues anzünden. Dann lasen sie weiter: „— den Fergen Sebastian Meinhardt totmachest, so bekommst Du auf demselben Wege das Doppelte. Ich weiß, wir können uns aufeinander verlassen.

Ein schwer leidender Freund."

Und das stand auf diesem Papier!

Der Meinhardt war nicht aufgesprungen, er saß gelassen da und sagte: „Mir scheint, man spielt mit mir eine Komödie!"

„Glaubst du, daß es eine Fopperei ist?" fragte der andere. „Freund, ich laß mich foppen!" Den Geldschein hob er in die Lüfte: „Diesen Aufsitzer laß ich mir gefallen, allemal!"

Nachdenklich sagte der Meinhardt: „Johann! Ein Haderlump bist du, das weiß jeder in ganz Marienthal. Aber daß du schlecht sein solltest! So schlecht, daß dir jemand im Ernst so etwas zutrauen sollte können!"

Der Kacherl langte so ein wenig in die Gegend des Sackes, in dem er den Revolver hatte, und sagte in seiner singenden Weise: „Scharf geladen — alle sechs.

Das Doppelte, schreibt er! — Meiner Seel', Schiffskapitän, heut' wär' ein Abend zum Geldverdienen!"

Der Meinhardt lachte. „Das macht mir keine Sorge!" Nach diesen Worten war der Klacherl ganz still, ganz bewegungslos. Dann tastete er tölpisch nach der Hand des Fergen und holperte die Worte hervor: „Dank' dir's Gott, Schulkamerad!"

Der Meinhardt verstand ihn wohl, diesen Dank des Verkommenen, Verachteten, den Dank dafür, daß es noch einen Menschen gab, der ihm das Schlimmste nicht zumutete.

„Aber was anderes, mein Lieber!" setzte sich der Meinhardt fort. „Sei so gut und zeig' ihn her noch einmal."

Bei dem Brande eines weiteren Streichholzes betrachtete er den Brief. Die Schrift war absichtlich entstellt, das mußte jeder sehen. Eine Frauenschrift konnte es nicht sein, nein, nein. Zwar heißt es, daß eine Schrift, die mit dem Daumen und dem kleinen Finger der linken Hand geschrieben wird, nicht zu erkennen sei. Und die Weiber sind findig. Falsch sind sie alle. Besonders, wenn das Blangen nach einem schlechten Mannsbild dazukommt. — Aber das ist ja abscheulich, wie ich von meinem Weibe denke! so weckte er sich selbst auf. — Doch er — der andere!

„Hast du ein Lichtl, wer dir die Sachen zugeschickt hat?" fragte er den Klacherl.

Dieser zuckte die Achseln und antwortete: „Ganz finster."

„Hast du nichts gehört, daß wer eine Feindschaft gegen mich hätte?"

Wieder ein Achselzucken. Dann: „Wer hätte denn keinen Feind? In solchem Besitz ist sogar der arme Klacherl, der sein Lebtag niemand was Gutes gethan hat!"

„Du meinst, niemand was Böses?"

„Freund, merk' dir das: die meisten Feinde schafft man sich durch Gutheit!"

Auf den Kopf gefallen ist er nicht, der Klacherl. Und ganz schlecht? Halt auch ein Mensch, wie die meisten anderen.

Dem Meinhardt war nun aber das wehe Herz überquellend geworden. „Johann," sagte er, „ich hab' einen Verdacht. — Kennst du den Kohlenschreiber Grassing?"

„Den Halbteppen?"

„Du, paß' auf, ob der nicht abgefeimter ist, als wir allmiteinander! Kennst du ihn?"

„Natürlich, den Herrn Grassing! Hat mir erst am vorigen Sonntag beim Fasselwirt vorgeweint wie ein kleines Kind!"

„Geweint hat er? Warum denn lauter?"

„Das hat er wahrscheinlich selber nicht gewußt. Wegen der Lieb', hat er gesagt. Dummheiten! Einen Rausch hat er gehabt. Ein Unglück thät geschehen, hat er geschrien und mit der Faust auf den Tisch geschlagen, daß alle gelacht haben."

„Johann," sagte der Ferge, „der Grassing hat dir den Revolver geschickt!" Der Vagabund klatschte die Hände zusammen. „Das wär' noch schöner!"

„Der will mich totmachen lassen, damit er mein Weib haben kann.“

„Dein Weib möcht' er haben? Und da soll ich ein bissel kuppeln? Mit dem Revolverl da? Schau, du? — Aber zahlen könnt' er. Brauchet mich mit dem Doppelten auch nicht zufrieden zu geben. Müßt' nachher schwitzen, so viel ich verlanget. Und wenn er dein Weiberl schon einmal gar so gern hat, da muß man doch Mittel machen, mein Mensch! — Und meinst, daß auch *sie* gern eine Veränderung hätt'?“

„Weiß nicht, ob sie nicht dahintersteckt!“

„So!“ sagte der Klacherl. „Verdacht hast. So, so!“

„Das will ich nicht sagen!“ rief der Meinhardt und sprang ans Ufer. „Aber wissen möcht' ich's! Das möcht' ich doch wissen, wer mich umbringen lassen will!“

„Natürlich, das weiß der Mensch allemal gern,“ sagte der Klacherl, stieg ihm nach, faßte mit beiden Händen seinen Arm und zischelte ihm zu: „Du, hörst, jetzt ist dem schlechten Haderlumpen was eingefallen. Wenn du dir raten läßt von deinem alten Kameraden, so sei morgen früh tot. Mausetot, gewiß auch noch! Es ist das Allerbeste!“

Der Ferge riß sich los.

„Du hast mich nicht verstanden, Kapitän!“ setzte der Vagabund bei. „Hast denn gar nicht ein bissel Geist? Siehst du, und mit dem erscheinst du ihnen nachher, wie sie beisammen sind. Dann kannst sie beim Schopf fassen. He!“

Absonderlich, wie es jetzt aufblitzte im Kopfe des Fergen. Der Gram war nur so hingepurzelt, und die

übermütige Abenteuerlust reckte keck ihr Haupt auf. War er denn nicht auch einmal ein verfluchter Kerl gewesen? Wie tolllustig in den Knabenjahren, wenn er auf Baumwipfeln von einem zum andern sprang wie eine Wildkatze, oder wenn er im Wettersturm auf halbgeborstenem Kahn über den See fuhr! Vor Jahren war's gewesen, als der Erzherzog über Land reiste, daß die Marienthaler ihm zu Ehren das Ritterschauspiel von der Pfalzgräfin Genovefa veranstaltet hatten. Da erkrankte am vorletzten Tage der Mann, der die Rolle des Siegfried geben sollte. Der junge Meinhardt wagte es, sprang ein und spielte den Siegfried mit glänzendem Erfolg. So verwegen wie damals kam er sich auch jetzt vor. Es war ihm, als ob er kühn und trotzig seine Seele ins Spiel werfen sollte, um sie zu gewinnen oder zu verlieren. Aber bevor er das, was plötzlich in ihm wirbelte, zum Ausdrucke bringen konnte, streckte der Klacherl seinen Arm in die Luft — ein Doppelblitz und ein Doppelknall — der hier blendend und schmetternd an die Sinne und dort drüben an die finsteren Berge schlug.

„So, mein lieber Meinhardt, jetzt bist du hin!" sagte der Vagabund, und der Ferge verstand ihn. Die Entschlossenheit der Willensschwachen kam über Meinhardt, er war entschlossen, mit sich thun zu lassen, was der andere wollte. Dann standen sie beisammen bei den Erlbüschen und redeten leise miteinander. Nur einmal rief der Meinhardt lebhafter: „Du bist doch ein durchtriebenes Band!"

„Auf mich verlaß dich! Gieb nur acht, daß du dich nicht vergackelst!"

„Aber ein Frevel ist's! Ein abscheulicher Frevel!"

„Wieso denn? Wir thun doch nichts. Sie machen ja alles selber, wirst es sehen," sagte der Klacherl. „Jetzt wollen wir halt übers Wasser fahren allzwei, denn da herüben auf der Marienthalerseite ist für Tote kein gesundener Aufenthalt. Du sollst derweil mein Gast sein im Rehhüttel oben. Mach' die Nußschale flott, ich bin bald wieder da!" Und dann huschte der Schelm durch das Gebüsch hinauf und die Straße dahin bis zum Wirtshaus, um Brot und Rauchfleisch zu kaufen. Sie wunderten sich, daß er Geld hatte; er antwortete, es wäre ein Glücksfall eingetreten. Endlich kam er wieder zurück zur Furt. Schweigend und eilig setzten sie sich in den Kahn und fuhren ans andere Ufer. Der Strang schrillte unheimlich laut. Das soll er ja nicht! Den Fergen schauerte. Als sie drüben ausgestiegen waren, stieß der Klacherl mit einem Fußtritt den Kahn los, dieser glitt hinaus bis in die Mitte des Flusses, dort blieb er hängen und schaukelte hin und her auf dem wogenden Wasser. Über den Hügeln der Marienthaler Seite alles dunkel. Nur in einem einzigen Fensterlein glomm eine trübrote Glut....

II.

Am nächsten Tage war die ganze Gegend in Aufruhr. Hundert Beine liefen, um die Neuigkeit zu verbreiten, und weil die Leute nicht glauben konnten, so eilten sie herbei, um zu sehen. Der Ferge Meinhardt war erschossen worden. Der Kahn schaukelte, am Strange hängend, mitten im Flusse. Soviel man von den Ufern

aus sah, war er leer. Man konnte lange nicht zu ihm, es wurde ein Notfloß gezimmert, doch bei dem hohen Wassergang wagte sich niemand dran. Endlich war der Wehrhauptmann von Ottenstein da, der konnte schwimmen und brachte den Kahn ans Land. Ein blaues Sacktuch lag unter dem Sitzbrett und mehrere angebrannte Streichhölzer. Der Ferge mußte spät abends noch eine nötige Überfahrt gehabt haben. Dann war er getroffen ins Wasser gestürzt und davon getragen worden. Mehrere Leute wollten abends zuvor vom Flusse her einen Schuß gehört haben.

Meinhardts Weib, Frau Josefa, eilte ganz verstört am Ufer auf und ab, durch Stauden und Gestrüpp dahin. Manchmal blieb sie stehen und rief den Namen ihres Mannes. Dumpf und fremd klang ihre Stimme — unheimlich. Man wollte sie anhalten und zu beruhigen suchen, sie riß sich los, lief dahin und schrie nach ihrem Manne. Die ganze vorhergehende Nacht hatte sie kein Auge geschlossen. In der ersten Hälfte, wie sie angab, aus Zorn, daß er so lange ausbleibe, in der zweiten aus Angst, daß ihm etwas geschehen sein könnte. Als der Morgenstern kam, sei sie zum Fluß hinab gegangen, und wie sie mitten auf dem Wasser den Kahn gesehen, habe sie's gleich geahnt. — Die den Schuß gehört, mußten immer wieder davon erzählen, man wollte wissen, es seien zwei oder drei Schüsse gewesen, knapp nacheinander, sie hätten auch den Feuerschein gesehen. Es wäre wahrscheinlich so gewesen: der Meinhardt hätte verspätete Holzleute hinüberzuführen gehabt. Auf der Rückfahrt habe er aus irgend einem Grund Licht ge-

macht, und bei diesem Scheine sei vom Ufer aus auf ihn angelegt worden. Die wilde, heiße Frage aller war: Wer hat's gethan? — Frau Josefa wurde endlich von ihren einsamen Streifungen durch die Au zurückgeholt und befragt, ob sie irgend eine Ahnung, einen Verdacht habe. — „Mein Gott, nein! Er hat ja keinen Feind gehabt!" Aber als sie das letzte Wort sprach, war's, als zuckte sie leicht zusammen. — Sollte es ein Raubmord gewesen sein? Da trat der Straßenwirt vor. Mit den Ellbogen grub er sich eine Gasse durch den Menschenknäuel, bis mitten hinein. Und als er drinnen war, schwenkte er den Hut und rief: „Aufgepaßt! Ich weiß was! Der Vagabund hat's gethan, der Klacherl! Der ist gestern spät abends in meinem Haus gewesen. Ganz aufgeregt, eilig hat er's gehabt. Nichts getrunken, ein Stück Brot, ein Trumm Fleisch und fort damit. Auch Geld hat er gehabt, viel Geld. Der Klacherl hat ihn umgebracht."

Zur selben Zeit, als in Marienthal dieses Wort fiel, war es auch drüben im Eisenwerk lebendig geworden, und bald durchflog es kreuz und krumm die Gegend, vom Flußufer an bis hinauf zu den Bergspitzen. Landwächter strichen umher und spähten nach den Spuren des Mörders, während im unteren Gelände an den Flußufern nach der Leiche gefahndet wurde.

Hinten im Gebirgsgraben, an der Moosbachwand, war schon am frühen Morgen ein Mann laufend geworden, den es in Rehhüttel nicht länger bleiben ließ. Der Klacherl jedoch lag auf seinem Moosheu bis lange in den Tag hinein. Dann stand er etwas schwerfällig

auf, rieb sich mit thaufeuchten Kräutern, die unter der schattigen Wand wucherten, Gesicht und Hände, weil Wasser nicht vorhanden war. Er fand, daß dieses Waschen mit wohlriechenden Gewächsen ganz köstlich sei und daß er überhaupt ein beneidenswertes Leben führe. In dieser Wohlstimmung verzehrte er den Rest des gestrigen Abendmahles, dann ging er in die Schlucht hinauf und aß Sauerklee. Der ist gegen den Durst. Und hernach begann er auf den Höhen so herumzustreichen und darüber nachzudenken, ob sein guter Revolver sich nicht auch für Jagdzwecke eignen sollte. Als er nachher über den Schlag ging, wo Holzknechte arbeiteten, hörte er plötzlich rufen: „Da ist er! Festhalten, den Galgenstrick!"

Da auch das Wort Mörder fiel, ahnte der Klacherl, was das bedeutete, und hub an zu laufen. Über Stock und Strupp hin, über gefällte Bäume, dort und da mit seinem zerfetzten Rock hängend, sich losreißend, weiter, weiter. Wo er fiel, da nahm er sich nicht Zeit zum Aufstehen, kugelte auf dem Boden weiter, bis er doch wieder an Blöcke stieß, über die gehüpft werden mußte. Hinter ihm drein die Holzknechte, auch nicht ungeschickt im Laufen; immer näher kamen ihm ihre krachenden Sprünge. — Wenn sie dich erwischen, Klacherl, eh' der andere von den Toten aufersteht, so erschlagen sie dich. Das konnte er sich noch vorhalten, dann — mitten im abgeschlagenen Astwerk — stürzte er wieder zu Boden, tief ins Reisig. Dort blieb er liegen, ganz unbeweglich, und die Verfolger, die ihn aus den Augen verloren hatten, über ihn hin und davon. Erst

nach längerer Zeit wagte es der Klacherl, vorsichtig zuerst sein Haupt, allmählich den ganzen Kerl zu erheben. Und als er merkte, die Luft sei rein, huschte er nach der andern Seite in den finsterbewaldeten Graben hinab. — Es ist ein rechtes Hochgefühl, einen Menschen gerettet zu haben, besonders, wenn man dieser Mensch selber ist.

Nach Verabredung galt es, erst am zweitnächsten Tag ins Thal hinaus zu gehen. So mußte er sich jetzt in der Wildnis die Zeit vertreiben. Da gab es jählings eine ganz unerwartete Unterhaltung. Als der Klacherl über den Fußsteig eilen wollte, dessen knorriges Baumwurzelgeflecht treppenartig den Berg anstieg und der in die hinteren Waldeinsamkeiten leitete, nur von Wurzelgräbern, Ameisbeutern und Jägern begangen, sah er zuerst im Heidekraut die „schwarze Butten“ liegen, den Seidenhut. Gleich daneben kauerte über einer Wurzel, wie hingestolpert, der Kohlenschreiber aus dem Eisenwerk. Der Klacherl erkannte ihn sofort und dachte: Wenn es so ist, wie der Ferge meint, so brauch' ich mich vor diesem Herrn nicht zu fürchten. Der Kohlenschreiber jedoch schien in Nöten zu sein. Er war fast betäubt, wollte sich aufrichten, aber sein Oberkörper fand das Gleichgewicht nicht und sein Haupt baumelte auf die Brust nieder. Sein Gesicht war bleich wie Lehm, an der Stirn hingen Tropfen. In diesen Dingen hatte der Klacherl einen guten Scharfblick: das waren die Nachwehen des Wirtshauses. — Der hat sein Gewissen ersäufen wollen, dachte er, will just einmal versuchen, ob's schon hin ist.

Der Vagabund setzte sich auf die braunen Baumwurzeln, ganz nahe zum Kohlenschreiber, hing seinen Arm in dessen Ellbogen und sagte sehr teilnehmend: „Ist Ihnen übel, Herr Grassing?"

Zuerst zuckte er ein, der Schreiber, und wollte aufspringen, als er sich in der engsten Nachbarschaft dieses Gesellen sah. Dagegen aber wirkten zwei Gründe, erstens der Schwindel in seinem Kopf, zweitens der Arm im Ellbogen.

„Hol' dich der —". Das war alles, was der Schreiber sagte.

„Ich kann Ihnen den Weg ersparen, Herr Grassing," sagte der Klacherl freundlich, denn freundlich war der immer. „Sie wollten gewiß zu mir hinauf in die Rehhütte. Das ist ein verdammter Berg; ohne Umstände, Sie können mich gleich jetzt entlohnen. Es ist alles nach Wunsch geschehen."

Da fuhr der andere wild auf: „Wer sagt das? Wer weiß mir was Schlechtes?"

Aha, dachte der Vagabund, wir sind schon beim Richtigen. Er wollte gleich schärfer anpacken, da bekam der Kohlenschreiber einen Krampfanfall. Er stand ihm bei, trocknete ihm mit zerfasertem Ärmling die Stirn, und als es vorüber war, sagte er: „Ich kenn's, ich kenn's, das ist ein Giftmischer, dieser Fasselwirt. Den sollt' man aufhenken. Richtig, weil wir schon davon reden, was ich sagen wollt: das Doppelte bekomme ich. Sie wissen schon."

„Weiß von nichts!" stöhnte der andere, „nichts, hab' Ihnen nichts geschickt, nichts, nichts!"

„Na, weil Sie sich nur daran erinnern," versetzte der Klacherl gemütlich, „ich hab's ja gewußt, daß man sich verlassen kann auf den Herrn Grassing."

„Los laß mich, Teufel!" knirschte der Schreiber und wollte sich entwinden. Der Vagabund hielt ihn krampfig fest, und mit einer ganz andern Stimme als vorhin, flüsterte er: „Es nützt dir nichts, mein Lieber! Ich weiß, wo du den Revolver her hast, wo du die Patronen gekauft hast, und deine Schrift kennt man an jedem Strich. Mach' was du willst, mir kommst nimmer aus. Das Gescheiteste ist, du lohnst mich ab und nachher soll von mir aus kein Mensch was erfahren, mein Ehrenwort drauf!"

„Sein Ehrenwort!" stöhnte der Schreiber unter einem grellen Auflachen. Dann fuhr er mit unsicherer Hand in seinen Rocksack, zog eine Brieftasche hervor: „Es ist alles, was ich hab'! Es ist gebüßt genug, und jetzt laß mich in Frieden!"

Der Vagabund erfaßte die Brieftasche, riß sich los und lief eiligst davon. Er lief in das Dunkel des Waldes hinein, und dort, wo es am dunkelsten war, im Dickicht, das mit seinem Gezweige ihm die Fetzen noch lockerer riß und das Gesicht zerkratzte, blieb er stehen, öffnete das Ledertäschchen und fand fünfunddreißig Gulden Geld drin.

Es ist alles, was er hat! —

Für den einen der Buße zu wenig, für den andern des Lohnes zu viel — wie? War das dem Klacherl eingefallen?

Nun war's aber Zeit fürs Mittagsmahl. Die

Sonne war schon auf ihr nachmittägiges Feld gerückt, wo sie sich jetzt in eine bleigraue Dunstschicht vergrub. Hohe Herren mahlzeiten spät, und der Klacherl ist jetzt einer. Morgen, wenn der Ferge herfürgegangen ist, kann er im Wirtshaus sitzen, im Extrastübel. Der Meinhardt könnte wohl heut' schon auferstehen, denn der Zweck ist erreicht. Der Mordanstifter ist entdeckt und über das Ehrenwort wird auch noch hinwegzukommen sein. Nun, jetzt einmal zur Tafel! Dort drüben am baumlosen Bergabhang gab es Heidelbeeren und zum Nachtisch Erdbeeren. Als der Klacherl sich also geatzt hatte, ging er hinab zum Pfränger, wo ein Heuschober stand. Er hob ein Brett aus, kroch hinein und legte sich aufs Heu. „Aah!" sagte er und streckte sich behaglich aus, „'s ist doch eine prächtige Welt, wenn der Mensch ein gutes Gewissen und einen Sack voll Geld hat!"

Die süße Ruhe wurde unliebsam gestört. Zwei Landwächter mit Büchsen und Säbel waren da, packten den Vagabunden bei den Beinen und zerrten ihn durchs Bretterloch hinaus ins Freie. Der Klacherl versicherte seine Unschuld, da fanden sie bei ihm die Geldtasche und den Revolver. Er beteuerte, den Fergen nicht erschossen zu haben, und wollte zum Beweise dessen ihn lebendig und gesund zum Vorschein bringen, sie sollten ihm nur ein bissel Zeit lassen. Aber die Landwächter waren hart wie Kieselsteine, sie banden ihm die Hände kreuzweis, sie führten ihn zu Thal und dem Wasser entlang bis zur Brücke, die ein paar Kilometer unterhalb der Kahnfahrt hinüberleitete nach dem Dorfe

Marienthal. Auf der Brücke begegneten ihnen Leute, die lustig ausriefen: „Habt ihr ihn? Gut. Wir haben ihn auch, den Meinhardt. Wir können nur noch nicht dazu, unten bei der Rieselwehr ist er angeschwemmt, mitten im Wasser eingeklemmt zwischen Weidenwurzeln."

Jetzt wurde dem Klacherl aber wirklich übel! — Wenn der mir das angethan hätt', der Lump, daß er ins Wasser 'gangen wär'! Weiß der Narr nicht, daß ich dann gehenkt werde?.... Mehr konnte der Klacherl nicht denken, er purzelte schon zusammen. Als die Ohnmacht vorüber war, fand er sich auf dem Stroh im Kotter.

III.

Es ist schon gesagt worden, daß in der Morgenfrühe desselben Tages der Ferge Meinhardt die Rehhütte unter der Felswand verlassen hatte. Dann irrte er im Gebirge umher und wußte nicht, was er thun sollte. Die gestrige Absicht, sein Weib glauben zu machen, daß er verunglückt oder ermordet worden wäre, kam ihm jetzt unbegreiflich dumm vor. Wo soll's denn jetzt hinaus? Wie sollte er sich denn rechtfertigen, über die Nacht ausgeblieben zu sein? Da hatte er auf jeden Fall gerade das Unsinnigste erreicht. Wenn sie ihn liebte, dann litt sie über sein Ausbleiben, wenn sie ihm untreu war, dann freute sie sich desselben.

Als er durch die Schlucht thalwärts ging auf dem ausgetrockneten steinigen Bachbett, das um diese Zeit als Fußweg benutzt wurde, begegnete ihm ein Knabe, der in einem Rückenkorb Mehl und Salz zu den Almhütten

hinauftrug. Der rief ihm statt des Grußes zu: „Wißt Ihr's schon? Den Fergen Meinhardt haben sie erschossen."

Also doch! Es hatte doch gezündet. Aber die Nachricht hatte ihn selbst so erschreckt, daß seine Knie zu zittern begannen. Sein Weib! Wie wird ihr sein! Kann einer seinem Weib mit Bedacht diesen Schrecken, diesen Schmerz anthun? Kann ein Mensch so schlecht sein? Und der Hund verlangt, daß sie ihn lieben soll? — Eilends nach Hause und vor ihr auf die Knie! —

Als er hinaus ins Thal kam und schon den Fluß sah, mußte er sich hinter einer Fichte verbergen. Der Kahn war freilich jetzt auf dieser Seite herüben, aber Leute standen dabei, beschauten die Stelle, besprachen den Mord und ergingen sich in allerhand Mutmaßungen. Wie konnte der Meinhardt da vortreten? Was konnte er sagen? Seine Erfindungsgabe hatte ihn ganz und gar verlassen, nicht die geringste Ausrede oder Beschönigung fiel ihm ein — er hätte rundweg gestehen müssen: Ihr Leute, es war eine erbärmliche Komödie!

Er zog sich zurück in den Wald und stieg auf eine kleine Felswand, die wie eine Schloßruine über den Bäumen aufragte. Hier ward er nicht gesehen und konnte in die Gegend hinausblicken, die mit dem schönen Flusse, mit ihren Hügeln und Höfen so freundlich dalag. Dort drüben am langen Rain, der sich auf halber Höhe eines Hügels mit Obstbäumen und einzelnen Höfen bestanden hinzog — in Luftlinie kaum zwei Kilometer vom Beschauer entfernt — stand ein kleines Haus. So

heimlich und friedsam stand es unter dem Lindenbaum, daß man meinte, es könne nichts drin wohnen als Liebe und Glück. Er strengte sein Auge an, ob er niemand sehe.

Linkerhand in der Niederung lag das Dorf mit dem schlanken Kirchturm. Und auf einmal begann es von diesem Kirchtum her zu klingen. Zarte, getragene Töne, wie ein Saitenspiel in der Luft. Es läuteten alle Glocken, und nun hat es der Ferge erfahren, wie das ist, wenn man sein eigenes Totengeläute hört. — Mein Weib, mein Weib! fortwährend schrie es so in ihm und er hatte mit ihr ein so großes Mitleid, als ob ihr einziger lieber Mensch auf der Welt wirklich gestorben wäre.

Allmählich wurde es Abend. Der Himmel hatte sich matt umzogen, die Luft war schwül zum Ersticken. Als die Dunkelheit eingetreten war, stieg er hinab zum Flusse, band den Kahn los und fuhr hinüber. Zwischen den Erlen stand er eine Weile und lauerte, ob oben auf der Straße niemand ging. Er konnte keinem Menschen begegnen. Was sollte er jetzt bei seinem Hause? Es war doch ganz undenkbar, daß er so in der Nacht plötzlich eintreten konnte. Er wollte nur in ihrer Nähe sein, vielleicht im Kuhstall, oder auf dem Strohboden die Nacht zubringen. Morgen dann —. Nein, er wußte noch nicht, was morgen sein werde.

Am Wiesenrande schlich er hinan. Es war so finster, daß er an die Zaunpfähle stieß. Manchmal glomm ein mattes Wetterleuchten. Und bei einem solchen war's, als huschte dort am Rain der Kohlenschreiber. Augenblick-

lich weckte dieses Gesicht — so verschwommen es auch gewesen — in dem Fergen die böse Seele. Er hastete seinem Hause zu, dort wollte er lauern. In der Stube ist Lichtschein. Sie schläft nicht. Auf wen wartet sie, wenn der Gatte tot ist? Außen an der hinteren Wand stand eine Obstpresse. Auf diese sprang er behendig, lautlos wie eine Katze. Jetzt kauerte er beim offenen Fenster, dessen roter Vorhang nur zum Teile zugezogen war, und lugte hinein. — Auf dem Schubschranke stand das kleine messingene Kruzifix, welches sonst nur zu den heiligen Tagen aus dem Kasten genommen wurde. Daneben brannte ein roter Wachsstock, der schon früher einmal beim Tode ihrer Mutter angezündet worden war. Und davor saß die Frau Josefa, stützte das Haupt auf die Hand und war unbeweglich. Vor ihr auf dem Schranke lag ein Bildchen. An ihrem Hochzeitstage hatten sie sich photographieren lassen. Sie klammerte die Finger der beiden Hände aneinander, legte ihre Stirn daran und schüttelte den Kopf, als wollte sie sagen: Es ist nicht möglich, es ist nicht möglich! — In dieser Stellung blieb sie lange und er sah ihr zu. Endlich hub sie an leise zu weinen. Im Vorhause knarrte die Thür, Josefa sprang auf und sagte zweimal laut aber ruhig: „Er ist es!“ Bald darauf trat die alte Magd in die Stube, in ihrer mit der Schürze bedeckten Hand ein Papier haltend. Sie berichtete, daß noch so spät der Gemeindediener dagewesen sei und den Steuerbogen gebracht habe. Dann hätte der Bote auch gesagt, daß er aufgefunden worden wäre.

„Wer ist aufgefunden worden?“ fragte Frau Josefa.

„Nun halt — hat er gesagt, der Diener, unten bei der Rieselwehr — unserer — der Herr —“

So stotterte die Magd, aber Frau Josefa unterbrach sie: „Das ist nicht wahr!“

„Und läßt der Gemeindevorstand fragen — wann das Begräbnis sein soll?“

„Laßt mich in Frieden, es ist ja nicht wahr, es kann doch nicht wahr sein, mein Gott!“ Damit brach sie wieder in Weinen aus. Die Magd zog sich zurück in die Küche, das Weib ging mit gerungenen Händen in der Stube auf und ab und schluchzte und schluchzte.

Der Meinhardt auf dem Preßschragen konnte es kaum mehr aushalten. Er sann nur nach, wie es anzufangen sei, daß der plötzliche Schreck ob seiner Erscheinung ihr nicht schade. Da wurde im Vorhause wieder etwas gehört. Ganz sachte ging die Thür auf und — der Kohlenschreiber war da. Er blieb an der Thür stehen und sah aus wie ein Gespenst, so totenblaß, so unheimlich verstört. „Ihr seid,“ flüsterte er, „an diesem Tag allein!“

„Und will es bleiben,“ gab sie derb zurück.

„Ich komme nur,“ stotterte er, „weil ich mir nimmer zu helfen weiß, nimmer anders. Hab's ja schon gesagt, Frau Josefa, wie ergeben ich Euch bin ....“

„Und ich hab' Ihm gesagt, daß Er mich in Ruh' lassen soll!“

„Gewiß, ich hab's respektiert. So lang' er lebt, habt Ihr gesagt, keinen andern. Und das ist die Ursache gewesen ....“

„Sali!“ diesen grellen Schrei stieß das Weib nach der Magd aus.

Die herbeieilende Magd hielt gerade den Besen, mit dem sie zum Abend die Küche zu scheuern pflegte. Diesen riß ihr Frau Josefa aus der Hand und hieb ihn dem Schreiber um den Kopf. Der Geschlagene lief nicht davon, sondern fiel zu Boden. Mit beiden Händen umklammerte er ihren Fuß, wimmerte und stöhnte: „Ihr versteht mich nicht, Frau! Habt doch nur einen Augenblick lang Barmherzigkeit mit dem Elenden! Ich will ja nichts, als daß Ihr ein langes Messer nehmt und mir's in den Hals steckt! Wißt Ihr's denn nicht, daß ich schuld bin? Wahnsinnig um Eure Lieb'! Im Rausch einen Brief geschrieben — einen Mörder gedungen! Ich! Ja, ich! Diese Bestie da! Diese da?“ Gleich einem getretenen Hund winselte er schrill heraus, und wie er vorher ihren Fuß umklammert hatte, so umklammerte er jetzt seinen Hals, um sich zu erwürgen.

In diesem Augenblick schon waren einige Leute da vom Nachbarshaus, die in Verwirrung umherrannten und nicht begriffen, was vorging. Vor der Hausthür stand die Magd und zeterte immer noch mehr Leute zusammen; mehrere kamen von den Häusern im Nachtgewand daher und alle drängten zur niedrigen Stubenthür hinein, wo Frau Josefa ratlos dastand und der Kohlenschreiber sich in wilden Krämpfen auf dem Platz wälzte.

Der rief jetzt flehend aus: „Betet für mich, ihr guten Leut'! Der Teufel ist schon da um mich!“

Sie schauten sich gegenseitig an und sagten unter-

einander: „Verrückt war er immer, endlich ist der volle Wahnsinn ausgebrochen!“ Der Schreiber aber rief in einem fort, er habe den Fergen umbringen lassen, und plötzlich hub er ein dumpfes Lachen an, stöhnte mit einer Stimme, die der Schreck gebrochen hatte: „Hab' mir's ja gedacht! Hab' mir's gedacht, daß er sich anmelden wird. Er will mich ja fragen, warum? Alle guten Geister, Meinhardt, frag' mich doch! Ist's dann gut, wenn man gehenkt ist? Sag' mir's, Meinhardt, ist's gebüßt?“

Als er so schrie und wimmerte, wies er gegen die offene Thür, und als die Leute mit den Augen unwillkürlich dieser Richtung folgten, stöhnten sie auf vor Schreck. Denn was der Wahnsinnige sah, das sahen auch sie. In der halbdunklen Thür stand der Ferge Meinhardt. — Ein klingender Schrei und die Frau Josefa sprang an die Gestalt, die nicht wankte und nicht verschwand.

Am nächsten Morgen war unten bei der Rieselwehr ein großes Halloh! Einen alten Hut hatten sie aus dem Wasser gezogen und ein verknorpeltes Baumgewurzel, das wohl aus den oberen Waldgegenden herabgeschwemmt worden sein mochte. Und das war der tote Ferge gewesen. Der Totengräber beklagte sich sehr, daß er in der vergangenen Nacht ein hartes Tagewerk gethan habe und wer ihn dafür bezahlen würde?

Der Klacherl vergütete es. Der war nach dem Bekanntwerden der Rückkehr Meinhardts sofort freigelassen worden. Er nahm den Totengräber unter den Arm und wollte das Ereignis im Wirtshause feiern. Da

kam ein Landwächter und nahm ihn neuerdings mit sich. Das Gericht, sagte der, hätte mit ihm, dem Macherl, noch eine kleine Angelegenheit zu ordnen. Während der Vagabund unter sicherer Begleitung seinen Weg in die Kreisstadt zu Fuß machte, eine recht verdrießliche Wanderung! fuhr die Straße entlang auch ein Wagen. Darin saßen zwei handfeste Männer, die zwischen sich den Kohlenschreiber hatten. Was Liebestollheit und Wein an dem angerichtet, das sollte nun das Irrenhaus schlichten....

Der Ferge Meinhardt hat schon in der Nacht seiner Frau Josefa ein umfassendes Bekenntnis abgelegt, worauf sie ihm in heftigem Zorn seine Dummheit und Erbärmlichkeit vorhielt. — Wie wohl that ihm jetzt die Herbheit seiner Frau, sie entzückte ihn. Ihre Untugenden trägt er fürder mit Geduld, denn er weiß, was jeder Ehemann wissen muß, um im Gleichgewichte zu bleiben.

Der Waldbauer, dieser Dodel!

Schau, schau, das ist wieder schön! Ums Roß kommst du betteln. Habt ihr leicht das letzte Paar Ochsen auch schon verhaust?"

„Verhaust nicht," antwortete der kleine Bub bescheidentlich, „aber die Kläseuch' (Klauenseuche) haben die Ochsen und können halt jetzt nicht ziehen."

„So wiedet's die Kuh ins Joch!"

„Die Kuh hat jetzt ein Kalb."

„So spannt's deinen Vater ein, der ist nix zu gut dazu; der wird eh schmöckend vor lauter Faulheit!"

„Faul ist er nicht, der Vater, Blut husten thut er."

„Ja freilich! Das könnt' ein anderer auch sagen, wenn er nicht arbeiten will. Und herumliegen in der Sonn', bis er Maden ansetzt über und über. Was Vorstand! Bei der Schüssel ist er Vorstand. Und verdienen sollen ihm die Brocken andere Leut'! Der Dodel (Tropf)! Den werd' ich mir noch einmal vergunnen, deinen Vater, wenn er uns in die Einleg' kommt mit dem Bettelsack! Der Taderling, dem will ich das Bluthusten schon ausziehen, darauf könnt's euch verlassen! — Soll halt die Mutter an den Pflug!"

„Hat's eh schon versucht," sagte das Bübel, „aber sie kann ihn nicht derziehen."

„Versteht sich! Das zernichte Zeugl nicht derziehen können! So ein Trum Weibsbild her! Soll sich halt das Kinderwerk abthun. Alle Jahr' kindern, das kann sie, aber die Arbeit sollen ihnen andere Leut' richten. Greif' du was an, Fratz! Gescheiter, wie alleweil in die Bücheln gucken, wo eh lauter Spitzbübereien drinnen stehen. Taugenichts, verdächtiger! Mein solltst du sein! Alle Tag' siebenmal unters Knie und karabatschen. Ausstampern einmal das ganze Kluppeneggernest, nachher werden's schon ziehen können. G'lump, faules!"

Das hat sich vor etwa achtundvierzig Jahren der kleine Waldbauernbub sagen lassen müssen von der Großbergerin, zu der er geschickt worden war, auf daß er bitte um ein Pferd. An anderen Berghängen grünten die Felder schon, beim Waldbauern lag der Acker noch ungebrochen, der Pflug stand bereits am Rain und hatte seine Scharre in den Rasen gewühlt, ihn weiter zu ziehen war das Weib nicht im stande gewesen. Krankheiten bei Menschen und Vieh und anderes Ungemach hatten den Winter über gehaust bei diesen Leuten und sie in allem zurückgeworfen, so daß sie jetzt Nachbarshilfe ansprechen mußten.

Als der Knabe nun so schneidig abgefertigt war, watschelte er in seinem unten arg zerfaserten grauen Leinwandhöslein wegshin. Er war soweit ganz gleichmütig geblieben. Derlei Vorhaltungen war er schon gewohnt. Anfangs, als sie über den Vater oder gar über

die Mutter so herfielen — das hat weh gethan. Jetzt erschien es ihm fast selbstverständlich. Wurden doch auch die anderen armen Leute so verschimpft, wenn sie bitten kamen. Die Kohlenbrenner-Waberl wurde die Fraß-Waberl genannt, weil sie von dem, was ihr zum Almosen vorgesetzt wurde, nie auch nur den geringsten Rest in der Schüssel ließ. Der alte Schwamm-Nantel wurde verspottet und gemieden, weil er „Unfrutt" im Gewand hatte; denn niemand kümmerte sich um die Reinlichkeit des siechen Alten. Und erst die Holzknechtin Mariandel! Als die plötzlich mit einem kleinen Kind dahergekommen, waren alle tugendsamen Weiber der Gegend so grenzenlos empört, daß man ihr das schwarze Haar „schippelweis" ausreißen wollte, weil es diese Schlange geheim hielt — von wem. Sie mußte heilig schwören, nie mehr mit einem kleinen Kinde zu erscheinen, und hielt den Schwur. Im nächsten Jahre kam sie nicht mit einem, sondern mit Drillingen. Da lachte sie sich vorweg den Hals voll über die schönen Namen, die sie bekommen würde. Die bekam sie auch, und dazu Windeln und Milch von den entsetzten Nachbarinnen.

Es geht überall so. Die Armen können sich nicht verteidigen, weil ihre Stimmen heiserer sind, als die der Wohlhabenden und Festgesessenen. Und wo doch einmal so ein schriller Laut hervorgellt, da kann's Prügel setzen, und diese Beweisgründe haben noch zu aller Zeit jeden Einwand niedergeschlagen. Auf solche Weise werden die vergewaltigten Leute ungut und ungeschickt, sie gewöhnen sich das überstürzte Reden an,

denn auf eine geduldige Zuhörerschaft haben sie nicht zu rechnen. Sie müssen mit kurzen Worten viel zu sagen trachten und reden sich bei der Aufregung manchmal in eine große Dummheit hinein. Entweder sie sind eingeschüchtert, sagen gar nichts und geben also scheinbar eine Schuld zu, die sie gar nicht haben, oder sie schreien eine schauderhafte Beleidigung heraus, die dem Gegner erst recht das Heft in die Hand giebt. So nehmen sich die armen Leute wirklich zumeist ganz dumm aus und glauben es am Ende selbst, daß sie's sind und glauben — verzagt geworden — noch mehr. Sie finden es in Ordnung, daß man roh und rücksichtslos auf ihnen herumtritt, kommen nur selten zum Nachdenken über das ihnen widerfahrene Unrecht, verstumpfen und versumpfen.

Im Waldbauernbübel war von der wüsten Rede der dicken Großbergerin nichts haften geblieben, als der Sinn: Das Roß ist nicht zu haben! — Er watschelte also mit hängendem Kopf durch den Krautgarten hinaus. Da schrie sie ihm plötzlich nach: „Saubub! Ob du nicht warten kannst, bis es ausgeredet ist. Kunnt dein Vater auch einen gescheiteren Boten schicken, heißt das, wenn das ganze Kluppeneggerhaus nicht voller Dodeln wär'. Stehn bleib', hab' ich gesagt. Heut' hat's Roß nit Zeit. Morgen wird's der Knecht hinüberführen und euch den Dreck anbauen."

Die gute Großbergerin! Das Bübel war voller Rührung. „Ein bissel scharf ist sie gewesen," berichtet er nachher daheim, „aber das Roß kommt morgen mitsamt dem Knecht."

Der Großberger Pferdeknecht war ein zugereister Kroat und seine grobe Rede holperte, als ob sie über lauter Steinhaufen gehen müßte. Er war ein unsauberer Gesell und hatte auch schon Anstände bei dem Richter gehabt. Na, dieser Knecht behandelte den Waldbauern großartig. Der Waldbauer war zwar seit zwei Jahren gewählter Gemeindevorstand, aber das respektierte der Knecht nicht, wie es eigentlich niemand respektierte im ganzen Gau. Gleichwohl kamen sie zu ihm, wenn irgend etwas außer der Regel war. Dieser Gemeindevorstand hatte bei den Amtshandlungen verhältnismäßig nur wenige Thorheiten gesprochen, er redete ganz anständige Klugheiten, aber zu leise sagte er sie. Und eine leise gesprochene Klugheit nimmt sich dümmer aus, als eine mit mächtigem Brustton hervorgebrachte Thorheit. Zwar nicht allemal. — Wir wollen jetzt den Pferdeknecht voran lassen. Der hatte gehört, wie seine Großbergerin von den Waldbauernleuten sprach, er behandelte diese also teils mit zerschmetternder Derbheit, teils mit sprachloser Verachtung. Den kränklichen Waldbauern, der unsicher, blaß und demütig den Pflug an den Hörnern führte, nannte er abwechselnd Lalli, Dalgerd, Motzer, Locherl, Britsch und Dodel. — Die Waldbäuerin versuchte es, einen besseren Humor aufzupäppeln und schickte den Zwillingstopf aufs Feld; in dem einen Teil war feister Sterz, in dem anderen Rahmmilch. Der Bub trug das doppelte Ding am Henkel; fast feierlich trottete er damit einher, in dem Glauben, er trüge eine große Versöhnung mit sich.

„Das schickt die Mutter dem Fuhrmann für Vor-

mittag!“ Mit solcher Anrede überreichte er den Zwillingstopf.

Der Knecht packte ihn heftig an und rief: „Nau, was wird denn das wieder für ein Fressen sein!“ Dann roch er und stellte das Essen vors Pferd hin: „Vielleicht weißt du was damit anzufangen, Brauner. Ich nicht.“

Das Pferd schnupperte dran und stieß mit der Schnauze das Geschirr um, Sterz und Milch lagen im Grase.

Der Waldbauer war ob solcher Ablehnung nicht ermutigt, aber er schwieg. Er bedurfte ja des Fuhrwerks, und ein einziges Wort hätte ihn drum bringen können. Langsam und schwerfällig leitete er den Pflug; er war erschöpft. Es that ihm leid um das verschüttete Essen.

Der Knecht fuhr ihn an: „Wieviel Knödeln hast denn heut' wieder im Bauch, Dodel, daß du dich nicht rühren kannst?“

Als der Waldbauer friedfertig antwortete, daß er des Morgens nur ein paar Löffel voll Topfensuppe gegessen hätte, gröhlte der Knecht auf und rief: „Recht geschieht dir, alter Dürrmagler, wenn du hin wirst. Wer sich von anderen Leuten das Brot anbauen lassen muß, um den ist's kein Schaden. Verdammtes G'lump übereinander!“ Dem Pferde gab er mit dem Peitschenstecken einen Schlag, daß es erschreckt voransprang und der Waldbauer bei dem plötzlichen Ruck stolpernd fast auf das Gesicht gefallen wäre. Der Knecht war ärgerlich. Ihm that's jetzt leid um Sterz und Milch. Und den Zorn darüber, daß er das Essen verschüttet, wollte er an anderen auslassen. Als hernach die Raststunde

kam, sagte er zum Waldbauern: „Gieb aufs Roß achting, alter Locherl!“ und ging in die Schlucht hinab. Der Waldbauer wischte sich mit dem Ärmling den Schweiß von der Stirn und sagte für sich: „Eine traurige Sach', wenn der Mensch arm ist.“ Der Knabe, der da war, um die schlechtgebrochenen Furchen mit einer Haue zu zerhacken, hörte es, und da hub sein Vater an so sehr ihn zu erbarmen, daß er in einem grellen Schrei aufweinte.

Als der Knecht von der Schlucht zurückkam, hatte er etwas bei sich, das in ein blaues Sacktuch gewickelt war.

„Dein Furchenzerhacken ist für die Katz!“ fuhr er den Knaben an, „geh, Rixnutz, trag' Stauden zusammen und mach' Feuer. Eure Mehlpampfen zu Mittag werden ja doch wieder nicht zum Fressen sein. Zu diesen lausigen Leuten muß man selber sein Essen mitbringen, will man nicht verhungern. Eine schundige Wirtschaft, meiner Seel'!“

Als am Rain das Feuer knisterte, torkte der Knecht hin, häufte Glut und warf ein großes Stück Rohfleisch hinein. Wie prächtig es gebraten wurde, weiß man nicht; rauchein that es, der Knecht aber nahm das Stück in die Faust und biß drein. Während des Kauens fluchte und schimpfte er unaufhörlich darüber, daß einer bei diesem „G'fröttbauern“ schon einmal gar nichts Ordentliches zu essen bekäme. „So, da hast auch was!“ mit diesem Worte warf er dem Waldbauern die Knochen vor.

Vom Waldhause her schrillte ein Pfiff. Die

Bäuerin rief herab, der Vater sollt' heimkommen, es wär' jemand da, der was Notwendiges zu reden habe mit dem Vorstand.

So war der Bub nun ganz dem schrecklichen Knecht überantwortet. Er mußte den Pflug führen und wurde von dem holpernden Ungetüm so mächtig hin und her geschleudert, daß der Fuhrmann auflachte: „Richtige Kochschneck, schau, daß du weiter kommst!" Er packte den Kleinen an den Armen und warf ihn auf die dampfenden Furchen hin.

Vom Hause her wurde das zweite Mal gepfiffen. Der Knecht solle ausspannen und hinaufkommen.

„Eßt ihr eure Talken selber!" gab der Knecht zur Antwort.

Nein, nicht zur Mahlzeit wäre es. Er solle nur hinaufkommen.

Das verblüffte den Knecht ein wenig und er that, als wolle er das Pferd ausspannen und gegen seinen Großbauernhof treiben. Nun kamen sie aber schon herab, der Nachbar Grieslacher und sein Bruder, der Jokel, und zwei andere Männer und der Waldbauer. Dieser Waldbauer war aber jetzt nicht mehr der Dalkerd, auch nicht der Locherl, und schon gar nicht der Dodel, sondern der Gemeindevorstand. Er war so sanftmütig wie vorher und sagte zum Knecht: „Stephan, jetzt wirst du müssen Feierabend machen."

Dann setzte er sich auf den Pfluggründel, die anderen standen ringsherum, der Grieslacher und sein Bruder hatten den Knecht zwischen sich.

Der Waldbauer streifte sich die Erdkrumen von den Schuhen, er war verlegen.

„So heb' an, Vorstand!“ drängte der Nachbar.

Der Waldbauer wendete sich gegen den Knecht und sagte: „Du, ich muß dich um was fragen, Stephan. Gelt, du giebst mir gottesaufrichtig Antwort?“

Der Knecht wurde jetzt ungleich. Das war eine höchst befremdliche Feierlichkeit. Er that, als wollte er anfangen zu schimpfen, denn seine Schweigsamkeit kam ihm selber verdächtig vor.

„Sag' uns, Stephan: In der Philipp- und Jakobinacht bist du wohl daheim gewesen in deinem Bett?“

„Warum soll ich nicht daheim gewesen sein?“

„Ich hab' nur gefragt.“

„Wo soll ich denn gewesen sein bei der Nacht, als daheim!“

„Weißt du es gewiß?“ fragte der Waldbauer. „Denke nach. In der Philipp- und Jakobinacht. Das ist die Nacht gewesen am vorigen Samstag bis auf den Sonntag.“

„Sakra, was hat's denn? Daheim bin ich gewesen und geschlafen hab' ich die ganze Nacht.“

„Die ganze Nacht? Sag' es noch einmal, aber bedenk's vorher. Ich laß dir Zeit dazu.“

„Brauch' deine Zeit nicht. Geschlafen hab' ich die ganze Nacht.“

„Sie sagen aber, du wärst in derselbigen Nacht auf der Buchebene beim Maibaumsetzen gesehen worden!“

„Wen geht's was an!" fuhr der Knecht jetzt derb drein, „das Maibaumsetzen ist nichts Schlechtes."

„Das meine ich wohl auch," drauf der Waldbauer, „und desweg möcht' ich nur wissen, warum du so fest gesagt hast, daheim wärst du in derselbigen Nacht gewesen und geschlafen hättest du die ganze Nacht."

Der Knecht hub an, aus sich herauszugehen. „Was habt's denn mit mir? Ich laß mich nicht ausfragen wie einen Spitzbuben, von dir nicht, alter Dodel!"

„Oho!" riefen die Männer. „Vergiß nicht, vor wem du stehst."

„Was ist denn Schlechtes geschehen beim Maibaumsetzen, he?"

„Gewiß nicht, Stephan, vom Maibaumsetzen weiß kein Mensch nichts Schlechtes," sagte der Waldbauer immer in gutmütiger Weise. „Aber wenn du uns schon die Philipp- und Jakobinacht verleugnet hast, wo nichts geschehen ist, so wirst uns die Nacht vom Montag auf den Erchtag noch gewisser verleugnen, wo was geschehen ist."

Der kleine Waldbauernbub betrachtete den Knecht und könnte heute noch den Ruck beschreiben, der jetzt auf einmal den ganzen Kerl erschüttert hat. Aber nur einen Augenblick hatte ihn die unverhoffte Wendung so gestoßen, dann stand er wieder starr wie ein Holzstrunk zwischen den zwei Männern.

„Da ist der Grieslacher zu mir gekommen," fuhr der Waldbauer fort, „und hat erzählt, daß ihm in der Montagsnacht seine beste Sau aus dem Stall gestohlen worden ist."

Der Knecht hub an zu erstaunen, wer denn so sumpflackenschlecht sein könne und dem Grieslacher eine Sau stehlen! Daß es doch gar so schlechte Leut' geben könne auf der Welt!

Sagte der Grieslacher: „Du Stephan, möchtest nicht so gut sein und uns dein Taschenmesser ein bissel anschauen lassen? Das mit der Hirschhornschale, weißt eh."

„Mein Messer, warum denn nicht?" Der Knecht griff in die Taschen, fand es aber nicht gleich. „Ist ja wohl nichts dran, ist ein alter Scherben."

„Schau, der Vorstand möcht' just einmal so ein hirschhornschalenes Messer sehen, 's hat sonst keiner eins."

Der Knecht suchte sehr angelegen das Messer. „Wo es nur steckt! Sollt' ich den Scherben daheim vergessen haben? Ist eh ein rechter Scherben. Wenn ich ihn gar verloren hätt'? Liegt auch nichts dran."

„Sollt's vielleicht das sein?" fragte der Grieslacher und hielt in der flachen Hand ein Taschenmesser mit Hirschhornschale hin.

„Kümmere mich nicht drum," rief der Knecht und hieb mit seiner Hand in die leere Luft hinein.

„Nicht so, Stephan, was dein ist, bleibt dein, und um seine Sach' muß sich der Mensch rühren. Hab's ja gleich gesagt, das ist dem Großberger Knecht sein Messer, wie ich's gefunden hab' im Schachen, wo die gestohlene Sau geschlachtet worden ist. Siehst eh noch das Blut dran. Abwaschen thun wir's derweil nicht."

„Das dumme Messer da hat mein Lebtag nie mein gehört," versicherte der Knecht.

Hierauf ging ein schnelles Hin- und Widerreden an, sogar der langsame Waldbauer entfachte ein Kreuzfeuer.

„Knecht Stephan,“ sagte er, „du hast dir dort — die Glut glost eh noch — vorhin ein Schweinernes gebraten.“

Der Knecht: „Vergunnst mir's etwan nicht, das bissel Kälberne?“

Der Gemeindevorstand: „Gunnen, wohl, wohl, hast mich ja mithalten lassen wollen. Schau, da liegt noch so ein Knöchel. Aber Kalbsbein ist das keins.“

Der Knecht: „Was weiß ich! Bei so einem Hungerbauern frißt man, was man zu schenken kriegt.“

Der Vorstand: „Zu schenken, sagst?“

Der Knecht: „Von einem Bettelmann.“

Der Vorstand: „Stephan, du hast dem Grieslacher die beste Sau mitsamt den drei Ferkeln gestohlen.“

Der Knecht: „Das ist derlogen! Ferkeln nicht!“

Der Vorstand: „Also nur die Sau. — Nachher wären wir so weit.“

Der Knecht setzte zu einem Sprunge an, da hielten sie ihn schon fest.

„Thut's ihn halt zum Bezirksgericht treiben,“ sagte der Vorstand.

„Treiben!“ schnob der Knecht wütend auf, „treiben wie ein Vieh! Waldbauer, mir scheint, du weißt es nicht, daß man auch einen Angeklagten nicht schimpfen darf, sonst kannst kurios eingehen, mein Lieber!“

„Also nicht treiben, nur führen. Mußt schon ver-

zeihen, ich kenn' mich bei den Spitzbubenbräuchen nicht so aus."

Wie der Knecht vorhin ihn selbst mit den niedrigsten Schimpfwörtern überhäuft hatte, an das erinnerte er gar nicht. War auch was anderes, Bauer. Das Kriminalgesetz sagt für diesen Fall nur, daß der Delinquent nicht geschimpft werden darf. Ein armer Notbauer ist doch kein Delinquent!

Also, der Großberger Knecht ist fortgeführt worden. Und war es wieder ein Beispiel, wie der Waldbauer überall Malheur gehabt hat. Lange hatte er in seiner Bedrängung keinen Knecht bekommen können zum Anbauen in diesem Notjahr, und als er endlich doch einen gefunden, mußte er ihn vom Acker weg einsperren lassen.

Was die schneidige Großbergerin über eine solche Undankbarkeit gesagt, das dürfte sich der Leser reimen können. Als das Richteramt vorüber, war der Vorstand wieder der notige Waldbauer, der alles einstecken mußte, wie es sich für arme Leute geziemt. „Meinetwegen," sagte er gerne, „das macht mich nicht besser und nicht schlechter. Ein solches Krepierl, das das Schimpfen nimmer aushalten kann, bin ich halt doch nicht."

Schneiderliebe.

Wir trabten mehr in der Luft als auf dem Erdboden. Jener wunderliche Heilige soll Flügel an den Fersen gehabt haben; wir hatten die Federn an den Zehen, so schnellten sie uns dahin auf der Waldstraße, trotz dem gewichtigen Bügeleisen. Der ungarische Schneider war überflügelt. Der ungarische Schneider, der Jahre lang die Ster gehabt hatte beim Werksverweser, er war ausgestochen von unseren fleißigeren Nadeln; oder — treu gesagt — wir wußten es selbst nicht, weshalb wir auf einmal geladen worden beim Werksverweser in Brückelbach.

In der großen Stube mit den weißen Fenstervorhängen und den braunpolierten Kästen, einem feinen Herrenzimmer, durften wir unsere Werkstatt aufschlagen. Doch gedachten wir, uns zu behaupten. Zu behaupten durch gediegene Arbeit und solides Benehmen. Wir wollten in diesem fürnehmen Hause auch einmal rechtschaffen gebildet sein, statt „Jo" Ja sagen, zu Beginn der Mahlzeit stets „Guten Appetit"

wünschen und mit der linken Hand die Gabel führen. Auch mit du wollen wir Keinen anreden, wie sonst in der Bauernschaft, sondern den Herrn Verweser mit „Er“ und die Frau Verweserin mit „Sie“ und die Mädels mit „Fräuln“. Beim Anmessen aber sagte mein Meister: „Was kriegen wir?“

Das Tuch lag schon auf dem Tisch, grobes und feines, schwarzes, graues und Unterzeug, — in Stückeln und Resteln weich und glatt. Also der Werksverweser, ein stattlicher Herr mit viereckigen Achseln und dreieckigem Kopf, der kriegt einen lodenen Gebirgsrock, ein Beinkleid und eine Hose. Sein Kopf war dreieckig, weil er oben mit einem breiten Schädel anhub und unten in einem grauen Spitzbart auslief. Was jedoch zwischen Beinkleid und Hose für ein Unterschied sein sollte: Das fragte ich den Meister und er mich. Es war einfach: die Hose für Feiertags heißt Beinkleid und das Beinkleid für Werktags heißt Hose. Die Frau Werksverweserin „kriegt nichts.“ Sie konnte vielleicht darum kein Gewand bekommen, weil sie eigentlich keinen rechten Leib hatte. Es war hinter ihrem dunkelbraunen Hausrock wohl Etwas da, aber mehr ein Gestell als ein Leib, eigentlich nur so ein Apparat, der immer bewegsam in allen Teilen des Hauses umherwirtschaftete, mit scharfem Stimmlein Befehle gab und alles im Gang hielt. Sie war das Schemen, der Geist, und bedurfte nur eines dunkelblauen, schlaff niederhängenden Rockes und einer weißen Haube, die über die Ohren herabgebunden war, um gesehen zu werden. Also die Frau kriegt nichts.

Das „Fräuln“. Aber nein: es war ja das Stubenmädel, das wir einen halben Tag lang als „Fräuln“ verehrten, ein blasses Rundgesichtel, das immer lachte und trällerte und mich, den Schneiderlehrling mit neunzehn Frühlingen, lustig einen „Haspel“ hieß. Sie hatte freilich Recht. Während der Meister mit quiexender Schere einen Rock zuschnitt, hockte ich auf niederem Schemel, spitzte die Knie auseinander, über die ein schwarzer Zwirnsträhn gespannt war, und wickelte mit emsiger Hand den unendlichen Faden aufs Knäuel. Ob solcher Thätigkeit hätte mich jeder Holzhaspel wegen Gewerbsstörung verklagen können. Das rundgesichtige „Fräuln“ hatte also völlig Recht. Unrecht hatten eben wir mit unserer Menschenkenntnis; und die Augen gingen uns erst auf, als gegen Mittag das wirkliche Fräuln zur Thür hereinrauschte. Der Meister wollte vor Ehrerbietung sofort aufstehen, merkte aber noch rechtzeitig, daß er ohnehin stand. Wir glaubten, die kleine, runde Person komme von der Kirche, so schön war sie angezogen. Auf und auf weiß und mit roten Seidenmaschen an unterschiedlichen Stellen. Beim Kaufmann in Mürzzuschlag war im selben Jahr zu Weihnachten eine Puppe ausgestellt gewesen; diese Werksverweserstochter sah ihr ähnlich, so rot waren die Wangen und so schwarz die Augenbrauen und Wimpern. Zart und hold wie ein gemalter Engel war sie anzusehen; als sie jedoch den Mund aufthat, schauten wir rings herum, ob nicht ein Drescherweib eingetreten sei, das da in breiter, quatschiger Weise ausrief: „Hau! Die Schneider san kiemen! Das isch gscheid!“

„Unsere Tochter!“ so hatte die Mutter diesen Engel vorgestellt. „Kriegt ein Mantill!“

Ist nicht so leicht, bei den hohen Herrschaften zu arbeiten. Jetzt weiß man wieder einmal nicht, was Das ist: ein Mantill. Ich riet auf einen Wettermantel und erst mit vorsichtigem Näherfragen kam der Meister darauf, daß es sich um ein kurzes Oberjäckchen handelte, zu dem die Frau schwarzen Sammetstoff und rotseidenes Unterfutter gebracht hatte. Die Tochter — wir nannten sie nur mehr Tochter, weil das Fräuln schon an dem Stubenmädel abgebraucht war — ließ sich ruhig mit dem Faden messen. Nicht einmal unter den Achseln war sie kitzlig, was eine Seltenheit ist, wie der Meister versicherte. Lehrlinge dürfen noch nicht messen, — und so muß man den Meistern glauben. Das „Mantill“ sollte an den Rändern verschnürt und mit Taffetbändern doppelt „paspoliert“ werden. Der Schnitt mußte „neuwienerisch“ sein. Zu allem Glück hatte der Meister das Blatt schon dem schweizerischen Gesellen nachgeschnitten, der seine Mustersammlung unvorsichtigerweise zurückgelassen hatte, als er fremd ward. „Sonst wären wir jetzt petschiert!“ flüsterte mir der Meister zu.

„I hans gern recht neumoderisch,“ gestand die Tochter, „wie's die Baronischen ham im Gschloß ent.“ Das „Gschloß“ stand drüben im Fröschnitzthal und der weiße Engel sollte der erste sein in Brückelbach, der ein neuwienerisches Mantill bekam. „Da wern sie sich giften, die Schulmeisterin und die Kramerluisl!“ Mich hatte die Tochter schon während des Anmessens auf dem Korn

und plötzlich rief sie fast schreiend: „Is Dos der Schneiderbua, der a so Gedichter dichten thuat?"

Da gehörte rasch ein Riegel vor. „Jetzt heißts nähen und nicht dichten!" sagte der Meister. Ich setzte mich zur Arbeit. Am Rock des Verwesers konnte schon die Rückennaht gemacht werden.

Aus der weiteren Bewohnerschaft dieses Hauses erzähle ich noch von einer Art Hauswaschel, einem Mann für alles, was es so in dem Alltag der Wirtschaft an Kleinigkeiten zu thun gab. Ein Bursche mit kurzen Beinen, breitem Hinterteil und einem hübschen Kopf, der immer freundlich drein schaute, wenig sprach und zu allem „Ja" nickte.

„Der Siebel kriegt nichts," erklärte die Hausfrau. Denn er hatte eigentlich schon alles. Er hatte Militär und Zivil, alte und neue Mode an sich geknöpft: eine blaue Soldatenhose, einen grün ausgeschlagenen Jägerrock, einen schwarzen Strohhut, der sehr fein geflochten war, aber schon Fransen hatte. Und trug um den dicken Hals die Reste eines Seidentuches geschlungen, dessen bunte Farben noch loderten wie Feuer. Der Siebel trug alle Ableger der Familie und ihrer Verwandtschaft; und so oft andere was Neues kriegten, kriegte er was Altes. Und an manchem Stück besserte er oder das Stubenmädel so lange herum, bis es wieder wie neu war. Der Siebel stand am Kehrichthaufen oft frischer gewaschen, geflickt und gebügelt als andere in der schönen Stube.

Endlich muß ich den grauen Pintscher noch vorstellen, an dem viel Wolle, aber wenig Hund war. Wenn er auf unserem Tische saß und mit dem Zwirnknäuel

spielte, so schien er ein fast mächtiges Ungetüm zu sein, und wenn man ihn anpackte, war eine Handvoll Mistvieh da, — alles andere Pelz. Dieser Hund war der Liebling des Hauses. Jedes gab ihm einen anderen Kosenamen oder einen anderen Fußtritt, so daß wir nicht herausbekamen, wie der Köter eigentlich hieß oder welche Schuhspitze ihm die liebste war. Er ließ sich alles gefallen; nur wenn man „Prrr!" sagte, that er einen Schnapper nach der Nase. Denn das schien er für eine Fliege zu halten.

Das waren nun die wesentlichsten Hausgenossen beim Werksverweser. Noch wäre die Kochfrau zu erwähnen, deren verborgenes und wohlthätiges Wirken wir täglich dreimal merkten. Jeder Tag war Christtag, vom rahmigen Morgenkaffee über den wohlgeschmorten Mittagsbraten bis zu den Schmalzkrapfen am Abend. Dazu noch der Wein am Vor- und Nachmittag, in den Gläsern funkelnd wie ein Goldring, im Gaumen prickelnd wie süßes Feuer und in der Seele alle Geister rund herumjagend, daß sie manchmal purzelten und sich vor Lachen kugelten.

War der Werksverweser da, so trank er mit und erzählte lustige Sachen. Seine Stimme klang, als würde in einen Topf gesprochen. Einen hohen Rockkragen trug er und den Bart so, daß von seinen fünf Kröpfen selten mehr als einer zu sehen war. Obwohl er seit Jahren Eigentümer des Eisenwerkes war, ließ er sich bescheiden immer nur den Verweser nennen. Beim Wein gestand er treuherzig, daß er so den Arbeitern leichter die Löhne schmälern könne, ohne mit seiner Person dafür einstehen

zu müssen. Er beschäftigte in seinem Sensenhammer ein Dutzend Schmiede, die er bei guter Laune „Kampel“, bei schlechter „Lumpen“ nannte. Neben der Erzeugung von Sensen war seine Lebensaufgabe das Kegeln. In der gedeckten Kegelbahn war eine eiserne Tafel aufgestellt, auf der mit eherner Schrift verzeichnet stand, wann und wie oft schon Herr Erasmus Holtensteiner, Werksverweser allhier, alle Neune geschoben hatte. Die Tochter, wenn sie dem Vater eine besondere Freude machen wollte, bekränzte dieses Denkmal der Gefallenen mit „Eichenlaub“, das sie von den Ahornbäumen riß.

„Schneider! Willst mir helfen auf ein Bot?“ Mit solchen Worten lud der Werksverweser meinen Meister manchmal zur Kegelpartie.

„Ist mir nit zuwider,“ antwortete stets der Meister; denn fürs Erste that er auch mit Leidenschaft kegelschieben, fürs Zweite gewann er dabei dem Gegner meist das Geld ab und fürs Dritte wurde er noch extra dafür bezahlt, denn die Ster ist nach dem Tagewerk gerechnet worden.

In solchen Stunden, wenn die Beiden draußen kegelten, wurde drinnen die dunkelblaue Stange mit der weißen Haube noch schlanker und sie gab mirs zu verstehen, daß man die Handwerker nicht eigentlich ins Haus lüde, damit sie dem Hausherrn das Geld aus dem Säckel spielten, als vielmehr, daß sie gute Arbeit machen sollten. Nun, das geschah ja, dieweilen ich des Tages vierzehn bis sechzehn Stunden nadelte und bügelte. Der Fleiß des Lehrlings ließ sich nicht leugnen; doch war bisweilen unter Variation das Bibelwort anwendbar:

Was der Lehrling zusammengefügt, das muß der Meister trennen. Denn während dieses Lehrlings magere Finger unbeaufsichtigt so die Nadel führten, brannte sein Lichtlein vor fremden Altären. Er dichtete einen Roman, der im Monde spielte und in dem er das Leben des Waldbauernbuben so beschrieb, wie er es sich für die Erde vergeblich wünschte. Dort war er König, der sehr gerecht regierte, eine gelbseidene Hose trug und eine junge Frau hatte, die — nebenbei gesagt — dem Stubenmädel beim Werksverweser auf Erden ähnlich sah. Zwar stand die weiße Tochter mit den roten Seidenmaschen und den bemalten Wangen einmal stramm vor dem Schneidertisch und sagte: „Ischts wohr, Schneiderbub, daß du Gedichter dichten thuast? Geh: dicht eins her auf mich! Bitt dich gor schön, dicht mich a bissel on! Aft schenk ich dir wos!"

Senkte ich mein Gesicht auf die Nadelarbeit nieder und antwortete gedrückt: „Mag nicht dichten." Und stach scharf in den Loden.

Am selbigen Abend zur Lichtfeier stand ich draußen hinter dem Flieder und schrieb in mein Büchel:

„Bin dem Verweser sein' Tochter.
Heiliger Sankt Kulian,
Bitt Dich auf allen vier Knien:
Sei so gut, gieb mir ein' Mann!
Blind sind die Burschen, ach leider,
Nicht einmal windige Schneider
Gucken mich an."

Während ich diese sinnreichen Verse schrieb, wurden sie auch schon gelesen, und zwar von Augen, die mir

über die Achsel lugten und dem Hauswaschel gehörten. Ich merkte es erst, als der Mensch ein Gelächter anschlug und rief: „Nicht einmal windige Schneider!"

„Was hast mit'm Schneider?" quatschte der weiße Engel vom Kammerfenster her.

„'s Fenster zumachen!" spottete der Waschel, „daß ihn dir der Wind nit einitragt!"

Für diesen Spott hatte ich am nächsten Tag schon eine Genugthuung. Als das Stubenmädel mit dem blassen Rundgesicht in unserem Zimmer von Möbeln den Staub abfächelte, machte sich der Pintscher den Scherz, auf den Kasten zu springen und nach ihrem Wedel zu schnappen. Da packte sie das Hündlein her, und dieweilen sie lachend auf mich schaute, rieb sie sich das Pelztier in ihre Wange und sagte: „Was willst denn? Was willst denn von mir? Mund ablecken, wie? Na, da hast eins. Schmeckts? Da hast noch eins, Kerl, du lieber!"

Während das feine Mädel den Pintscher also kosete, schaute es auf mich her; da muß es doch der Dümmste merken. Wenn andere ihre Liebeserklärungen „durch die Blume" machen: das Stubenmädel machte sie mir durch den Hund... Sonst, wie ich mich in jenen glücklichen Zeiten des Abends ins Bett warf, so und just so lag ich noch am Morgen, wenn mir der Meister mit der Hand die Achsel rüttelte. In dieser selbigen Nacht aber habe ich mich arg hin- und hergewälzt. Herzkrank war ich geworden. Lag ich auf der rechten oder auf der linken Seite: es stieß wie ein Böcklein an den Brustkorb, und zwar wie ein ungestümes Böcklein.

„Schlecht ausschaust heut!“ sagte morgens der Meister mit Besorgnis.

„Weil ich Herzklopfen han!“

„Das machts Wohlleben in diesem Haus.“

Wenn ich vom Küchenherd das Bügeleisen holte, so huschte das Auge unterwegs manchmal durch die halb offene Thür in eine Kammer hinein, in der das Stubenmädel mit der Wäsche umthat. Sie flickte, sie glättete, sie schichtete und sang dabei Vierzeiler von der Liebe, die gewiß wieder nicht an den Pintscher, sondern an einen anderen gerichtet waren. Und einmal — das Bügeleisen war ohnehin viel zu heiß, es eilte nicht — trat ich auf den Stiefelspitzen rasch und leise in die Kammer. Aber das Mädel war nicht da. Über der Lehne des Rohrstuhls, auf den sie sonst zu sitzen pflegte, lag zusammengelegt ein schneeweißes Wäschestück. Ich nahm den Augenblick beim Schopf, den Stift aus der Tasche und schrieb auf das Linnen: „Ich liebe Dich!“... Nachher trat der Spitzbub mit dem heißen Eisen harmlos in die große Stube und bügelte den befeuchteten Loden, daß die Dämpfe nur so aufstiegen und den Kopf noch mehr benebelten. Als die Joppennaht glatt und der grüne Kragen dran flach gebügelt war, kamen die Knöpfe an die Reihe. Groschengroße Messingknöpfe funkelten wie die Kriegsmedaille, die der Feldwebel Donnersberger ein paar Jahre vorher aus Italien mitgebracht hatte. Auf jedem der Knöpfe war ein Husar, das Roß mit sträubender Mähne, der Reiter mit sträubendem Schnurrbart, der fast so lange wie der Säbel, den er schwang. Diese Knöpfe nun sollten an die Lodenjoppe des

Verwesers kommen, auf beiden Seiten ihrer sechs in Reihe und Glied. Da wurde der Meister auf die Kegelbahn gerufen. Es waren aus der Nachbarschaft Hammerherren gekommen, die eine große Partie thun wollten. Er hatte das „Mantill“ auf dem Knie gehabt, an dem nur noch Weniges zu vollenden war.

„Mach es fertig,“ sagte er; „da sind die Sachen.“ Und schob mir alles zu über den Tisch her. Und trippelte munter hinaus zur Kegelbahn, um den Hammerherrn das Geld abzugewinnen. Ich legte die Lodenjoppe bei Seite, begann, am Mantill der Tochter zu arbeiten und dabei wieder an das weiße Rundgesichtel zu denken. Und während die Nadel mit dem schwarzen Seidenfaden am Sammetmantill die Knopflöcher einrandete, fingen im Köpfel gewisse Gedanken im Takt zu tanzen an.

Die Liab is a Vögerl,
Im Mai fliagts daher.
Thuas fangen! Schau: später,
Da kommts nimmermehr.

Der Knopflöcher waren mit der Kreide acht oder neun angemerkt; sie mußten mit dem Stemmeislein zuerst durchgestemmt und dann „paspoliert“ werden.

Die Liab is a Flammerl,
Entzündt sich gar gern,
Und wer damit spielt,
Kann ein Abbrandler wern.

Klipp und klapp den Knopflöchern gegenüber nun die Knöpfe. Acht geben, daß das rote Seidenfutter inwendig nicht mit geheftet wird, sonst faltets.

Die Liab ist a Bleamerl,
Wohl guat mußt es pflegn,
Die Liab braucht a Busserl,
Wia 's Bleamerl ein Regn.

„Was thust denn da?“ fragte der Meister, der plötzlich an der Tischecke stand. Seine Stimme war heiser. Seine Augensterne waren kleiner als sonst und zuckten im Weißen hin und her, wie Irrlichter; die Nase war blaß und spitzig geworden wie bei einem Toten, aber auf dem glatt rasierten Gesicht zitterten alle Fältchen. Verspielt hatte er beim Kegelschieben, den ganzen Wochenlohn verspielt. Das sind Kerle, diese Hammerherren! Aber nicht deshalb that er die verwunderliche Frage. „Was thust denn da?“ Er zog mir das Mantill vom Knie weg. Und jetzt hab ichs gesehen, was da angestellt worden war während meiner Versunkenheit... Fürs erste schloß ich die Augen und mein Denken und Wünschen war kein anderes als: Erde, thu ein tiefes Loch auf und verbirg mich! Was geschehen war? Statt der niedlichen Glasknötelein, die auf dem Tisch in der Papierdüte lagen, hatte ich ans Sammetmantill die Husaren genäht, das ganze Bataillon, und hatte die entsprechenden Knopflöcher dazu gemacht. Mit grenzenloser Ratlosigkeit starrt der Meister auf diese That; dann warf er mir das Zeug an den Kopf: „Jetzt schau, wie Dus recht machst!“

Schau, wie dus recht machst! Das war leicht gesagt. Aber unmöglich zu thun. Die groschengroßen Messingscheiben konnten losgetrennt werden; aber die Knopflöcher! Wie fletschende Schnauzen lechzten sie nach

meiner armen Seele, diese ungeheuren Öffnungen, ihrer neun in der Reihe, mit nichts auszufüllen als mit den schrecklichen Husarenscheiben. In einem solchen Abgrund hatte mich der Meister noch nie gesehen... Aber man konnte doch fragen: War das Mantill für den Meister gemacht? Nein, es war für die Haustochter. Vielleicht ists ihr gerade so recht. Meiern wir ein bissel an. Wir stehen jetzt auf dem Punkt, wo man die größte Dummheit machen kann. Es ist nichts mehr zu verlieren. Wem mein Lied vom Vögerl ursprünglich zugeeignet war? Das ist leicht zu erraten. Und nun, im Drange grauser Not, geschah der Hochverrat. Schon am nächsten Tage war der weiße Engel verankert. Er hatte draußen am Kirschbaum, unter dem seine Bank war, ganz zufällig das Liedel gefunden, das ich ganz zufällig dort an die Baumrinde gesteckt hatte. „Die Liab is a Vögerl,“ also gehört sie auf den Baum.

„Isch dos auf mich?“ fragte sie unter dem Hausthor, während sie das Papier mit zwei Fingern in der Luft mir entgegen hielt. „Host dus gemocht?“

„Ich will Ihnen mit noch was Mehreres überraschen!“ war meine Antwort. Wenn der weiße Engel so schön bäuerisch sprach, so konnte der Schneiderbub ja wohl einmal herrisch reden. Und also erklärte ich ihr in kühnstem Hochdeutsch: das Neuwienerische sei längst veraltet. Für solche Kuhmenschertracht wäre die Fräulein Tochter viel zu schön! Für die Fräulein Tochter müßt' wohl was Neues sein, was sich könnte sehen lassen. Und so wäre gesorgt worden, daß ihr Mantill nach der pariser Mode ausfiele, wie wir sie erst kriegt hätten,

mit Doppelpaspolatur und vergoldeten Kaiserknöpfen „vorn awer". Da würden die Leute einmal ihre Augen aufreißen! Und der Neid von den Menschern!

Nach solchen Vorbereitungen hielt ichs denn an der Zeit, mit dem Äußersten hervorzurücken. Wie ein dressierter Bär, halb Zärtlichkeit und halb Blutdurst, ist sie mir an den Hals gesprungen, als sie die großen Scheiben sah mit den Husaren. Gewonnen wars. Schon an dem selben Nachmittage hatte die Tochter im Kirchdorf zu thun und sie ist mit dem Husarenbataillon davon gestolzt.

Das blasse Rundgesicht ging und that im Hause so gelassen umher, als ob seit der Erschaffung der Welt kein Mensch auf weißes Linnen geschrieben hätte: Ich liebe dich! Ich aber wartete auf eine Rückwirkung.

Und sie kam.

Nach regnerischer Zeit war ein wunderschöner Heutag. Der Verweser hatte eine Wiese voll gebleichten Heues. So bot er seinen ganzen Heerbann auf, die Hausleute, die Schmiede und die Schneider, daß sie mit langen Gabeln, Hacken und Rechen auszogen. Froh, der dunklen Stuben entkommen zu sein, hüpfte ich lind hin über den kurzgemähten Rasen, barfuß und in Hemdärmeln, wie alle anderen, in deren Reihe ich ans knisternde Heu ging. Da flogen die Mahden; und ein rußiger Schmied sprach laut die Mahnung aus, auf die Schneider acht zu geben. Wenn sie unters Heu kämen, wären sie nicht mehr zu finden und das Kalb, das sie dann etwa erwischte, könne daran ersticken. Weil der rußige Schmied ein

starker Bengel war, so lachten wir zum Spaß; wäre er ein schwächlicher gewesen, so hätten wir den Schimpf gerächt. Ich hatte schon gemeint, mit meinem Rechen an die grüne Seite des blassen Rundgesichtels geraten zu sein, da schob sich Siedel, der Hauswaschel, mit seiner Gabel dazwischen. Dieser Mensch war heute weiß wie eine Schneesäule; nur daß er in der Sonnenhitze nicht abschmolz, dieser Hitze wegen sich vielmehr auf Hemd und Unterhose beschränkt hatte. Schweigend gabelte er neben dem Stubenmädel dahin, daß die Heuwogen nur so kräuselten, und er hatte bei dieser fleißigen Arbeit häufig eine Stellung, in der mir sein breitrundlicher Hinterteil zugekehrt war. Mich ließ diese Erscheinung natürlich gleichgiltig, bis ich urplötzlich auf der weißen Rundung geschriebene Worte sah. Da stand: „Ich liebe dich!“

Das weitere Ausspinnen dieser Begebenheiten ist überflüssig. Kein Jüngling hat seine Liebeserklärung je an so unpassender Stelle geschrieben.

Nach solchen Erfahrungen war uns die Ster beim Werksverweser verleidet. Mir nahm es der Meister noch lange übel, daß ich das Mantill mit den Husaren aus der Hand gegeben hatte. Eine solche Arbeit könne er mit seinem Namen nicht decken. Sein Erstaunen ist deshalb durchaus nicht gering gewesen, als er sah, wie das Fräulein Haustochter mit dem Jäcklein Staat machte und wie die pariser Mode überall bewundert wurde. Jede, die auf feines Gewand was hielt, wollte ein Sammetmantill mit großen Messingknöpfen haben und ein Jahr später mußten wir überall pariser Mantills

machen. Der Schneiderlehrling hat sich für die Erfindung weiter kein Privilegium genommen; wers machen will: ein Sammetjöppel mit doppelter Paspolatur, fletschenden Knopflöchern und neun Mann Husaren auf Messingknöpfen. Inwendig rotes Seidenfutter . . . und ein dummes Weibsbild.

Der singende Schabelwirt.

Der dicke Schabelwirt in Rusterholz hatte zwei Stimmen, eine im Gemeinderat und die andere auf dem Kirchenchor. Die erstere war so gewichtig, daß sie mit Leichtigkeit ein halb Dutzend Häuslerstimmen in die Luft schnellte; die zweite war so mächtig, daß in der Kirche die Leute sich umwendeten, um diese Stimme nicht bloß zu hören, sondern auch zu sehen. Sie mußte wie ein Strick von Bärenhaar aus dem viereckig aufgespreizten Munde des Schabelwirtes hervorgewirbelt kommen. Die Stimme dieses Chorsängers weckte gar viele Skalen in der Menschenbrust; wer sie das erste Mal hörte, dem war zum Lachen, wer sie oft hörte, dem war zum Weinen.

Selbst dem Chormeister war zum Weinen. Allein ohne Schabelwirtsgesang in der Kirche gab's keinen Kaffee zum Frühstück. Mehrmals hatte er es versucht und nur solche Messen auf die Pulte gelegt, die ohne Männerstimme gegeben werden konnten. Alsogleich jammerte der Wirt seinen Gästen vor über den Niedergang der Musik und daß der Chormeister Sägespäne im Kopf haben müsse! Ob die menschliche Stimme nicht der Höhe-

punkt aller Musik wäre — besonders eine schöne kräftige Männerstimme! Wenn dieser Herr thöricht werde, so müßte man ihm die Zitzen höher halten! — Und dem Chormeister blieb die Milch aus. Des Wirtes Kuhmädel kam des Morgens nicht mehr mit der Zinnkanne, wie sonst, und da fand der Chormeister endlich doch allemal wieder, daß zur würdigen Kirchenmusik auch eine kräftige Männerstimme gehöre. Der Schabelwirt „mußte“ wieder singen, und das Mädel erschien mit der Zinnkanne.

Kamen Fremde nach Rusterholz, so eiferte sie der Wirt an, doch auch die Kirche zu besuchen, womöglich beim Gottesdienst, es wäre sehr feierlich, besonders mit der Musik wären sie gut bestellt. Der Chormeister hingegen, der sonst auch nicht unchristlich dachte, riet den Fremden lieber einen Ausflug auf den Schirmberg, oder auf den Rotkofel an, als den Gottesdienst in Rusterholz. Die einheimischen Kirchenbesucher opferten ihre Ohrenpein für die armen Seelen im Fegefeuer auf und so oblag der Schabelwirt ungestört seinem Gesang. Ein halbberauschter Zecher wagte eines Tages den Zweifel laut werden zu lassen, ob der Wirt wohl auch alle Noten kenne! Der kam an! Prügel bekam er nach Noten! Da hatte er's blau auf weiß! Aber ungarische Schweinetreiber, die eines Tages während der Messe ihre Herde vorbeiführten, machten doch Halt vor der Kirche und der eine lugte zum Thore hinein, ob nicht Hilfe not thäte. Er schien sich nicht sicher, ob es Gesang oder Notschrei wäre. — Sollten sich nur beruhigen, die Herren Sauhändler — es ist Gesang!

Auch in dem Jungen steckte es, in Schabelwirts

Sohn, dem Damian. Stimme hatte der keine zum Singen, sie gixte. Eine Weile meinte der Chormeister, sie mutiere; bis erst die Mannbarkeit eingetreten, würde die Stimme des Burschen alle anderen Sänger der Erde gründlich ausstechen. Nun war der Junge richtig mannbar geworden, allein die Stimme gixte noch immer, der Chormeister hatte Todesangst. Wenn ihm der auch noch auf den Chor kommt! Er wagte es nicht auszudenken.

„Dem Damian seine Stimme muß geschont werden," sagte er vorbeugend, „wenn sie jetzt einige Jahre lang auf das Sorgfältigste geschont wird, dann können wir einmal etwas Phänomenales erleben!" Einstweilen schlug er dem Burschen vor, geigen zu lernen. Das Geigen aber gefiel dem Alten nicht. „Die Geige ist ein Konkurrent der menschlichen Stimme, aber ein ganz unfähiger! Trompetenblasen, das ist das richtige. Blech, das giebt Musik, Blech, Blech!"

Indessen — ein großes Dorfwirtshaus hat noch andere Aufgaben, als Singen und Trompetenblasen. Man weiß ja doch nicht, wann er einmal dazukommt, der Gottesblitz, und das neuerrichtete Thörlwirtshaus da drüben in den Boden zündet! „Der Thörlwirt ist ein hautfalsches Luder! Sein Süßthun mit den Gästen — alles nur ums Geld! das kennt man. An Süßthun bist ihm nicht gewachsen, Damian!" So der Schabelwirt, und dann kamen Lehren und Ratschläge.

„Es ist möglich, mein Sohn, daß ich mich einmal vom Geschäfte zurückziehe, um ganz der Musik zu leben. Da mußt du wissen, wie man es mit den Gästen macht,

daß sie sitzen bleiben. Unser Herrgott, mußt bedenken, schickt einem Gastwirt allerhand Kostgänger ins Haus. Wie viel Geld sie dalassen, das ist deine Sache. Daß du die Tanzpfeifen hernimmst, wenn junge Leut' kommen, so gescheit wirst wohl selber sein. Daß du sie wegschmeißt, wenn Viehhändler und Hausierer vom Geschäfte reden wollen, na, das wirst auch noch einsehen. Selber mußt dich ausspielen, mein Lieber! Thut einer bei seinem Glas Trübsal blasen, so mußt dich zu ihm hinsetzen und ihm allerhand vorreden, bis du draufkommst, was ihm ist. Nachher, wenn er mit seinem Anliegen ausrückt, hör' ihm aufmerksam zu, nicke bisweilen mit dem Kopf und schlag mit der Hand immer einmal vor Überraschung oder Entrüstung, oder woran es halt ist, auf den Tisch, damit er sieht, daß du Anteil nimmst und er sein Glas nachfüllen läßt. Überhaupt, bei Gästen, die gern schwatzen, die mußt schwatzen lassen und dich aufs Zuhören verlegen — denken kannst dabei, was der will. Merk' dir nur das: hast ein gutes Benehmen, so brauchst keinen guten Wein. Unterhalten sie sich mit dir, ist auch das wohlfeile Gesüff gut. Wird manchmal ein besoffener Patron ungut, so mußt du ihn der andern wegen hinauswerfen, aber ja nicht so, daß er's merkt. Ich hab zu so einem halt allemal gesagt: Geh, sei gescheit, Michel, laß die dummen Leut' dort sitzen, die verstehen keinen Spaß. Geh einmal bissel in die frische Luft hinaus. Halt, ich führ' dich, daß du nicht stolperst! — und derweil hab ich ihn hinausgeschoben. So einer hält dich für seinen besten Freund und kommt dir allemal wieder, wenn er Geld hat. Giebt dir aber auch Bockige. Der

Riffel-Toni, das ist noch der harbste! Wenn der anhebt zu schimpfen, so muß man alle Stallthüren zusperren, sonst laufen die Vieher davon. Am besten ist's, man schimpft mit. Wenn man ihm hilft, da wird er ehzeit fertig, wenn man ihn löschen will, da zündet er sich erst rechtschaffen an und schlagt drein. Und so wie du beim Riffel-Toni mitschimpfen mußt, so mußt beim Krautruben-Barthel mitröhren! Weißt eh, daß der Alte allemal zum flennen anhebt, wenn er einen Rausch hat. Lachst ihn aus, so vertreibst ihn. Wär' ein Unsinn! Der Krautruben-Barthel zahlt allemal fleißig die Zech! So Leut' muß man estimieren! Ist eh ein Kreuz. Wer heut' im Dusel nicht zahlt, zahlt morgen beim Kopfweh noch weniger. Daß man die Tafel mit den Angekreideten an die Wand hängt, wo sie jeder vor der Nase hat, brauch' ich dir wohl nicht zu sagen. Überhaupt wirst du mit der Zeit selber drauf kommen, wie die Leut' behandelt, gefoppt, gerupft sein wollen. — Ich hab' in den ersten Jahren mit dem Singen die Leut' vertrieben. Und das hab' ich dumm gemacht. Wer ein so Mords-Ochs war und über den Gesang geschimpft hat, den hab' ich hinausgeschmissen, aber anders, als ich es g'rad vorher auseinandergesetzt hab'. Den hab' ich das letzte Mal gesehen gehabt. Den anderen, den mehr Gebildeten, die eine Musikfreud' gehabt und mir zugehört haben, ist immer einmal ein Maß vom Bessern aufgetischt worden, geschenkterweis. Wie ich aber seh', daß trotzdem einer um den andern bei der Thür hinausschlupft, hab' ich mir gedacht: Die Pölli verstehen nix. Was sollst deine Perlen den Säuen vorschmeißen! und

hab' im Wirtshaus das Singen sein lassen. Jawohl, mein Sohn, ein Wirt muß sich aufopfern können für seine Gäst' — wenn er ein Geschäft machen will." —

Man wird nun wohl überzeugt sein von der Großmut des Schabelwirts. In der Kirche, allerdings, wollte er seine Perlen nicht zurückbehalten; er sei sein Talent dem Herrgott schuldig! war sein Bescheid, wenn er manchmal teilnehmend befragt wurde, warum er sich auf dem Chor so abmühe für nichts und wieder nichts, und hätte doch nur Undank dafür. „Undank ist Künstlerlos!" Diesen Spruch hatte er sich aus einem alten Volkskalender herausgeschrieben, zitierte ihn aber nicht oft, weil er überzeugt war, daß seine Stimme wohl von allen Verständigen gewürdigt werde. Nun, und die Unverständigen? Auf die pfeift die Katz, damit sie auch was Musikalisches haben.

Beim Schabelwirt hielt sich zeitweise ein hinkender Mann auf, der hatte ebenfalls was Musikalisches. Nämlich einen redenden und singenden Kasten. Hielt man sich daran zwei Schläuche an die Ohren, so hörten sich die Stimmen berühmter Redner und Sängerinnen und ganze Musikchöre heraus, wie sie einst in großen Städten und anderswo hineingesprochen, gesungen und gepfiffen worden waren. Diesen Kasten verehrte der Wirt als den größten Künstler der Neuzeit, der — wie er liebenswürdig scherzend sagte — deshalb auch in den Grafenstand erhoben worden sei. Denn es war der Phonograf. Für das Horchen zog der Hinkende Geld ein, nur der Wirt zahlte nichts, leistete dafür jedoch dem Eigentümer freie Kost und Verpflegung, nur das Ge-

tränk mußte bezahlt werden. Als der Mann den Schabelwirt einlud, einmal mit seiner phänomenalen Stimme etwas in den Kasten hineinzusingen, gab der Wirt das Lied „In diesen heiligen Hallen" ab. Der Hinkende jedoch that geheimnisvoll und ließ ihn das gesungene Produkt nicht zurückhören, den er fürchtete für seinen lieben Kasten....

Eines Tages kehrten zwei Herren aus Murstadt beim Schabelwirt ein. Er war sehr artig, ließ vom „Besseren" auftragen, in der Absicht, ihnen nachher etwas vorzusingen. Denn das waren offenbar gebildete Leute. Die Fremden hinwiederum luden ihn ein, mitzutrinken, in der Absicht, ihm dann eine Angelegenheit vorzutragen. Und als sie beiderseits lustig waren, meinte einer der Fremden, so ein wackerer Gastgeber, wie der Schabelwirt in Rusterholz, verdiene, daß er ein Geschäft mache. Sie wollten an einem der nächsten Sonntage seinen großen Tanzboden mit Gästen anfüllen. Sie möchten bei ihm nämlich eine Volksversammlung veranstalten und Reden über den Fortschritt und über die Freiheit halten.

„Ah, meine Herren, seid ihr die Aufklärung?" fragte der Wirt, „hab' schon gehört davon. Thut einer eine Red' reden? Schön, brav! Thu' meinen Tanzboden schon hergeben dazu. Nachher zum Schluß können wir auch was singen — daß es recht lustig wird."

So wurde ein Freidenkertag beschlossen. Waren die Rusterholzer auch nicht gerade fortschrittlich gesinnt, so waren sie doch neugierig. Und waren durstig. Je mehr ihrer zusammenkamen in die warme Stube, desto

durstiger waren sie allemal. Das sollte sich wieder einmal machen.

Nun sandte der Schabelwirt seinen Laufburschen aus: „Geh' im ganzen Gai um, von Haus zu Haus, und die Leute sollen nächst' Sonntag zum Schabelwirt und Gemeinderat kommen, nachmittags nach dem Segen wäre dort Freidenkerversammlung!"

Der Knabe lief mit dieser Freudenbotschaft, so schnell er konnte und überall schrie er es gleich zur Thür hinein: „Nächst' Sonntag nach dem Segen ist beim Schabelwirt Freitrinkerversammlung. Alle sollt's kommen!"

„Donnerwetter noch einmal, der dicke Wirt! Will er bei der nächsten Wahl wieder in die Gemeinde? Die Klügeren rieten: Ansingen wird er uns wieder einmal wollen, und da giebt er halt einen Labetrunk. — Nun, sie wollten dabei sein bei dieser Freitrinkergesellschaft. „Müssen ihn in der Kirche umsonst anhören; dasmal kriegen wir dafür was zu trinken. Brav von ihm, daß er was lohnt."

Der Pfarrer von Rusterholz jedoch hatte ein feineres Ohr, oder eine bessere Nase. Kam er kurz nachher ganz langsam ins Wirtshaus getreten, ging aber nicht in das Extrastübel, wo der Tisch mit einem rot und weiß quadrierten Tuch bedeckt war, sondern stand in der großen Stube ein wenig so herum, lehnte endlich seinen Stock an den Uhrkasten, den Hut behielt er heute auf und so setzte er sich zum Leuttisch. Als auch diesen der geschäftige Schabelwirt rasch mit einem roten Tuch überziehen wollte, that der Pfarrer mit der Hand einen Deuter: „Lassen Sie's, lassen Sie's. Es ist auch so gut."

Aber feierlich war heute der alte Herr und es wollte keine Ansprache recht verfangen. Von dem Achtel Wein, das er sich bestellt, hatte er kaum erst genippt.

„Es wird ein anderes Wetter kommen," meinte der Wirt.

„Ich muß Sie doch fragen," sagte nun der Pfarrer, „sollte es wahr sein, daß Sie in Ihrem Hause eine Freidenkerversammlung abhalten wollen?"

„Ah na, ich nicht," antwortete der Wirt. „Ein paar Herren aus Murstadt sind dagewesen und haben sich angefragt. Wenn sie wollen, hab' ich gesagt. Muß eh froh sein, wenn man wieder einmal was hört. Über das elektrische Licht, oder so was, werden sie sprechen."

„Das sehe ich wohl nicht gern, lieber Nachbar. Schauen Sie, unsere Leut' sind alle gut christlich. Die verstehen solche Sachen ja gar nicht und wozu sie beunruhigen?"

„Bei unserer Wasserkraft, sagen sie, könnten wir so viel Elektrizität haben, daß die Mühlen und Dreschmaschinen davon gehen könnten und extra noch für Licht genug übrig bliebe."

Unterbrach der Pfarrer den Wirt: „Gehn's, gehn's! Für die Elektrizität wird man Freidenkerversammlungen machen! Da ist was anderes dahinter. Sie lesen doch von der Übertrittsbewegung. Die Lutheraner kommen, und weil Sie ein alter Liberaler sind, so will man Sie mit der Freidenkerei fangen. Ist übrigens ein's wie 's andere. Thun Sie mir den Gefallen, Nachbar, und sagen Sie ab."

Der Wirt hatte eine dicke Zigarre angeraucht, es war eine mit der Bauchbinde.

„Will mir's noch überlegen," sagte er dann.

Das Überlegen fiel aber zu Ungunsten des Pfarrers aus. — Weswegen soll just in Rusterholz keine Versammlung abgehalten werden? Von überall hört man. Wenn der Wirt einmal ein volles Haus haben will, wen geht's was an? Und eine Unterhaltung. Ist ohnehin so selten Gelegenheit zum Singen. Weil sie von Musik nichts verstehen, diese Bauerngogel. Und wenn sich einmal ein Schüberl gebildete Leut ansagen — gleich das Geschrei: Die Lutherischen! Freidenker, was schadet's denn? Wird eh jeder denken, was er will. Und wer anders spricht als er denkt, ist eh ein Lump! Abhalten thun wir die Freidenkerversammlung!

Und am Vortage derselben schrieb der Pfarrer an den Schabelwirt solchen Brief:

„Euer Wohlgeboren!

Indem Sie sich trotz wohlmeinender Abratung doch für eine Freidenkerversammlung bestimmt gefunden haben und hiemit offenbar gegen die Absichten der Kirche verstoßen, so muß ich zu meinem Bedauern für die Zukunft Ihre musikalische Mitwirkung auf unserem Kirchenchore ablehnen, denn Gott kann unmöglich Gefallen finden an dem Gesange eines Freidenkers, der die christliche Gemeinde in Gefahr bringt.

Mit gebührender Achtung N. N., Pfarrer."

So! — — So! — —

Der Schabelwirt war empört. Hat der Mann das

Recht, mir den Kirchenchor zu verbieten? — Aber an demselben Tage bedeutete ihm auch der Chormeister, daß er mitsamt allen Musikern leider unter Botmäßigkeit des Pfarramtes stehe. Es thue ihm aufrichtig leid! — Um was es ihm leid that, hat er weiter nicht dargethan. Aber bitter ist es schon, anstatt des gewohnten Frühstückkaffees sich mit Einbrennsuppe abfinden zu müssen.

Gut. — Auch Kaiser Heinrich ist nach Canossa gegangen, was liegt dran. Das will der brave Schabelwirt dem Herrgott nicht anthun, daß er an Sonntagen seines Gesanges entbehren müsse. Auch die Mehrzahl der Andächtigen wird sich eine ungesungene Messe nicht gefallen lassen wollen. Und dann trägt auch der Gesang zur Herzensbildung bei. Vielleicht mehr, als ein Freidenkertag. Den zwei Freidenkern aus Murstadt wird schleunig und heimlich abgewinkt. Den Leuten braucht man nichts kund zu thun, sie sollen nur zusammenkommen. Statt so einer gespreizten Freidenkerrede wird gesungen, da unterhalten sie sich weit besser und ist nach keiner Seite hin ein Verdruß.

Also am folgenden Sonntag nach dem Segen kamen sie zusammen, die Bauern und Häusler und Handwerker von Rusterholz beim Schabelwirt zum — Freitrinken. Der Tanzboden wurde viel zu eng, die Gaststube und das Extrazimmer waren so gesteckt voll, wie bei einem Viehmarkt. Mehr als vier Bierkrügeln in jeder Hand kann die Kellnerin auf einmal nicht befördern. Der Sohn Damian schoß auch herum, goß aber den größten Teil seiner Bierkrüge über die Achseln der Gäste aus, weil das nicht geht, Getränk auftragen und dabei mit

jungen Weibsleuten schäkern. Der Wirt selber machte es sich mit dem Wein leichter, er schleppte Thonplutzer aus dem Keller und ließ daraus ununterbrochen in die Gläser rinnen. So nagelt man sie fest auf ihren Bänken und dann wird gesungen.

Als sie nun aber merkten, daß der Wirt mit dem blauen Sacktuch seine Augengläser putzte — denn ohne Augengläser konnte er nicht singen — da schlichen sich etliche sachte ins Vorhaus und von dort ins Freie. Auch der Steinbrecher Einsel wollte es so machen, den hielt jedoch der Wirt an und fragte, ob er in der Stube nichts vergessen habe? Der Einsel tastete nach dem Haupte — der Kopf war da, der Hut saß auch drauf; den roten Regenschirm hatte er in der Hand. Nein, vergessen hätte er nichts. — Ob er doch wohl das Geldtaschel in den Sack gesteckt habe, als er die Zeche beglich?

Bei dieser Erinnerung machte der Einsel große Augen.

„Zech'? Zech' sagst, Wirt? Wer wird denn heut' Zech' zahlen, wenn Freitrinkertag ist!" — Dem Schabelwirt gab's einen argen Stoß in der Brust. Wenn es ein Mißverständnis wäre? Er hatte sich ohnehin gewundert, daß die Rusterholzer so plötzlich bildungsdurstig geworden und so zahlreich erschienen waren! Wenn's ein verhängnisvoller Irrtum wäre? — Sogleich stieg er auf eine Bank und machte laut, daß heute bei ihm nicht eine Freitrinker-, sondern eine Freidenkerversammlung hätte stattfinden sollen, daß aber die Herren aus Murstadt nicht gekommen seien.

Himmel Hagelstern, wurden jetzt die Gesichter unschön! Die einen krebsrot, die anderen käseblaß — in die Länge zogen sich alle.

„Du Wirt!“ begehrte ein alter Pechbrenner auf, „wenn du wieder einmal einen Boten schickst, so schau erst, ob er auch reden kann. Alle ehrenwerten Manner, die da sind, werden meine Zeugen sein, daß dein Schickbub Freitrinkerversammlung hat gesagt!“

Des stimmten ihm alle bei. Der Wirt zuckte die Achseln. Das sei ihm wohl höchst unlieb. Darum, das undeutliche Reden hätt' er eh auf dem Zug! Da käme gewiß allemal ein Balawatsch heraus. Übrigens werde es ja kein Unglück sein, am Sonntag nach dem Segen einmal ins Wirtshaus zu gehen, besonders, wenn gesungen würde. Er wolle sie für die ausgebliebenen Freidenker entschädigen und ihnen jetzt eins vorsingen.

„Für die Freidenker brauchen wir keine Entschädigung,“ sagte der Pechbrenner, „aber zahlen thun wir heut' nix!“

Sie stimmten alle bei, schrecklich stimmten sie bei. Ein Gelächter war entstanden. Allein der Bauer kann „Krowaten zerreißen und lachen dabei,“ ein Sprichwort, das dem Wirt nicht unbekannt war.

„Alles was recht ist,“ sagte er und stellte sich mit großer Geistesgegenwart auf einen Dreifuß. In der Hand hielt er ein Notenblatt, aber — wie ein Nebenstehender wissen wollte — verkehrt. Wie sein Singen zu hören war, das soll ein anderer sagen, ich kann bloß beschreiben, wie es zu sehen gewesen ist. Mit ausgespreizten Beinen, über deren eines noch die weiße

Schürze niederhing, stand er da, den Bauch weit hervorgewölbt, den Oberkörper nach rückwärts gebogen. Das Doppelkinn quoll vorne und der wulstige Nacken hinten über den Rockkragen hinaus. Das rote Gesicht breit gepolstert, den Mund aufgesperrt und ausgeböscht, daß er schier viereckig wurde — so kam es nun hervor aus dem mächtigen Brustkorb und das Blatt wurde von einem zarten Sprühregen befeuchtet.

Nach dem ersten Liede „Im tiefen Keller" — erschollen einige Rufe. Das „Bravo" ist in Rusterholz nicht der Brauch, aber nach Vergeltung riefen sie und frisch Bier und Wein wollten sie haben. Auf der Ofenbank, in den Wolken des Tabakqualms verschleiert, stand ein Mensch und der rief, sie sollten einmal auf ihn hören, er wisse auch was. Das war der Riffel Toni.

„So red', Toni!" sagte der Wirt. Es war zwar der harbe Kampel, doch man kann vorbauen. „Willst noch ein Glas Wein haben?" Denn er dachte, der Mensch wolle ihm vielleicht doch eine Gesundheit ausbringen.

„Wein ist mir allemal recht," hub der Riffel Toni knurrig an. „Erst will ich dich aber einmal fragen, Schabelwirt, was wir heut' sind, da in der Stuben — Freitrinker oder Freidenker?"

„Freidenker, schon gewiß auch!" beschied der Wirt.

„Das glaub' ich auch," rief der Toni. „Und dazu brauchen wir nicht einmal die feinen Herren aus Murstadt. Und derohalben wollen wir reden, was wir uns denken."

Dann riß er mit den Fingerspitzen der beiden Hände den wüsten Bart auseinander, daß die freie Rede auch

freien Ausweg habe durch den Mund, aus dem ein paar scharfe Oberzähne hervorstanden, wie bei einem Eber.

„Schabelwirt!“ begann er, „willst du wissen wie du singst? Sollst es hören. — Wenn ein kropfeter Hahn in einen alten Kochhäfen hineinkräht, wenn der Altweibersommer-Wind ein rostiges Stadlthor auf und zu wirft und dem Elmbauern sein Moidel mit dem Nussensack reixelt, so meinen die Rusterholzer allmiteinand, es singt unser Schabelwirt.“

„Hau!“ lachten die Bauern, „hau saxen, das lei schon auch!“

„Du bist ein Lästermaul!“ rief der Wirt, doch sein Gelächter, das er dazu ausstieß, ging ihm nicht vom Herzen. Allein, wenn er nicht gute Miene macht, so gehen sie mit der Zeche durch und zum Thörlwirt hinüber.

Der Riffel Toni hielt einen alten Hut hin, als wolle er Geld sammeln. „Zusammenschießen, Leut', daß uns der Maurer und der Schmied-Franzl in der Kirchen die Heiligen festmacht, die wackelig sind worden an der Wand vom Schabelwirt seinem Singen! Und wegen was soll der Krämer-Bastel just mit der Baumwoll ein so gutes Geschäft machen? Stecken wir uns Lärchenzapfen in die Ohrwaschel, die thun's auch und halten besser. Den Engeln über dem Altarl binden wir mit den blauen Fastentüchern die Köpfe ein — nachher soll er halt wieder singen, der Schabelwirt.“

Stürmisches Gelächter und etliche warfen Kreuzer in den Hut, um gegen den bedrohlichen Gesang Vorkehrungen treffen zu können.

„Wie du das nur anstellst, Schabelwirt,“ setzte der schreckliche Mensch auf der Ofenbank seine Auslassungen fort, „daß du selber nichts hörst von deinem Singen. Sonst wär' es weiger nicht möglich, daß du so gesund und wohlgenährt könntest ausschau'n. Oder nimmst Gegengift ein?“

Der Wirt rief heiser nach dem Hausknecht. Die Versammelten jedoch erinnerten ihn an den Freidenkertag, wo man wohl frei denken und reden werde können. Und riefen weiter durcheinander: „Laß' das Singen sein, wir lassen das Frozeln sein und thun dich nächstmal wieder in den Rat, daß du deine Stimm' besser kannst brauchen. — Erkennst es denn nicht selber, daß du ganz schandmäßig singst? Narr, daß du's nicht besser kannst, ist kein Gespött, aber daß du's nicht sein laßt, ist dumm. Wir lachen dich ja all aus, ha, ha, ha, ha, ha!“

Der Wirt hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und schoß von einem Winkel zum andern. — Wenn ich sie jetzt hinausschmeißen lasse, dachte er, so ist die Zeche verloren und sie laufen zum Luderskerl hinüber. Ach, Künstlertum, Künstlertum! In der Stadt sind es die Zeitungsschreiber, hier sind es die Bauernmäuler. — Aber ich werde singen, justament, und sie werden ihr Trinken bezahlen. Das möcht ich schon sehen, ob man kein Recht mehr hat, in seinem eigenen Haus!

Dieweilen war jener hinkende Mann zur Thür hereingetorkelt, der Besitzer des in den Grafenstand erhobenen „großen Künstlers der Neuzeit“. Heute fand er sich gedeckt und so lud er den wütenden Schabelwirt wohlwollend ein, die Schimpfer schimpfen zu lassen und

in das hehre Bereich der Kunst zu flüchten. Er habe im Kasten einen großartigen Sänger.

Der Wirt beruhigte sich gutmütig, ging in die Vorlauben, wo das Zeug stand, steckte die Gummischläuche in die Ohren und horchte, während der Hinkende das Werk spielen ließ.

„Abscheulich!" schrie der Wirt zurückfahrend, „das kräht ja wie ein altes Kameel!"

Drinnen schnarrte und pfauchte und röchelte und girte das Lied: „In diesen heiligen Hallen, da herrscht die Rache nicht!"

Der Wirt rannte umher nach einer Axt, um den Kasten zu zertrümmern. Der Hinkende jedoch sagte besänftigend: „Herr Vater, der Phonograf kann nichts dafür. Der singt halt heraus, wie hinein gesungen worden ist. —"

„Ja Teuxel, welches Ungeheuer hat denn hineingeplärrt?"

Der Hinkende grinste niederträchtig und verneigte sich vor dem Wirt. — —

Dieser befahl seinem Sohn, seiner Kellnerin und seinem Hausknecht, strenge acht zu geben, daß niemand ungebüßt entkomme. Er selber zog sich zurück in seinen tiefsten Keller.

Von solcher Zeit an hatte der Schabelwirt zu Rusterholz keinen Freidenkertag mehr veranstaltet und keinen Sang mehr gethan. Seine Wirtschaft gedieh, seine Person gewann an Vertrauen — denn man fühlte sich endlich in seiner Nähe sicher.

Das reiche Waldschulmeisterlein.

Über den schwarzen Waldbergen lag schon der Goldgrundhimmel des Abends, als im Wiesenthale ein Dörfchen dalag vor dem müden Gebirgswanderer. Eine verwitterte Wegtafel hatte gerade noch so viele leserliche Buchstaben, um dem hinkenden Fremden zu sagen, das Dorf heiße „In der Krumpa.“

Auf meine Frage an einen heimwärts treibenden Ziegenhirten, welches in der Krumpa wohl das beste Wirtshaus sei, blickte mich der Junge verblüfft an — Wirtshaus? Das giebt es nicht!

„Aber mein Gott! Mindestens ein halbes Dutzend Häuser, und kein Wirtshaus darunter! Und das will ein deutsches Dorf sein?“

Zu essen bekäme man manchmal im Forsthause etwas — das große steinere Haus, dort bei der Linde.

Ein Forsthaus, umso besser. Das läßt sich romantisch, besonders wenn, so Gott will, auch noch eine hübsche Försterstochter dazukommt. Also ins Forsthaus.

In der großen Stube gab es wohl Hirschgeweihe und Tabakrauch, aber keine Försterstochter. Ein kleiner, hagerer, spießiger Alter, die Kniee nackt, hingegen das

Gesicht verdeckt von einem wildwuchernden Schnauzbart. — Das war der Förster und Jagdheger. Er brachte in einem Kruge Wein, sagte mir Nachtquartier zu, setzte sich dann mit seinem Dampfstiegel zu mir an den Tisch und fragte gleich, ob ich unterwegs nichts gesehen hätte. Ich zählte Berge auf, Felswände, Wasserfälle, hohe Brücken, Wegkreuze und Martertafeln, wie sie im Laufe des Tages dem Wanderer vorgekommen waren. Darüber that der Alte verwundert und murmelte etwas. Endlich merkte ich doch, was er wissen wollte, nämlich, ob mir Wildspuren, Rehe, Hirsche, Waldhühner und dergleichen aufgestoßen wären.

Meine Antwort, darauf hätte ich gar nicht geachtet, derlei läge mir ferne, und ich verstünde nichts davon. Es mochte wohl etwas geringschätzig gesagt sein. Der Alte blies ein paar starke Rauchwolken von sich, stand auf und ging hinaus. Er verachtete mich.

Nach einer Weile, als es schon finster und in der Stube kein Licht angezündet worden war, fragte ich nach meinem Abendbrot. Da kreischte der Alte aus der Küche her: „Wenn man das Wild nicht will, wird wohl auch der Hirschbraten nicht genehm sein!“

Jetzt schlich ich im Dunkeln zu ihm hin und sagte schon ein wenig gereizt: „Mir scheint, da ist jemand beleidigt, weil ich von der Jägerei nichts verstehe. Allerdings, ich halte auch nicht viel darauf. Ein guter Bekannter von mir sitzt im Kotter, weil er einen Hirschen schoß, der ihm den Kohl gefressen hat.“

Der Forstjäger reckte sein Köpflein vor, der Schnauzer borstete sich auf: „Aha, von der Gattung ist er

einer! Oder gar — oder gar —!" Mit einem Streichholz fuhr er sich über den Hinterteil der Lederhose, leuchtete mir ins Gesicht: — „Groß werd' ich mich nicht irren. Der Teufel hol's, er ist es! Der Jagerfresser, ah, da schaut's her, der Jagerfresser! Na, korrschamerdiener! Und will im Jagerhaus essen und trinken und schlafen. Aus ist's!"

Ein argloser Mensch würde diese Rufe für das gewohnheitsmäßige Poltern alter Leute genommen haben, mein böses Gewissen erkannte es sofort als das, was es war — als einen Abschied par force. Der Mann hatte den Verfasser „Jakob des letzten" erkannt. Eines Buches, das jeder Jäger naturgemäß tödlich hassen muß.

Nun stand ich in dunkler Nacht auf der Gasse und sann, was zu machen war. „Ins Schulhaus gehe!" flüsterte mir der Schutzengel zu. Denn die zwei beleuchteten Fenster dort waren just wie zwei freundliche Augen, die mir winkten. Der Lehrer, ein noch jugendlicher Mann mit schwarzem Vollbart, war nicht abgeneigt, einen obdachlosen Wanderer aufzunehmen. Er hieß mich ins Zimmer und zum Tische treten, wo von einem munteren, blonden Frauchen just Rauchfleisch mit Sauerkraut aufgetragen wurde. Er wollte mich dazu einladen, da blieb ihm das Wort im Munde stecken.

„Ich glaube, den Herrn sogar zu kennen," sagte er, mir starr ins Gesicht blickend. „Es möchte mich aber doch wundernehmen, daß der Herr Dichter bei einem linkischen Dorfschulmeister zuspricht, oder wohl gar bei einem athletischen Lehrer, der seine ganze geistige Kraft in den Armen hat!"

Jessas! denke ich, der spielt an auf Bemerkungen in meinen Büchern. Im „Ewigen Licht“ ist der athletische Lehrer mit den geistreichen Fäusten, im „Erdsegen“ geht ein linkischer Dorfschulmeister umher. Ich wußte schon, daß einige Lehrer an den besagten Bemerkungen mehr heraussanden, als ich hineingelegt hatte, nämlich eine Beleidigung ihres Standes; es war mir daher klar, was ich hier zu thun hatte, nämlich Hut und Stock wieder in die Hand zu nehmen und allseitig eine ruhsame Nacht zu wünschen. Mit tragischem Ernste begleitete der Schwarzbart mich zur Thür, die er sofort auch dienstbereit öffnete.

Wieder im Freien hatte ich Muße, die Sternbilder des Himmels zu betrachten, es mangelte mir für diese Erhabenheit aber einigermaßen die Stimmung. Eine Magd, die vom Brunnen Wasser geholt hatte, trat ich höflich an, wo man doch in diesem Orte ein Obdach haben könne über die Nacht? Sie blieb stehen und beratschlagte mit mir. Das Försterhaus war auch ihr eingefallen, ich bekannte, dem Forstjäger zu wenig wildes Tier gewesen zu sein. So verfiel sie auf ihren Dienstgeber, das sei ein herzensguter Herr und hätte in der Apotheke ein feines Fremdenbett.

Nun klopfte ich beim Arzt an. Eine alte runzelige Frau kam hervor, mit langem, schmalem Schleppkleid. Die erklärte barsch, jetzt wäre keine Ordinationsstunde.

„Ich bin auch kein Kranker!“ meine Versicherung.

„Ah so, dann ist's was anderes. — Jonathan! Ein Herr will bei dir die Aufwartung machen.“

Der Herr Doktor Jonathan kam nun selbst an die

Thür, forschend, ob endlich vielleicht einmal ein richtiger Tarockspieler da wäre für die langen Herbstabende. Seine Augengläser rückte er von der Stirn herab und besichtigte mich. Und murmelte was und besichtigte mich eingehender und kraute seinen Weißkopf.

„Nun, Herr Doktor!“ rief ich lustig, „wo fehlt's bei mir?“

Er ging drauf ein, tippte mit dem Finger an meine Stirn und sagte bedächtig: „Bei Ihnen fehlt's da!“

„Was tausend! Mir fehlt's ja nur an einem Nachtquartier!“

Er blieb mit dem Kerzenlicht in der Hand an der Thür stehen und fuhr fort, mit behaglicher Langsamkeit zu sprechen: „Ich habe von Wien aus das Vergnügen, den Herrn Volksdichter zu kennen. Von einer steirischen Vorlesung her; und aus den Büchern, wo er sich so infam über uns Ärzte lustig macht. Als würden wir nur gerufen, um den Leuten schneller sterben zu helfen, oder so was. Und hätten für alle Krankheiten nur ein Mittel, das Hasenöl, das aber nichts anderes, als ein verdorbenes Schweinefett wäre. So ein alter Dorfbader hat ein gutes Gedächtnis, nicht wahr?“

Mittlerweile hatte er sich in den Zorn geredet und nun kam's: „Jawohl, solche Thorheiten oder Bosheiten merkt man sich. Wo im Volke ohnehin schon bald alles Vertrauen beim Teufel ist! Ja, mein lieber Herr, wenn man sich so in Dinge mischt, die man nicht versteht, da kann dies nur mit Dummheit entschuldigt werden. Beim Esel im Stall, wenn Sie schlafen wollen!“

Und klapps, schlug die Thür ins Schloß.

Noch kam die alte Frau, entschuldigte ihren Mann, der halt über seinen Beruf keinen Spott kommen lasse und schon oft gesagt habe: Wenn er ihn einmal derwischen thäte, denselbigen — gut ginge es ihm nicht! Übrigens, er sei so arg nervös, aber fressen thäte er keinen, und sie wolle mich heimlich auf den Oberboden führen, auf einen Strohschaub aus Barmherzigkeit. Verderben dürfe der Mensch ja doch auch seinen Feind nicht lassen.

Offen gesagt, diese Alte mit ihrem barmherzigen Strohschaub war mir noch zuwiderer wie der wütende Doktor, dessen Beruf halt schon so ernst ist, daß er keinen Spaß verträgt. Ich ging wieder einmal hinaus unter Gottes freien Himmel und hatte Zeit, mich über die große Popularität zu freuen. Nur hatte ich sie mir teilweise anders gedacht, diese Popularität.

Da stand er, der Missethäter, der ausgestoßene. Da hatte er immer gemeint, die guten armen Menschen erheitern und erheben zu wollen, während er sie der Reihe nach tödlich beleidigte. Mitten im „treuen Alpenvolke“ stand er nun einsam in eitler Nacht, fremd und fröstelnd, erschöpft von weiter Wanderschaft. Hinter mir bellte ein Hund, dem gesellten sich mehrere, groß und klein — die Hundeschaft des ganzen Dorfes — und brachten mir ein vielstimmiges Ständchen.

Es schnitt die Bergluft. Der Thau des Grases gedachte kalter Reif zu werden über Nacht.

Dort auf dem Hügel stand ein fahles Gemäuer. Es war die Kirche, deren Turmuhr die neunte Stunde schlug. Wie lang ist eine solche Septembernacht! —

Aber neben der Kirche pflegt ein Pfarrhof zu stehen, und im Pfarrhofe ein christlicher Mann zu wohnen. Man hatte mir so oft geschmeichelt, in meinen Schriften stecke doch ein bischen Religion. Nun, dann könnte ein Versuch im Pfarrhof nicht fehl gehen.

Dort an der Thür mußte ich aber lange ziehen am Glockendraht.

Endlich klirrte hoch an der Wand ein Fenster auf, und eine kräftige Männerstimme fragte herab, was es gebe?

„Ein obdachloser Reisender! er bäte um Unterstand über Nacht, sei es im Stalle, sei es in der Scheune, wo immer!"

„Es giebt wohl doch noch andere Häuser in der Krumpa."

„Ich habe keine Geneigtheit gefunden!"

„Dann wird man schon der Richtige sein. Wer sind Sie denn?"

„Feuergefährliches, oder so was, habe ich nicht bei mir!"

„Wer Sie sind, will ich wissen?"

Auf diese unentwegte Frage nannte ich meinen Namen.

Da beugte sich der Pfarrer aus dem Fenster weiter hervor, fragte noch einmal und sagte dann: „Ich verstehe immer: Rosegger!"

„Es ist richtig, Herr Pfarrer!"

„Wohl doch nicht der Poet?"

„Er ist es, Herr Pfarrer. Aber zur Zeit ohne Poesie, nur stark schläfrig!"

Der Herr oben begann zu lachen.

„Sie verzeihen schon, Herr Rosegger," entschuldigte er sich, „ich lachte über den Zahltag. Daß Sie heute um Unterkunft bitten müssen an der Pforte jenes Standes, den Sie so oft dem Hohne der Menge preisgegeben haben. Erinnern Sie sich an den Stiefelknecht? An des Pfarrers Fiederl? Schaun's wie es geht. Wenn man die Kirche einreißt, dann sitzt man schutzlos auf der Welt. Übrigens sind wir Priester besser, als der Ruf, den Sie mit verbreiten halfen. Die Haushälterin wird bald aufschließen."

Die Haushälterin hatte mich nicht mehr an der Thür gefunden. Doch vor dem Erfrieren war keine Gefahr mehr, erstens, weil mir dieser Leute Gastfreundschaft heiß gemacht hatte in der Brust, zweitens, weil ich einen Heustadl fand. Der stand auf der Wiese neben dem rauschenden Bach. Ich vergrub mich ins warme, duftende Heu. Nur schade, dachte ich mir zu, daß nicht eine Kaserne, oder eine Fabrik, oder ein Grafenschloß dasteht, man würde dich auch an solchen Thoren abweisen. Hernach die Gelehrten, die Studenten und derlei Kasten mehr. Oder die Parteien: die Antisemiten, die Juden! Allen hast du gelegentlich eine Schelle angehängt. Und wenn du bei dir selber anklopfest, keinen bayrischen Pfennig wette ich, du schreist dir zu: Kerl, auch über mich hast du dich schon lustig gemacht, marsch! — In Gottesnamen, bist halt ein Bösewicht. — Damit legte ich mich aufs andere Ohr.

Aber gerade, als es zum süßen Einschlafen kommen wollte, war draußen eine rufende Stimme zu ver-

nehmen. Sie kam näher, sie entfernte sich, sie kam wieder näher, und endlich war es deutlich, man rief meinen Namen.

Ich hob den Kopf: „Was Teuxel ist denn los?"

„Hau!" rief es draußen, „in der Heuschupfen ist er!" Dann kam der Rufer auch schon an die Wand und sagte: „Wenn er drinnen ist, so muß er heraus. Das wollen wir Schullehrer uns nicht ankreiden lassen, daß unser Waldschulmeister-Dichter in der Heuschupfen schlafen soll! Ich bin ja auch so ein Waldschulmeister, aber nicht der in der Krumpa. Wir gehen zusammen jetzt nach Sankt Marten hinauf, ein Stündel. Dort giebt's ein gutes Bett!"

Als er das gesagt hatte, war meine wohlgesetzte Antwort: „Ich danke Euch, Waldschulmeister von Sankt Marten. Aber aufstehen thu' ich jetzt nicht. Wie ich just lieg', so gut liegt der Kaiser von China nicht auf seinen chinesischen Seidenkissen. Sollte ich aber morgen an Sankt Marten vorüberkommen, dann melde ich mich bei Euch, und itzo seid so gut und laßt mich in Frieden." —

Am nächsten Morgen stieg ein göttlicher Sonntag auf. Ich ging aus meinem Heugrabe wie neugeboren hervor, und das Dörfchen Krumpa lag im feuchten Walddufte so lieblich da, als wären alle Rächer meiner litterarischen Missethaten ausgezogen über Nacht. Die Wiese hatte einen silberweißen Reif, die Ahorne waren schon rot, und die Lärchen gelb, und hoch auf den Berggipfeln lag goldgrünlicher Sonnenschein, so daß es im blumigen Mai nicht farbenleuchtender sein kann, als an

diesem stillen Herbstmorgen. Und vor meinem Heustadl stand ein altes Herrchen. Es stand durchaus nicht ruhig, es zappelte mit den Füßen, es schlenkerte die Arme hin und her, einmal über die Brust, einmal über den Rücken, der einen weidlichen Höcker hatte. Nach dem Gewandschnitte hätte es wohl ein notiges Bäuerlein sein mögen, allein der Hut, der rabenschwarze hochgebaute Filzhut mit der funkelnden Bandschnalle zeigte einen vornehmen Herrn an. Solche Hütte trugen die Gerichtsverweser und Doktoris vor achtzig Jahren. Und diesen letzten, nur wenig entarteten seines Geschlechtes, trägt mein Waldschulmeisterlein von Sankt Marten.

Das war in aller Herrgottsfrühe herabgekommen, hatte vor der Heuscheune auf meine Urständ gewartet und sich dabei fast Zehen und Finger verfroren. An der weichen, breiten Stimme erkannte ich den nächtlichen Schreier.

Und er im ersten Schreck: „Jessus, der ist es ja nicht!"

„Wer soll es denn sein?" fragte ich und streifte mir die Halme von den Kleidern.

Er zog ein Bildchen aus der kleinen Ledertasche, betrachtete es, verglich es: „Der da — auf dem Bildel — hat den Bart unter dem Kinn, und der vor mir steht, hat ihn unter der Nase!"

„Wenn der Mensch alt wird, so muß er sich jung machen," meinte ich. „Ihr habt Euch ja noch jünger gemacht und den Bart ganz weggeschabt, daß Ihr wohl kaum mehr davon habet, als Eure ABC-Schützen!"

„Wahr ist's!" rief er lustig aus. „Und wenn Ihr's seid, so grüß Euch Gott!"

Dann gingen wir miteinander. Ich wollte an demselben Tage ja über das Martenjoch, da hatten wir durch den Sulzergraben den gleichen Weg. Und er erzählte mir den Schick. War nämlich der alte Lehrer von Sankt Marten gestern spät abends bei seinem jüngern Amtsbruder in der Krumpa gewesen und hatte von diesem gehört, daß eben vorhin der „Lehrerspöttler" von ihm abgeschafft worden wäre. Zuerst hatte der von Sankt Marten nicht gewußt, wer da gemeint sei, dann näher unterrichtet, habe er gesagt: „Kollege, hast du die Schriften des Waldschulmeisters gelesen?"

Nein, für derlei habe er keine Zeit.

„Du bist halt erst aus der Stadt gekommen und noch zu wenig lang im Walde, um für derlei Sinn zu haben. Ich aber gehe ihn jetzt suchen, falls er noch keine Herberge hätte."

So war der Alte an die Heuscheune gekommen, um das „Versehen seines Amtsbruders" gutzumachen. Und auf solche Weise habe ich dieses rührende Waldschulmeisterlein kennen gelernt.

Durch den langen Graben holte uns ein laufendes Weib ein, eine Holzknechtin. Sie war schon in der Krumpa gewesen beim Arzt.

„Ist das Kindel noch nicht besser?" fragte sie mein Waldschulmeister.

„Weiger nein, es wird alleweil schlechter!" gab sie weinerlich zur Antwort, „der Bader sagt gar, die Dipsterie!"

„Die Dipsterie sagt er! so schlimm wird's wohl nicht sein. Eine starke Halsentzündung, wie sie vor

kurzem die Kohlnatzel-Kinder gehabt haben. Für arme Leute ist die auch gut genug, brauchts keine herrische Diphtheritis zu sein. Mein Weib wird dir Rothölleröl schicken. Den Hals recht schmieren damit und ein paar Tropfen eingeben!"

„Kommt mir eh ganz herab, das Bübel," klagte das Weib, „nichts als Haut und Knochen."

„Wenn du Geld brauchst, so komm halt noch einmal zu mir."

„Bitt' hundertmal!" sagte sie und eilte voran, der Waldwildnis und ihrem kranken Kinde zu.

„Es geht Euch wohl gut auf Eurem Posten?" fragte ich nun den Alten, der, so klein er war, mit weiten Schritten gar würdig neben meiner einherstapfte.

„Besser schon, wie dem in der Krumpa," antwortete er. „Aber Gehalt hat mein Kollege da draußen einen höheren, und Naturalien hat er auch mehr. Die Sache ist die, er ist ganz und gar nicht zufrieden in der Krumpa, er schaut alleweil aufwärts, anstatt abwärts, und das ist gefehlt!"

„Hohe Ideale muß sich freilich auch ein Schullehrer stellen."

„So meine ich's nicht. Der Lehrer in der Krumpa schaut alleweil hinauf zum Oberlehrer in Schwarzbach, einen so großen Gehalt möchte er haben. Der zu Schwarzbach denkt sich wieder: Ei, was hat's der Schuldirektor in Elmstadt gut! Und der Schuldirektor in Elmstadt kann nicht begreifen, weshalb er nicht schon Landesschulinspektor ist. Na, na, wenn der Mensch alleweil ins Licht blickt, wird er blind. Da muß man die

Holzerliesel anschauen, die uns vorhin wegfür gegangen ist, eine Stube voll kränklicher Kinder und einen schnapssaufenden Mann dazu. Oder unsere Kohlenbrennerleute, die sich zeitweise rein von der guten Luft und dem bischen Wildobst nähren müssen, oder immer ein Bäuerlein, das mehr Schulden, als Schuhnägel hat, weil ihm das Weib heimlich Mehl und Butter austrägt und an ihre Lotter verthut. Freilich wohl, mein lieber Herr, mit solchen Leuten verglichen, ist unsereiner ein reicher Mann. So war das vom Abwärtsschauen gemeint."

Am Ende der Schlucht war eine Holzbrücke, diesseits derselben standen ein paar Hütten, und jenseits an der Felswand war die Kapelle mit einem hölzernen Dachreitertürmchen.

„So," sagte mein Begleiter, „das wäre der Dom zu Sankt Marten. Und hier beim Bach die Universität."

Ein hölzernes Schulhaus mit geräumigem Unterrichtszimmer und der niedlichen Lehrerswohnung.

„Ich habe ihn schon!" lachte mein Lehrer einer kleinen, weißlockigen Frau zu, die im Sonntagsstaat, aber mit einer breiten Küchenschürze um die Mitte, vor mir den Knix machte:

„Wenn man ein so frugales Nachtmahl gehabt hat und in der frischen Gottesfrühe schon eine Stunde marschiert ist, da wird ein Tröpfel Kaffee wohl schmecken. Ich bitt' schön!"

Im sonnigen Stübchen, auf schneeweißgedecktem Tische gab es dampfenden Kaffe, Weißbrot, Butter, Honig und einen Strauß frischer Blumen, wie sie im Herbst auf den Feldern wachsen. Alles in feinen Por-

zellantassen und daneben in einer Stahlschale zwei Cigarren. An der blankgescheuerten Wand Hausgeräte, Heiligenbilder und eine auffallend große Photographie in kunstvoll durchbrochener Metallrahme. Das Bild stimmte so eigentlich gar nicht zur Umgebung, und es war das Porträt des berühmten Chirurgen Professor Doktor Rottacher in Wien.

„Seid Ihr mit diesem Herrn bekannt?"

„Na, ich glaub's, daß wir mit ihm bekannt sind!" sagte das weißlockige Frauchen und legte die Hände über der Brust zusammen.

Dann kamen schon die Sonntagsleute, die so eine Weile vor den Hütten umherstanden.

Es war heimlich im Schulhause, und ich blieb den ganzen Tag dort. Vormittags versammelten sich im Kirchlein an dreißig Menschen, der Lehrer setzte sich in eine Bank und las laut und langsam das Sonntagsevangelium und ein Kapitel aus Thomas von Kempis' „Nachfolge Christi". Seit einigen Jahren haben die zu Sankt Marten keinen Pfarrer, und so thut's halt der Schulmeister. Dann setzte er sich ans Harmonium und spielte ein Kirchenlied, bei dem einige Weiber mitsangen. Hernach sagten sie gemeinsam „Vergelt's Gott." und der Gottesdienst war aus.

Jetzt ging's aber beim Schulhause an. Ein Häuslersweib kam und bat die Frau Lehrerin, daß sie im Obstgarten das Gras abmähen dürfe für die Ziege, der Jäger wolle das Tier auf freier Weide nicht mehr dulden. Die Lehrerin gestattete es. Das Gras wird auch so zertreten, sagte sie dann zu ihrem Mann. Ein anderes

armes Weib fragte demütig an, ob sie die von den Bäumen gefallenen Äpfel zusammenklauben dürfe, um sie zu dörren für die Kinder. Die Lehrerin gestattete es und begründete ihrem Manne: die Äpfel wären ohnehin wurmstichig. An der Hausecke lehnte ein besonders ärmlich gekleideter Mann und hielt sich den Hut vors Gesicht, als schäme er sich. Der Lehrer ging zu ihm: „Deine Kinder haben wohl schon wieder einmal Magenweh, Sebastian!“

„Freilich, freilich, Herr Lehrer, schon seit gestern mittags!“

„Hast du die Flasche bei dir?“

„Wohl, wohl, Herr Lehrer!“

„Geh' nur in die Kammer zur Frau!“

Und die Frau Lehrerin füllte ihm die Flasche mit Milch und gab noch ein Stück Brot dazu.

Später kam ein altes, hinkendes Weiblein dahergehumpelt und fragte an, ob die Frau Schulmeisterin denn gar nichts für sie zu stricken hätte.

Die Frau bestellte zwei Paar Socken, die Alte blieb aber noch stehen und sie hätte halt frei keinen Kreuzer Geld.

So ging das fort, dem Lehrerpaare schien alles ganz in Ordnung zu sein. Sie gaben und gestatteten, und wo das nicht ging, vertrösteten sie leutselig auf später.

„Zu wem sollen diese armen Leute sonst nur gehen!“ meinte der Lehrer, „sie haben halt auch ihre Anliegen, und den Weg zum Schulhaus finden sie seit kindesher.“

Beim Mittagsmahl saßen wir unser drei beisammen, ich zwischen den alten Leuten, wie eine Art von Sohn.

Da gab es gekochte Milchsahne, blaugesottene Forellen, Eiersalat und Zwetschkenklöße. Die Fürsten können solches nicht besser haben und es kostet, wie die Frau versicherte, fast gar nichts. „Die Sahne ist von unserer Kuh, die Eier sind von unseren Hühnern, die Zwetschken wachsen auf unseren Bäumen, und die Forellen angelt mein Mann von seinem Fenster aus dem Bache."

Der Förster, der auch das Fischwasser hütet, habe des letzteren wegen zwar einmal Umstände gemacht, doch der Bezirksrichter habe entschieden, das wäre schon seit altersher so, daß mit der Hand gefangene und aus der eigenen Wohnung geangelte Fische Freigut sind.

Sie hätten es seit jeher so gehalten, wären ja schon zweiundvierzig Jahre in diesem Bergwinkel. Die ersten Jahre hätte es wohl geplagt. Acht Tage nach dem Herzug habe die junge Frau weinend bei den Waldhäuslerinnen um Brot und Kartoffeln betteln müssen. Dazu eine verfallene Hütte als Schulhaus, das wäre dann aber vom Waldherrn neu gebaut worden. Später sei der Gehalt erhöht worden und die Frau hätte eine Erbschaft gemacht, so daß sie jährlich schier über sechshundert Gulden aufzubrauchen hätten. „Wir sind aber auch schier die einzigen Steuerzahler in Sankt Marten!" —

Das wurde mir mit Stolz erzählt, obschon der Alte gleich beisetzte: „Man soll sich freilich nicht prahlen, sondern Gott danken. Und das thut man alleweil am besten zu armen Leuten. Fünfhundert Gulden Gehalt, hundertzehn Gulden Renten! Zu Tod müßt' sich einer schämen mit so einem Vermögen, wenn man damit nicht ein bisserl gütige Vorsehung spielen wollte."

„Und erst, seit uns der Julius so viel Sachen schickt!“ rief die Frau drein, „aber der meinige will ja nichts nehmen!“

„Der Julius, wer ist denn das?“

„Das ist der da!“ sagte der Lehrer und tippte mit dem Finger auf die Photographie an der Wand.

„Professor Rottacher! Ein guter Freund von Euch?“

„Aber ich bitt' Euch, das ist ja unser Julius!“ rief die Lehrersfrau, „unser Herr Sohn!“

„Unser Bub'!“ verbesserte der Alte.

Da habe ich erst einmal aufgehorcht.

„Ist halt ein bisserl auf Abwege geraten, unser Sohn,“ fuhr der Lehrer gesprächig fort — wir saßen ja bei einem Kruge Apfelwein — „hätt' auch Lehrer werden sollen nach meinem Wunsch, weil wir derer ohnehin nicht allzuviel taugliche haben. Aber der gute Julius war halt auch kein tauglicher, und so hat er ein Handwerk lernen müssen.“

„Ihr meint doch den Chirurgen Julius Rottacher!“

„Chirurge ist mehr Handwerk als Wissenschaft, lieber Herr Volksdichter. Hat auch einen goldenen Boden. Aber tauschen thäten wir nicht mit ihm, gelt Mutter! Sind einmal bei ihm in Wien gewesen —“

„Das prächtig schöne Haus, das er hat!“ rief die Frau dazwischen, „wie ein Graf. Und Diener mit Silberknöpfen!“

„Ein Holzarbeiter da drinn im hinteren Martenwald, hat's besser,“ darauf wieder der Alte, „der hat wenigstens bei der Nacht eine Ruh'. Beim Doktor, wenn's nicht klingelt, so gräbt die Sorge, wie es mit den Kranken

steht, ob die Operation geglückt ist. Heut' ist er noch im Ungewissen, morgen nicht mehr. Der Operierte ist schon fort. Nein, da danke ich für den silberknöpfigen Lakaien und alles miteinander. Nie, Julius, hab' ich ihm gesagt, nie wieder komme ich zu dir, müßte krank werden vor lauter Angst um deine Patienten. Dem Schullehrer schlägt bei seinen Kindern ja auch nicht alles zum Guten an, aber da giebt's nicht leicht den Vorwurf, daß man die Krankheit mißkannt, daß man sich im Mittel vergriffen hat, man behandelt die Kinder mit Liebe und heilsamer Strenge, alles andere muß man Gott überlassen."

„Und so wird's der Julius auch mit seinen Kranken machen," sagte die Frau, „Fritz, du willst mir halt immer die Freud' verderben an ihm."

„Ärgern thu ich mich!" rief der Alte hitzig, „weil er mir erbarmt, der arme Mensch, mitten in seinen Ehren und Reichtümern. Keine Ruhe und keine Sammlung und kein Besinnen auf sich selber. Nein, das ist kein Leben. Und was hat er aufzuweisen? Recht selten eine Arbeit, wo nichts zurückbleibt, so gut er's auch meint. So ein Metzgern da! Seit zehn Jahren, denkt Euch, war er einmal bei uns in Sankt Marten, ein einzigesmal auf drei Tage. Glaubt Ihr, er hätt' was Lustiges mitgemacht oder wäre friedsam im Wald umhergegangen? Nichts, als immer studiert, spintisiert, an Hasen und Hühnern herumprobiert, daß es oft schon gar nicht mehr schön war, hernach Briefe geschrieben und Zeitung gelesen, bis er — hast es nicht gesehen — wieder fort ist."

„Dafür verdient er sich zehnmal leichter den Himmel, als unsereins im sorglosen Leben!“ das sagte das Frauchen, schüttelte den weißbelockten Kopf und forschte nach dem Eindruck, den ihr Ausspruch bei uns gemacht.

Dieser Eindruck war nicht bedeutend.

„Nicht einmal zum Heiraten hat er Zeit!“ rief der alte Lehrer. „Und da möchte ich wissen, wie man ohne Hauskreuz soll in den Himmel kommen können!“

Sofort hatte er für die heitere Bosheit seinen kleinen Klapps auf der Wange, der Ernst des Gespräches war abgebrochen.

Auf Einladung der Leutchen bin ich über die nächste Nacht im Schulhause geblieben. In dem wohlverschalten Dachgelaß wurde mir ein Bett angewiesen; grobe, weißgebleichte Bauernleinwand und mitten über das mit Haferrispenspreu gefüllte Kopfkissen ein gestickter hellroter Streifen. Der Lehrer war noch eine Weile an meinem Bette gesessen, um zu plaudern. Endlich war's ihm darum zu sagen, ich möchte in diesem Bette besser schlafen als sein Julius geschlafen habe, der die ganze Nacht Patienten klingeln hörte. „Und ich,“ schloß mein Gastgeber schalkhaft, „muß jetzt noch ins Schulzimmer, um meine Schriften des Waldschulmeisters zu schreiben!“

Am nächsten Morgen vor dem Antritte meiner Wanderung habe ich Einsicht genommen in diese Schriften des Waldschulmeisters: Auf der schwarzen Schultafel mit Kreide geschrieben standen Buchstaben des ABC für die Anfänger. — Und damit leistete er sicherlich mehr, als unsereiner mit den Fabeleien.

Auf der Waldwiese.

Es war wieder einmal alles zurückgeblieben, das zuerst so lebhaft Gesuchte und dann so Lästige. An den drei Mühlen war ich vorübergegangen, an der Brettersäge, langen Rainwiesen dahin bis zur vierten Mühle. Dann an der Köhlerei, dem hüpfenden Bächlein entgegen durch Kernwald hinan, über den Schlag mit den Erlsträuchern und weißen Steinen, hernach durch Jungwald — und hier war die blaurote Markierung nicht mehr. Auf gut ausgefahrenem Wege war sie stets neben meiner gewesen, an jedem fünften Baumstamm, an jeder Mühlecke, an jedem Thörlblock, so als ob sonst Gefahr wäre, daß der Fremde plötzlich den steilen struppigen Hang emporklettern, oder über den Rain in den Bach springen könnte. Und hier im Jungwald, wo mehrere Steige auseinander zweigen, war der blaurote Farbenklex nirgends zu sehen.

Das sollte mir aber nicht bange machen. Auf zwecklosen Bergwanderungen ist der Weg, den man am liebsten geht, immer der rechte. Vor mir begann junger Lärchenwald. Wenn ich sage, daß über diesem Lärchen-

wald grünes Gold war, so weiß der Leser damit nichts anzufangen, außer er hätte schon selber junge Lärchen im Vormittagssonnenschein gesehen. Und das hat er auch. Der Tannen-, Fichten- und Kiefernwald ist fast schwarz dagegen und der Laubwald hat sein bläuliches Grün; das grüne Gold gehört dem Lärchenwald allein. Wandelt man aber unter demselben dahin, so ist ein brauner Schatten, und die dürren Ästlein hacken an die Kleider, kratzen ins Gesicht. Auf keinem einzigen Stamm war der blaurote Klex, also ging ich in eine unermeßliche Irre hinein. Als der Lärchenwachs zu Rande war, gingen die Erlstauden an. Das ist ein abscheuliches Gezücht. Das schmale Steiglein, das anfangs noch hineinführt, wird bald erstickt von den Strüppen, die Beine verstricken sich und werden unsicher, weil es immer ist, als ob man auf eine Natter getreten wäre; kann auch eine Wurzel gewesen sein, es glitt nur so verdächtig glatt dahin und irgendwo da im langen Grase pfiff etwas. Auf einmal patschte neben mir ein Fladen zu Boden, es war aber keiner, es war eine breite Kröte, die sich so sehr über die Häßlichkeit des Menschen entsetzte, daß sie gleich unters Gras eilte.

Die Erlstrauchwildnis ist endlich durchbrochen, ein Stangenzaun mahnt artig, nicht auf die Wiese hinauszutreten. Ich thue es doch, und der kleine Schaden, den das Beinkleid gelitten, wird reichlich wettgemacht von dieser weltabgeschlossenen, stillen Hochwiese. Ringsum Wald und Strauch, dort ein Steinhaufen und daran ein Wildkirschbaum. Tief unten ein steiler Graben, der sich weit hinauszieht gegen das Thal, von dem man zwischen

den Hängen nur so eine Art Dreieck im Sonnenäther sieht. Gegenüber steiler, dunkler Wald. Unter dem Kirschbaume mache ich mir einen Stein zurecht zum Sitzen; wie ich ihn aus seiner Erde hebe, enthüllt sich eine Welt von Käfern, Würmern und Asseln, und kleine rote Ameisen machen sich bald an den Gliedern bemerkbar durch ein scharfes Prickeln und Brennen. Da wäre man also gut aufgehoben.

Hast du je einmal eine blühende Bergwiese gesehen im Frühsommersonnenschein? Nicht wahr, so etwas ist nicht zu sagen! Man kann's nicht vergleichen mit dem herrlichsten Strauß, nicht mit dem kostbarsten Teppich, auch nicht mit dem üppigsten Kunstgarten. Man kann die blühende Wildwiese mit nichts und gar nichts vergleichen, als mit der — blühenden Wildwiese. Gelbe Schlüsselblumen, weiße Schafgarben, roter Wildklee, blaue Glockenblumen, Vergißmeinnichte, Löwenzahnstämme, hohe Germenrispen, vielarmige Hahnenfüße, Muttergottesschleier — nein, man soll nicht anfangen aufzuzählen, an dem Einzelnen liegt es ja auch nicht, das Ganze ist es. Doppelt und dreifach sind die Blütenschleier, die hochstengeligen Blumen, die in der Luft wiegenden, dann die niedrigstengeligen Blüten, und endlich die in ihren grünen Nestern gleichsam eingebetteten Blümlein — alle, alle haben ihre Kelche und Mäulchen offen, daß der hohe Himmel seinen belebenden Sonnenschein hineingieße.

Die hochstehenden Rispen und das unendliche Halm- und Blättergespinne, Gras genannt, als grüner Untergrund zu der wilden, mächtigen Farbensymphonie, die

da ins staunende, berauschte Menschenauge klingt. Man meint, kein von Gott erschaffenes Wesen sei stumpfsinnig genug, diese unbeschreibliche Herrlichkeit zu vertilgen. Morgen kommt der Mähder, fährt mit der Sense drein, und seine Spur ist eine fahle Schichte von Blumenleichen. Die Sonne, die diese Blumen entfaltet, soll nun Heu daraus machen, sie thut eins so gleichgiltig wie die andere, aber der Kuh ist das Heu lieber als die Blumen, und dem Menschen ist Milch und Butter lieber, als Heu und Blumen. Außer er sitzt am Steinhaufen unter dem Wildkirschbaum und hat ein erkleckliches Frühstück im Magen. In diesem Falle schwärmt er für die Blumen. Die Wiese hat aber außer dem dreifachen Blumenschleier noch einen vierten, lebendigen, wirbelnden, kreisenden, summenden. Die Legion von Hummeln, Bienen, Fliegen, Mücken und Faltern, die nimmer und nimmer müde in einer ätherischen Flut über der blühenden Matte schweben.

In dieser Wildnis war ein solches Behagen über mich gekommen, daß ich mich sachte hinlegte auf den kühlduftigen Rasen. Rings um mich wiegten auf hohen Stengeln die weißblätterigen Margariten, und gerade über meinem Angesicht schwebte das scharlachrote Häubchen einer Mohnblume. Würziger Blumenhonigduft wehte gelinde heran, und manch fleißiges Bienlein läutete über meinem Haupte hin und her, umkreiste die sonnengebräunte Nase, um endlich aber doch eine nahe Wildkleeblüte zur Ernte zu wählen. Vom Walde her klang manchmal das Stimmlein eines Finken, und vom Bergforste nieder meldete sich ein Kuckuck. Je höher die

Sonne stieg, je stiller wurde es in der Runde. Alle Wipfel standen bewegungslos in den hohen blauen Himmel hinein, auch über der Waldwiese war die milde Ruh', aber die Rispen und Blüten wiegten sich lautlos fort und fort. Manchmal kam aus den Schluchten herauf ein leichter kühler Hauch und brachte ein Wasserrauschen mit — aber nur für den Augenblick, dann wieder Stille.

Nur die Fliegen und Mücken stellen ihr dünnes Summen nimmer ein. Die schwarzen Fliegen sind die redlichsten, sie sitzen ohne weiteres auf die Hand und thun nicht viel. Oder sie tanzen und kreuzen um Kopf und Hände und sitzen gar nicht auf, lassen sich's genügen an dem Dunsthauche, der vom Menschen ausgeht. Hingegen jene mistgrauen ungefügen Dinger — eine leise Berührung macht sie tot, aber man hat das Gift schon im Fleische. Am schlimmsten noch sind jene Gelsen mit den dünnen langen Beinen und den kaum sichtbaren Flügeln; unvermerkt sitzen sie überall an, saugen das Blut aus, legen ihr Serum hinein, und die Geschwülste mit den wachsweißen Scheibchen wuchern und zucken noch, wenn das Tier schon längst aus Altersschwäche oder durch einen Unglücksfall sein Leben eingebüßt hat. Da wird der Rockkragen zusammengezogen, um die Hand das Sacktuch gewunden, und auch diese Feinde sind ohnmächtig und ergötzen nur noch durch ihr zartes Singen und Schwirren.

In solcher Stunde fühlt man sich eins mit aller Kreatur. Das Bienlein hatte auch so gemeint und meine Nase für eine üppige Wildkleeblüte gehalten. An ihr plötzlich ein heftiger Schmerz. Über den Stich bin ich

aufgesprungen und sah nun, daß die Feindin kein rundliches Bienlein war, sondern eine Wespe mit schrecklich dünngeschnürtem Leibe, und daß es viele Wespen waren, die mit ihrem surrenden und schnellenden Zickzackfluge mich umgaukelten, und daß ich auf einem Wespenkruge gelegen war, der mit seiner grauen schuppigen Schale sich tief im Grase angebaut fand.

Es schien an der Zeit, weiterzugehen. Man sagt, daß das Thier mit dem Stachel sein Leben lassen müsse. Das hinderte aber nicht, daß seine That fortwirkte noch weit über seinen Tod hinaus. Es hatte nicht umsonst gelebt, war nicht für nichts gestorben — mitten in meinem Gesichte stand stattlich das Denkmal. Wasser suchend, um kalte Umschläge zu machen, strich ich hin durch den hohen, blühenden Graswuchs. Da war unter meinen Füßen plötzlich ein winziges Menschlein. Es war so klein, daß die Halme und Blumen um das Blondköpfel zusammenschlugen, es war ein Mädchen in ein ärmliches blaues Röcklein gehüllt, nicht älter, als etwa vier Jahre. Es war darauf aus, alle Blumen der weiten Wiese in sein kleines Fäustlein zu sammeln, und als es den Strauß nicht mehr umspannen konnte, warf es ihn weg, um neuerdings mit dem Pflücken zu beginnen. Wie dieses Kind, sammelt der Mensch so lange er lebt. Er pflückt die blühenden Wiesen ab und wähnt, die tote Blume in seiner Hand sei schöner, als die lebendige auf der Matte. Er pflückt die Früchte der Wälder und Gärten, mit krampfhaften Fingern umklammert er die Güter, sie sind ihm unbequem, sie belasten ihn, aber er kann sich nicht entschließen, sich ihrer zu entledigen, und

erleichtert ihn ein Zufall, so beginnt er neuerdings zu sammeln. Es ist ihm nicht genug, daß die Dinge sind, ihm sollen sie gehören. Nicht an gemeinsamer Schönheit will er sein Auge weiden, nicht an gemeinsamem Tische zehren — nein, für sich besonders will er's haben, und mehr als er fassen kann. Das ist ja ein wahres Ungeheuer im Vergleiche zu den Mücken und Wespen, die nicht mehr nehmen, als was sie für den Augenblick brauchen.

Mit dem kleinen Menschenwesen hub ich ein Gespräch an, das etwas schiefkantig ausfiel.

„Kind, wem gehörst du zu?"

Die zwei Rundäuglein leuchteten ruhig zu mir auf und die Antwort war: „Blümel brocken thu' ich."

„Wie kommst du allein auf diesen Berg her?"

„Ich thu' mich nit fürchten. Klein' Mädeln thut der Mann-Mann nix, hat die Zadel g'sagt."

„Wer ist die Zadel?"

„Ein weißes Zickerl haben wir kriagt, heut bei der Nacht."

„Wem gehörst du zu?"

„Ich hab' schöne Schucherln," zirpte das Kind mit seinem dünnen Stimmlein, dabei hob es ein wenig den Fuß, und wahrnehmend, daß es barfuß war, erschrak es, und huschte im langen Grase davon.

Noch ein Weilchen sah ich darüber die Halme schaukeln, dann nichts mehr. Wie ein Gespenstlein war es gekommen und vergangen. Ich habe im Weiterschreiten meine Beine unsicher und befangen auf den Boden gesetzt, in der Angst, unter der wuchernden,

blühenden Wildnis auf eine Schlange oder eine Kröte, oder ein Menschenkindlein zu treten.

Über dem Waldrande nieder schimmerten weiße Felswände, ich stieg zwischen dem finsteren Gestämm bergwärts, aber die Wände waren höher oben, als sie sich gezeigt, es war immer noch Wald.

Auf dem kahlen Boden, zwischen Baumwurzeln und grauen Schwämmchen, die wie Wachs glänzten, war ein braun und gelb gefleckter Molch. Mit seinen fleischigen Armen und Beinen holte er langsam aber weit aus, manchmal hob er seinen dreieckigen Kopf und schaute mit hervorquellenden Augen nach dem Ziele aus, dem er so mühsam zustrebte. Wenn ich wüßte, mein liebes Waldkrokodil, wohin du willst, mir wäre es ein leichtes, dich ein paar hundert Schritte zu tragen. Einen alten Teichgräber kenne ich, der ist der Meinung, daß man alle Salamander totschlagen soll, denn wer sie angreift, der bekommt Warzen an den Fingern, und wen sie anglotzen, dessen Kinder bekommen einen schielenden Blick. Was denkst du darüber, du schöner scheckiger Waldwurm? — Ich habe es nicht erfahren, habe das schweigsame Tier nicht angefaßt und auch nicht totgeschlagen. Wer weiß, ob's ihm recht gewesen wäre.

Allmählich wurden die Bäume schütterer und sie wurden verknorrter und verkrüppelter, und dazwischen standen bleiche Baumgerippe. Über eine Schuttlehne noch hinan, und als die Felswand erreicht war, ging es da nicht weiter. An den Steinen klebten graue Schneckenhäuschen, an deren Rande hie und da etwas vom Hausherrn hervorstand. Als ich eines berührte, zogen sich die

weichen Läppchen schnell in die zierliche Kalkhütte zurück. — Ich kletterte am Hange dahin und kam in eine Mulde. Ein modernder Brunnentrog war in den Moorboden gewachsen, das Wasser sickerte daneben planlos dahin, und in den Tümpelchen zappelten erbsenrunde Tierchen mit langen Schweifen. Zwischen den ruppigen Steinbergen, die stellenweise mit bläulich-grünem Knieholz bewachsen waren, that sich ein Thal auf, schwarze zerrissene Erde mit kurzem Grasfilz und langen Binsenschöpfen, und wenn man auftrat, sank der Fuß tief in den Sumpf. Aber es lagen Steine da, die eigens hergelegt schienen, um von einem zum andern springen zu können. Daraus schloß ich, daß hier der Weg war. Ich befand mich in der verrufenen Gegend, genannt das „Nasse Gschwend.“ Es war das Thor in die Felswüsten hinauf. Aber querüber lagen fahle Baumstämme, die der Sturm gestürzt hatte, und es lagen Steinblöcke, die von den Wänden niedergestürzt waren. Und es lagen Gerippe von Rehen und Hirschen und anderen Tieren da, die im strengen Winter umgekommen sein mochten. Und es tauchte hinter Schuttwällen ein schwarzes Menschenwesen auf, das sich überaus mühesam auf dem unwirtlichen Grund vorwärts arbeitete, bis es endlich in meiner Nähe war. Ein Weib, dessen Gewand auf dieser Wanderschaft Schaden genommen hatte, das erschöpft und vergrämt war, vor mir stehen blieb, sich auf seinen Aststummel stützte, den es als Stock trug, und mich fragte, wohin ich denn wolle?

„Wohin ich will, fragt ihr? Wohin ich komme.“

„Aber da kommt ihr ja in die Steinkare hinauf.

Da hat wohl niemand was zu suchen!" sagte sie herb, verbittert.

„Wie kommt aber ihr herauf?"

„Ich hab' freilich was zu suchen," antwortete sie. „Habt ihr denn kein Unband gesehen unterwegs?"

„Was ist das, ein Unband?"

„Der Fratz ist mir davon. Seit aller Morgenhuid lauf ich umeinand. Ist gar nit mein. Meiner Schwester Fratz. Zum Aufheben hat sie mir ihr Kind gebracht, dieweil sie auf Arbeitsuchen aus ist. Wie soll ich's denn aufheben, wenn's davonlauft, das Ungeziefer! Wenn's mein wär', dem wollt' ich's schon austreiben, das trutzige Davonlaufen! Ein helles Kreuz mit den Kindern! Weiß Gott, wo's der Teuxel hingetragen hat!"

Dieweilen sie also greinen that, wackelte sie mit dem Kopf, um welchen die schwarzen üppigen Haare nachlässig gewunden waren. Schon arg mußte sie hängen geblieben sein an Strauch und Stein mit diesen Haaren, so waren sie zerfetzt. In ihren großen runden Augen zuckten Zorn und Angst.

„Frau," sage ich. „Wenn ihr das Kind nicht strafet fürs Davonlaufen, so will ich sagen, wo es ist. Unten auf der wilden Wiese thut es Blumen brocken."

Sie warf auf solchen Bescheid vor Überraschung die Arme auseinander und schlug die Hände zusammen. „Auf der wilden Wiesen? Blumen brocken? Wenns Kind Blumen brocken thut, so ist's nit aus Trutz davon."

„Will lieber mitgehen und suchen helfen," hab' ich gesagt. Und bin mit dem Weibe thalwärts gestiegen. Eines Kohlenbrenners Weib war sie, und hatte sich's

schon ausgedacht, was geschehen würde, wenn das Kind verloren, zugrunde gegangen sein sollte. „Dann geht sie durch. Ganz durch, daß sie kein Mensch mehr findet. Denn die Schwester, wenn sie so um ihr Kind kommt, geht ins Wasser.“

„Einstweilen,“ sagte ich, „gehen wir in die Blumen.“

Als wir durch den steilen Wald endlich hinabkamen auf die Wildwiese, war es hoher Mittag, und manches der unzähligen Blumenhäupter senkte sich müde und welk erdwärts. Selbst das Gezücht der Insekten war müde geworden. Kein Halm regte sich über die weite Wiese hin und kein verlaufenes Kind war zu sehen. Da ging ich an jene Stelle, wo es am Vormittag gewesen war und verfolgte die Spur. Die ging in kreuz und krumm, verlor sich und fand sich wieder, und verwirrte sich endlich ganz mit den zerfahrenen Pfaden, die der Hirsch und der Bock durch das hohe Gras gezogen hatten.

„Die Kleine wird einstweilen schon heimgekommen sein,“ rief ich zum Weibe hinüber, das am Waldrand im Schatten saß, auf den Schoß die Finger aneinanderklammernd, als ob es betete. In demselben Augenblick stieß meine Fußspitze an den Körper. Da — tief unter Schlüsselblumen und hochstämmigen Vergißmeinnichten lag das Kind, ein Ärmchen unter dem Kopf, eines über der Brust, den Blumenstrauß noch umklammernd. Es schlummerte.

Wie mein halber Leib noch über den Hochwuchs emporragte, so habe ich mit der Hand hinübergewinkt zu den Bäumen — sie möge kommen. Da sei es! —

Das ist alles, was ich von jenem Ausflug ins Ge-

birge zu erzählen weiß. Keine Felsenkletterung, keine Gletscherwanderung, keine Fernsicht über hundert Hochgipfel der Alpen — nichts als Bäume und Strüppe, Mücken, Wespen und Blumen — und darunter verborgen ein Menschenblümlein, dem fürder die himmlische Sonne ein frohes Reifen bescheren möge.

Der Keuchen-Ferdl.

„Und der größte Verbrecher," sagte der Gefangenwärter, an einer kleinen Thüre rüttelnd, „der größte Verbrecher ist da drinnen!"

Als er seinen Schlüsselbund anstecken wollte, hielt ich ihn zurück: „Warten Sie, bitte! Ich bin nicht gefaßt. Der größte Verbrecher, sagen Sie. Da müssen Sie mich doch vorher berichten. Wenn man einen Besuch macht, will man doch erst wissen —"

„Bei wem. Ich begreife."

Etwas Schnurriges hat er, der alte Graubart, mit seinem barschen, derben Gehaben und in seiner herablassenden Höflichkeit, in die sich ein bischen Ironie über sein Schlüsselamt und das hohe Gericht mischte.

„Sind Sie für die Macht oder für das Recht?" fragte er.

„Für das Recht, natürlich."

„Dann bitte ich, mich vorausztreten zu lassen, denn Macht geht vor Recht."

„Auch hier?"

„Überall."

So schritten wir den schmalen, halbdunklen Gang entlang, die Macht voran, das Recht hintendrein. Der Wärter blieb bisweilen stehen, wandte sich zu mir um und erzählte in kurzen, raschen Worten von seinem größten Verbrecher.

„Gehen Sie manchmal in die Kirche? Ja? Auch in die Stiftskirche? Na, dann werden Sie sich an den Alten erinnern, der am Eingang jedem das Thor aufgemacht hat."

„Der mit der grauen Pelzmütze?"

„Die er allemal höflich abgenommen hat, um den Eintretenden zu grüßen."

„Und der mit dem breiten, weißbartstoppeligen Gesichte die Leute immer so schlau angeguckt hat?"

„Das eine Äugel zugedrückt, das andere halb offen."

„Und immer hübsch sorgfältig angezogen im langen, schwarzen Rock und mit der schwarzseidenen Halsbinde —?"

„— und ausgeschaut hat wie ein alter pensionierter Schulmeister."

„Und der die Almosenkreuzer immer ablehnen wollte?"

„Der allemal: Oh, und aber Herr! gerufen hat, wenn ihm einer die Münze in die offene Hand gelegt."

„Und sie doch schmunzelnd in die Westentasche gesteckt hat?"

„Genau derselbige."

„Der gute, komische Alte!"

„Er steht nicht mehr am Kirchenthor."

„Ist er gestorben?"

„Abgefangen worden. In den Kerker geworfen. Zur Zeit größter Verbrecher, der morgen seinen Tag hat."

„Aber mein Gott, was hat dieser arme Mensch denn angestellt?"

„Ja, mein lieber Herr! Das ist kein Spaß! Es ist noch nicht alles aufgeklärt. Morgen werden wir ja sehen. — Gebettelt soll er haben!"

„Ha, ha, natürlich!" mußte ich auflachen, „weil er eben ein Bettler ist."

„Herr! wägen Sie Ihre Worte! Ein Bettler ist der Alte nicht. Wenigstens leugnet er's. Darf's auch nicht sein. Die Gemeinde hat endlich das weise Gesetz herausgegeben, daß kein Bettler mehr sein darf. Und weil dieser alte dumme Mensch das Gesetz übertreten hat, so wird er morgen gerichtet!"

„Am Ende wohl gar hingerichtet!"

„Scherzen Sie nicht!" — sagte der Gefängniswärter und zog sein runzeliges Gesicht erschreckend in die Länge. „Wenn Sie jetzt zu ihm hineingehen wollen! Er wird Zuspruch brauchen."

„Darf ich ihm auch einen kleinen Schmaus mitbringen?"

„Was Sie wollen. Sie wissen ja, daß der Delinquent am letzten Tage —"

„Alles haben darf, was sein Herz begehrt?"

„Mit Ausnahme des Kerkerschlüssels."

Als hernach hinter mir die sattsam bekannte „Eichenthür knarrend ins Schloß gefallen war," stand ich in der etwas allzuschattigen Kammer vor dem Alten. Der

hockte gemütlich auf einem niedrigen Schemel, stemmte die Ellbogen auf die spitzen Knie, das graue Köpflein auf die Fäuste und kicherte: „Hau, einen Kameraden giebt's?"

„Wir kennen uns wohl von der Stiftskirche her," erinnerte ich.

„Ah, Sie sind auch so einer, der —" er stockte und setzte gemütlich hinzu, „der mich zu der Schandthat verleitet hat, hätt' ich bald gesagt."

„Ich bin nur auf Besuch da, Herr — Herr —"

„Keuchen-Ferdl. Nicht der eigentliche Name. Nur ein Ehrentitel. So, so, auf Besuch. Bitte Platz zu nehmen!" Behendig erhob er sich von seinem Schemel, „das einzige Fauteuil, bitte! Ich setze mich derweil auf den Divan." Und setzte sich auf ein Brett, das über zwei Schrägen lag und wohl den Tisch abgab.

Ich dachte anfangs, er stecke in der Sträflingskleidung, ein leinenes Beinkleid und ein graues Wollenjäcklein hatte er am Leib und blaue Socken an den Füßen. Sein eigenes Untergewand; denn der schwarze Anzug war beim Schneider, um für den Gerichtstag hergerichtet zu werden. Arrestanten pflegen viel Gewicht darauf zu legen, anständig gehalten, gut gebürstet und sorgfältig frisiert vor die Herren zu treten. Mancher betrachtet den Gerichtstag für einen Ehrentag, auch falls er verurteilt wird. Ist er doch einmal der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, die Leute laufen zusammen, die Zeitungen schicken ihre Berichterstatter, die Richter haben ihre feierlichen Mäntel an — und alles des Einen willen, der im Mittelpunkt steht und eine Leibwache

an der Seite hat, wie der Kaiser. Die klügsten Köpfe sind beisammen, die schlauesten Rechtsdoktoren, aber was sie erfahren werden, das liegt in seinem Belieben und sie richten sich nach ihm. Sein Lebtag dünkt sich mancher nicht so hoch oben, denn wenn er als Angeklagter im Gerichtssaal steht. Natürlich müssen da auch die Kleider im Glanze sein.

„Daß Ihr Keuchen-Ferdl heißet, Alter, ich wußte es nicht. Den Namen habt Ihr Euch wohl erst dieser Tage beigelegt, seit Ihr da in der Keuchen (im Arrest) sitzet.“

„Aber nein!“ lachte er mit dünnem Stimmlein auf. „Das ist ein alter Herr, dieser Keuchen-Ferdl. Seit ich meine Jahre abgesessen hab', heißen sie mich halt so. Jawohl! Zwanzig Jahre lang hab' ich keinen Zimmerschlüssel in der Hand gehabt!“

„Gesessen seid Ihr? Zwanzig Jahre lang?“ Ich erschrak nun wirklich.

„Nicht wahr? Und so plunzendick verstockt, daß ich mich noch prahlen mag damit. Gelt? Morgen will ich's ihnen ins Gesicht sagen: Ihr Hascherln, ihr könnt mir höchstens drei, vier Wochen auf den Buckel nageln. Da sind das andere Kerle gewesen, dazumal, die mir meine zwanzig Jahre schweren Kerker, mit einem Fasttag und hartem Lager in der Woche angeschustert haben.“

„Aber das müßt Ihr mir doch erzählen, guter Freund. Ich höre Kriminalgeschichten für mein Leben gern und besuche deshalb häufig Gefangene.“

„Da werden's halt wenig Gegenbesuche bekommen.“

Dabei, wie er so zusammengeknickt hockte, schaukelte er sich leicht auf seinem Brette.

„Ja, aber um Gottes Himmels Willen! Wie ist denn das zugegangen, daß Ihr so lange im Kerker gesessen seid?“

„Dumm ist das zugegangen.“

„Mindestens ein Mord — wie?“

„Sind Sie wirklich recht neugierig?“ fragte er schalkhaft. „Beim jüngsten Gericht, morgen, wenn Ihr Euch einfinden wolltet. Da wird's wohl vorkommen, daß der Ferdl schon vorbestraft ist, und wegen warum. Da werden sie Augen machen, die mit ihrem Bagatellgerichtel, da oben!“

Ich dachte aber, daß es im Arrest, unter vier Augen, hinter wohlverwahrter Thür sich heimlicher plaudern ließe und schmeichelte dem alten Ferdl seine Geheimnisse ab. Das Geräucherte, das ich ihm mitgebracht, erfüllte hierin seinen Nebenzweck schlecht, das verstopfte dem Alten eher den Mund, als daß es ihn öffnete. Als nachher jedoch das Glas Wein kam, forderte er mich auf, tüchtig mitzutrinken, damit ich Kurasch bekäme. „Sonst fahren Sie mir am End' beim Ofenloch hinaus.“ — Er hatte noch so getändelt und geschaukelt auf seinem Brett. Plötzlich neigte er sich vor, streckte auf langem Hals mir sein stoppelbartiges Gesichtlein zu mit den zwinkernden Augen und rief: „Sie, das ist merkwürdig! — die Mühle in Unterdorf, die was bei der Achbrücke steht, ist einmal mein gewesen. Aber natürlich! Mein Vaterhaus. Und einmal, am Maria-Verkündigungstag ist's gewesen, in der Früh, ich sitz'

just bei der Topfen-Suppe und will in die Kirche gehen, kommen zwei Spitzhauben, fragen, ob ich der Ferdinand Seimer bin. Ja? Na, dann müßten sie mir die Hände schließen. Und wie ein Kalb fortgetrieben in den Arrest. Mir ist das natürlich unangenehm gewesen, war dazumal gerade Bräutigam mit der Beckischen. Mit der schönen Margerl — erinnern Sie sich — die mit dem schwarzen Sammthütel und dem rotseidenen Tuch immereinmal über der Achsel. Ja so — Sie sind damals noch gar nicht auf der Welt gewesen. Macht nichts. Also mit mir in die Keuchen. Und in den Gerichtssaal. Wissen Sie, was ich angestellt hab'?"

Er faßte das Weinglas, hielt es gegen das Fensterchen.

„Wie ein goldener Ring, so hell!" Dann that er einen leichten Schluck, schnalzte mit der Zunge, und goß das ganze Glas auf einmal in die Gurgel.

„Also was, also was, Ferdinand?"

„Also was? Den Holzmeister hatte ich erstochen. Der Margerl wegen, er wollte sie auch haben. Im Rinnwald — mit meinem Taschenmesser. In der Faschingsdienstagnacht. Von hinten in den Nacken hinein. Alles haben sie auf dem Papier gehabt und Zeugen dazu, und mein Leugnen hat nichts geholfen. Nicht zwei Tage lang hat die Verhandlung gedauert. Verurteilt bin ich worden — zum Tod durch den Strang." Das sagte er leise, fast feierlich. — „Na sehen Sie. Aber hängen haben sie mich doch nicht können, weil ich nichts gestanden hab'. Also halt lebendig ein-

gemauert. Auf hübsch lang. Ja ja, und einmal, wie der Kaiser die große Amnestie erlassen hat, sind sie links und rechts davongelaufen, meine Genossen. Mich haben sie festgehalten. Wer nicht gesteht, hat's geheißen, und nicht bußfertig ist, der verdient keinen Nachlaß. Also sitzen bleiben. Herr, das ist ein saurer Tag gewesen für mich, dieser Gnadentag. Zuerst schreckbar gewildet und alles verflucht, bis mir die Stimm' hat versagt. Nachher tot. Hab' mich fallen lassen. Sind's noch zehn Jahre, oder zwanzig, oder fünfzig — wie der will. Keine Jahre, keine Tage hab' ich mehr gezählt, mein Elend hab' ich nicht mehr gemessen mit anderer Leute Wohlleben. Abwechslung hat's ja doch gegeben: hab' ich gut geschlafen, so war's ein glücklicher Tag, und war ich gar krank und lag im Spital, da gab's Feste — das mögen Sie mir glauben, Herr. Und wie das so fortgeht und fortgeht, wirft mir der Kerkermeister auf einmal das Bündel vor die Füße: sollt' machen, daß ich weiterkomme! — Wieso? — Ja, die Zeit ist aus. — Herr, ich sag's, schier nicht glauben hab' ich's können! Ist denn so was möglich? daß auch zwanzig Jahre Kerker ein End' haben können? — Im Bündel meine alten Kleider. Na, die waren nicht schlecht schäbig! Nicht einmal betteln gehen in einem solchen Gewand, auf der Stell' packen sie dich wieder zusammen, und du sitzest!"

„Aber Eure Mühle!" warf ich ein, „was ist es denn mit Eurer Mühle?"

„Mühle? Mit der ist es nichts. Alte Schulden darauf. Vergantet worden. — Kritische Zeiten gewesen. Betteln verboten, stehlen nicht erlaubt. Das bissel

Kraft, so noch übrig geblieben, hätte ich gerne verkauft. Aber — Sie wissen ja, — alter Arrestant! Keine Arbeit! Der Keuchen-Ferdl! der mag aus dem letzten Loch pfeifen. Hat der Regenschori drüben in der Stiftskirche gesagt: Dagegen giebt's ein Mittel! Ob ich an der Orgel den Blasbalg treten wolle? Gut, sage ich, auf das viele Getretenwordensein will auch ich einmal treten. Hätten die Leute gewußt, daß zu dem schönen Orgelspiel der Atem vom Keuchen-Ferdl kommt, die wollten sich bedankt haben. Mir ist's gut gegangen, habe fürs Treten das schöne Gewand bekommen, das der Herr Regenschori abgelegt hat. Wie ein Graf hab' ich Ihnen ausgeschaut! Auch diese Zeit ist vorbei."

„Nun aber," ich rückte ihm traulich näher, „sagt mir doch einmal, lieber Alter, — der Mord, ist er Euch denn gar nie nachgegangen?"

„Mord? Welcher Mord?"

„Immer an die Straf' denkt Ihr. Und an das Verbrechen? Hat Euch denn Euer Gewissen gar nie beunruhigt?"

„Nicht einen Augenblick, Herr!"

„Nein, das nenne ich verstockt sein!"

„Ja, das glaub' ich, daß einem so was nachgehen müßt'!"

„Ihr habt doch den Holzmeister erstochen!"

„Fällt mir nicht ein. Ich hab' keinen Menschen erstochen, mein Lebtag nicht! Hab' ihnen's ja gesagt. Haben mir halt nichts geglaubt. Erst wie vor etlichen Jahren der Franz Schienbeiner, wissens, der was so ein Zwerg ist gewesen und so viel Karten gespielt hat — auf

den Tod ist gelegen, hat er's seinem Beichtvater gestanden, daß er mit dem Messer, das er vorher mir gestohlen, den Holzmeister umgebracht hat — Geldes wegen."

Jetzt muß ich aber arg in die Höhe geschnellt sein vom Schemel, denn der Alte springt auch erschrocken auf und was mir denn wäre.

„Jesus und Maria! Mensch! Du wirst doch nicht zwanzig Jahre lang unschuldig gesessen sein?"

„Was denn! Hab' ihnen's ja eh gesagt. Haben mir halt nichts geglaubt. Aber gute Leut' giebt's halt doch noch auf der Welt. Wie die Wahrheit aufgekommen ist, sind sie für mich sammeln gegangen und haben mir ein rundes Sachel auf die Hand gethan. Viel! Sicherlich hätt' ich noch was davon, wenn nicht die alten Nachbarn gekommen wären und ihr Geld, das ich ihnen noch von der Mühle her schuldig gewesen, zurückverlangt hätten."

„Und das Geld, das wegen des Justizirrtums für Euch gesammelt wurde, habt Ihr alten Gläubigern gegeben?"

„Aber natürlich. Ich bin ihnen ja schuldig gewesen."

— — „Lieber Mann, ich glaube, man muß Euch noch einmal einsperren. Denn zu der heutigen Menschheit, die außerhalb der Kerkermauern gefräßig und gewissenlos herumtrappelt, paßt Ihr wirklich nicht."

„Wenn Sie sich noch einen Augenblick gedulden wollen, geehrter Herr, morgen wird alles wieder für längere Zeit in Ordnung gebracht werden. — Ah! hat mir das Weinl geschmeckt!"

„So trinkt doch noch das Restchen aus!“

„Darf nicht, guter Herr, darf nicht. Muß morgen bei Kopf sein!“

Eine wunderliche Unterhaltung! Den haben sie sauber zugerichtet, dacht' ich beim Verlassen des Arrestes. — Am nächsten Tage war ich natürlich bei der Gerichtsverhandlung.

Da stand er und die Leibwache neben seiner. Der Richterstuhl war ein gewöhnlicher, grüngedeckter Tisch mit Kruzifix, Kerzen und einem Bezirksrichter. Er war weder mit Staatsanwalt, Verteidiger, noch mit Geschworenen ausgeschmückt, also nach der Auffassung des guten Alten, der schon Großartiges gesehen, etwas windig. Der Angeklagte stand in seinem schwarzen Anzug, mit der seidenen Halsbinde und dem weißen Haar schlicht und würdevoll da, wie ein alter Priester etwa, der sich beim Konsistorium wegen irgend welcher verkehrten kirchlichen Handlung zu verantworten hat.

„Also, Ferdinand Seimer,“ begann der Richter, als er sich in seinem Lehnstuhl zurechtgerückt und das Protokoll vorgenommen hatte. „Sie sind zweiundsiebzig Jahre alt, katholisch, ledig, vorbestraft, vacierend. Ist das alles richtig?“

„Zu dienen.“

„Wodurch bringen Sie sich fort?“

Der Alte schob die spitzen Achseln empor. „Mein Gott, mit Sitzen“.

„Sie waren eine Zeitlang in der Stiftskirche Blasebalgtreter. Warum haben Sie diesen Beruf aufgegeben?“

„Herr Richter, mein schwacher Kopf. Jungheit, da geht's, das Auf- und Niederhupfen an den Tretbalken, wie ein Kanarienvogel auf den Sprosseln. Aber wenn man halt mit der Zeit kopfschwach wird — der Schwindel! Der Herr Regenschori wird's selber sagen, wie ich vorig Ostern beim Treten auf einmal hingeflogen bin an den Orgelkasten, daß alles 'kracht hat. Seither laßt er mich nicht mehr dran."

„Gut, gut." Der Richter blätterte in Papieren. „Ferdinand Seimer, es wird Ihnen zur Last gelegt, daß Sie vor der Stiftskirche gebettelt haben."

„Ich bitt', gebettelt hab' ich nicht. Hab' den Leuten nur die Kirchthür aufgemacht, daß man doch nicht ganz umsonst auf der Welt ist."

„Aber der Zeuge sagt aus, daß Sie Almosen genommen haben."

Der Angeklagte kniete nieder auf beide Knie, faltete die Hände zusammen: „Herr Richter, ich bitt', noch mein letzt' Eichtl Zeit möcht' ich in der Tageslichten herumgehen. Ich bitt' Ihnen, schenken Sie mir die Straf'!"

„Bis jetzt haben Sie ja noch gar keine Strafe. Gedulden Sie sich doch bis zur Urteilsverkündung. Stehen Sie auf."

Dann wurde der Wachmann vorgerufen, der den Alten wegen Bettelns an der Kirchenthür festgenommen hatte. Diesen fragte der Richter: „Also, Zeuge, wie ging das eigentlich zu?"

Der Wachmann stand stramm aufrecht, legte die Hand an die Schläfe und hielt seinen Rapport: „Der

Mensch ist vor dem Eingang gestanden, hat den Leuten die Thür aufgemacht und allemal die Mütze vom Kopf gezogen. Es ist mir auch vorgekommen, als wenn er die Hand offen hingehalten hätt'."

„Ist das wahr, Angeklagter?"

„Aber ich bitt', die Faust kann ich doch den Leuten nicht zeigen. Hat mir ja kein Mensch nichts gethan."

„Haben Sie gehört, Zeuge, daß er die Leute angebettelt hat?"

„Just gehört hab' ich das nicht, aber weil er gar so unterthänig gethan hat, und das Mützenabnehmen und die offene Hand, und halt gar so freundlich beim Thüraufmachen. Wegen was denn sonst, als daß er Geld sollt' kriegen!"

„Nun, Angeklagter, und haben Sie Geld bekommen?"

Der Alte trat einen Schritt vor und gestand mit leiser Stimme: „Ein bissel wohl, immereinmal." Ganz rot war sein Gesicht geworden.

„Und haben Sie es nicht zurückgewiesen?"

„Das hätt' ich mir nicht getraut, Herr Richter. Beleidigen hab' ich sie nicht wollen. Wenn sie vor dem Gotteshaus einem armen Menschen schon was schenken wollen, hab' ich mir gedacht. Ich möcht' ihnen auf dem Weg zum Himmel kein Hindernis sein." —

Dann trat Schweigen ein. Das schwere Schweigen vor dem Urteilsspruche. Ich war im Auditorium der einzige Zuschauer, aber mir pochte das Herz für zehn. Wird der alte Mann wieder in sein Halbdunkel abgeführt werden? Oder wird er den Rest seines ihm zu

Schanden prozessierten Lebens in der „Tageslichten" verbringen dürfen? Findet er es nicht selbst ganz in Ordnung, daß er wieder sitzen wird? Der elementare Aufschrei seines gedrückten Herzens: „Ich bitt', schenkens mir die Strafe! Ich möchte, ehe das dunkle Grab kommt, noch ein wenig im Lichte sein!" Aber, er schämte sich nun fast dieses vorwitzigen Wunsches. Ist es nicht leichtsinnig, mit so hochtrabenden Gelüsten eine sichere Altersversorgung zu verscherzen?

Der Richter stand auf, erhob seine Stimme und sprach: „Im Namen Seiner Majestät. Der Ferdinand Seimer ist von der Anklage, an der Thür der Stiftskirche gebettelt zu haben, freigesprochen. — Ferdinand Seimer, Sie können nach Hause gehen."

Da blickte der Alte mit einer komischen Verblüffung um sich: — „Nach Hause?"

Der schlaue Bürgermeister

Warum gerade beim Birnbaumwirt? Hatten sie doch ihre Gemeindestube, wo sie tagen und sitzen konnten nach Herzenslust und wo der Gemeindediener und der Beamte alles in bester Ordnung hielt. In den alten Ledersesseln beriet es sich doch bequemer, als auf den Holzbänken der Hinterstube beim Birnbaumwirt. Der Bürgermeister ist ja doch sonst kein Wirtshaussitzer. Aber diesmal hatte er die sechs Räte gerade beim Birnbaumwirt um sich versammelt.

„Sind unser alle, so können wir anfangen."

„Der Gemeindebeamte fehlt noch, der faule Zach!"

„Der Gemeindebeamte kommt nicht," sagte der Bürgermeister, „und den brauchen wir auch nicht. Wir wollen unter uns sein. Hansel-Höfer, sei so gut, mach' die Thür zu und dreh den Schlüssel um."

„Was hat er denn heut'?" fragte der Zugnagel und schaute die Ratsgenossen an, einen nach dem andern.

„So, Männer," sagte der Bürgermeister und wendete noch einen Blick auf die Fenster, ob sie wohl auch gut zugemacht seien und nicht irgendwo ein unberufenes

Ohr hervorstehe. „So, wenn wir allein sind und alle beisammen, nachher kann ich reden. Männer, ich habe euch eine wichtige Mitteilung zu machen.“

„Oh!“ sagte der Zugnagel.

„Oho!“ sagte der Hansel-Höfer.

Der Bürgermeister dämpfte seine Stimme: „Meine Herren! In der Gemeindekasse fehlt Geld!“

„Wär' nit schlecht!“ sagte der Rothbrand leise und schaute um sich.

Der Bürgermeister stützte seine Ellbogen auf den Tisch, neigte sich weit über denselben hin und wiederholte fast zischend: „In der Gemeindekasse ist ein Abgang von achthundert Gulden.“

Sie waren sprachlos, der Scherer-Lodl hieb die Faust auf den Tisch. Jetzt verstanden sie, weshalb diese Sitzung nicht in der Gemeindestube war.

„Wer hat's?“ fragte der Zugnagel. Einen scharfen, nahezu beleidigenden Rundblick machte er.

„Haben wird's der Beamte,“ sagte der Bürgermeister. „Sonst kann außer meiner niemand in die Kasse.“

„Freilich, freilich,“ sprach der Rothbrand gelassen, „alsdann hat's der Gemeindebeamte oder der Bürgermeister.“

Der Bürgermeister würdigte diese Bemerkung keiner Antwort. Der Hansel-Höfer sagte hingegen: „Rothbrand, laß dich eingraben mit deinem dummen Witz.“

„Einen Verdacht hab' ich schon lang' gehabt. Der Mensch spielt,“ sagte der Bürgermeister.

„Auf der Stell' anzeigen!" verlangte der Scherer. „Auf der Stell' um die Gendarmen telegraphieren! Der schlechte Lump! So ein Lump da! Dem doppeln wir fünf Jahr' Arrest hinauf!"

„Ja, ja, fünf Jahr' Arrest!" sagte der Bürgermeister brummend. „Was haben wir, wenn er sitzt."

Der Scherer war ein Mann der Gerechtigkeit. Ein großer Vertilger war er und lebte davon. Er vertilgte auf Feldern und Wiesen die Scheren (Maulwürfe), er vertilgte die Feldmäuse, die Maikäfer, die Ratten, die Wanzen, auch die verdächtigen Hunde und die gichtischen Pferde. Jeder, der etwas zu vertilgen hatte, rief den Scherer, er war so beinahe der Scharfrichter von Knollbach. Es war noch zu verwundern, daß er nur vom Arrest sprach, nicht gleich vom Galgen. Sofort wollte er jetzt aufs Telegraphenamt, der Bürgermeister mußte ihn gewaltsam am Rockschößel festhalten.

„Geh, laß mich, alter — jetzt hätt' ich bald etwas gesagt, wenn du nicht der Bürgermeister wärest," knurrte er. „Wer stiehlt, der wird eingenäht! Auf der Stell'! Wir wollen Strafe!"

„Strafe?" fragte der Bürgermeister betroffen, „na, Scherer-Lodl, Strafe? Das kann uns gleich sein. Wir wollen unser Geld."

„Ein grundverdorbenes Gesindel seid ihr!" rief der Scherer. „Anstatt Gerechtigkeit Geld. Pfui. Die Schaben sollen euch fressen."

Der Bürgermeister von Knollbach ist ein kluger Mann, und so einer braucht sich nicht zu erhitzen, er richtet auch mit ruhiger Rede was aus.

„Du Scherer,“ sagte er daher überaus ruhig, „hast du noch nie darüber nachgedacht? Einen, der eine Schlechtigkeit oder eine Dummheit gemacht hat, gleich einsperren, das ist das Allerverkehrteste. Im Arrest, da kann er gerade am allerwenigsten was gutmachen. Wer stiehlt, der muß zurückgeben, das ist das Wichtigste, und wer ihn daran hindert, der macht sich selber mitschuldig. Verstehst?“

„Wenn ich den Dieb einsperr', so bin ich mitschuldig?“

„Denk' wohl! Weil der Bestohlene seine Sach' am allerwenigsten kriegt, wenn der Dieb sitzt und nichts thun kann. — Manner, ich glaube, wir machen's anders. Wenn wir etliche Wochen Zeit lassen, so verhoff' ich, daß wir wieder zu unserem Geld kommen.“

„Und ich fange ihn doch ab, den Spitzbuben!“ rief der erregte Scherer.

„Lodl, sei du ganz ruhig. Du magst deine Scheren und Marder einfangen, den Gemeindeschreiber und Kassenwart aber laß' uns in Ruh' — ich muß schon bitten.“

Der Scherer sagte nichts mehr, ging nur bis zum Stubenwinkel, rang dort die Hände und klatschte sie auf seine Glatze nieder. — Wohin mit der Welt, wenn die Stehler und Hehler frei herumlaufen!

Der löbliche Gemeinderat von Knollbach hat hernach beraten, und endlich sind sie aus der Hinterstube des Birnbaumwirtes hervorgegangen, so gelassen und gleichmütig, als ob nichts gewesen wäre. Selbst der Scherer. Wenn er innerhalb des Rates auch der scharfe

Oppositionsmann ist, nach außen hin hält er's so fest zum Rat, wie der Reifen zum Faß.

Eine Stunde später kam der Bürgermeister in die Gemeindestube, wo der Schreiber emsig kritzelte und für den Eintretenden nur einen flüchtigen Gruß hatte.

„Wie geht's, wie geht's, Herr Sekretär!" fragte der Bürgermeister leutselig. „Ist viel Arbeit da?"

„Nicht zu klagen, Herr Bürgermeister. An Arbeitslosigkeit verrosten wir nicht."

„Muß sein. Muß halt sein. Haben Sie den Grundbuchauszug vom Bezirksgericht zufällig bei der Hand?"

„Da haben wir ihn!" sagte der Beamte und legte ein schweres Bündel Schriften auf den Tisch.

„Gut, gut. Alles in Ordnung," sagte der Bürgermeister. „Ordnung ist die Hauptsache im Amt. Haben Sie was dagegen, Herr Sekretär, wenn wir Ihnen von Neujahr ab in Ihrem Gehalt eine kleine Zulage bewilligen?"

„Ich kann's brauchen, Herr Bürgermeister," antwortete der Beamte in seiner natürlichen Schlichtheit.

„Das sind die Raiffeisen-Scheine, nicht wahr? Die können zugestellt werden, wenn der Diener Zeit hat. Sonst nichts Neues? Na, dann grüß Gott, derweil. Übermorgen ist Sitzung."

„Weiß es, Herr Bürgermeister."

„Ja richtig, was ich noch sagen wollte, Herr Wieselböck. Vor der nächsten Gemeinderatswahl — Sie wissen ja. Nur des Brauches wegen — Kassenschau."

„Ja — — ja," sagte der Beamte, legte sehr emsig die Kanzleibogen übereinander und hustete.

„Da schauen Sie halt, daß nicht zu viel Kleingeld vorhanden ist, der Einfachheit wegen, umso mehr großes, nicht wahr? Die Pfandbriefe sind ja auch in Ordnung."

„Ganz wohl, Herr Bürgermeister."

Aber Herrn Wieselböcks Antlitz war nicht mehr zu sehen. Es gab plötzlich so viel Arbeit auf dem Tisch, in dem Laden, er hatte kaum Zeit, guten Abend zu sagen, als der Bürgermeister davonging.

Und als er davon war, richtete der magere Herr Wieselböck sich starr auf, sein Gesicht war schmal und fahl, seine Augen strebten hervor, sein dünnes Blondhaar sträubte sich.

„Jetzt ist der Teufel los!" sagte er heiser. Dann stürzte er zur Lade, erraffte die Schlüssel, sprang an die Thüre, um sie zu schließen, an die Kasse, um sie zu öffnen. Riß die Mappen heraus und zählte die Scheine, diese noch vorhandenen waren alle vinkuliert. Er zählte sie zweimal, als ob sie durch doppeltes Zählen sich verdoppeln könnten — aber der Teufel blieb los.

Davongehen? Wohin jetzt zu Beginn des Winters? Wohin ohne Geld, ohne Zeugnis? — Selbstmord? Nein, so tragisch will er's nicht nehmen. Sechs Wochen hat's ja Zeit. Die Gemeinderatswahl ist doch erst um Weihnachten angesetzt. Mittlerweile kann viel geschehen. Es kann eine Feuersbrunst geben, es kann eine Überschwemmung geben. Ist ja der Himmel voll von unerhörten Zufällen — einer wird doch herabfallen! Vielleicht ist's nur ein Spuk, ein dummer Traum, daß wir Gemeindegeld angegriffen und verspielt haben. Man träumt ja manchmal so dumm. Und schließlich und

endlich — der Mensch hat gute Bekannte, Freunde. Verzagt sein, lächerlich! Hundert Auswege giebt's. Die Lage ist anregend, nichts weiter. Angenehm aufregend, spannend — wie ein Spiel. Du spielst ja doch so gern. Ein sechs Wochen langes Spiel um Geld, um Ehre, um Freiheit, was willst denn mehr! — Die beiden Arme schlang er lustig aus. Jetzt ist's doch wieder einmal der Mühe wert, daß man lebt!

Und in den nächsten Tagen begegnen wir dem Gemeindebeamten beim verwegenen Spiele.

Aber nicht beim Kartenspiel. „Das mag ich nicht mehr!" sagte er zu seinem Kameraden, dem Sattler Franz. „Immer kann der Mensch nicht leichtsinnig bleiben. Er muß auch einmal an die Gründung einer Existenz denken, an einen eigenen Haushalt. So eine Gemeindeschreiberstelle, weißt du, ist immer etwas Unsicheres. Was hilft mir das Vertrauen, das ich genieße, wenn das Gehalt so miserabel ist! Nicht einmal ein Vertrag. Wenn die neuen Herren Rappelköpfe sind, so kann ich jede Stunde entlassen werden. Das paßt mir nicht. In Schlägelau ist eine Bezirksbeamtenstelle ausgeschrieben, mit Pension. Äußerst vorteilhaft. Aber Kaution wird verlangt. Gott, wenn mir ein guter Freund jetzt tausend Gulden borgen wollte! Oder wenigstens achthundert. Ein gemachter Mann wäre ich und in drei Jahren alles zurückbezahlt."

„Ja, Freund, da kann ich nicht helfen."

„Erinnerst du dich noch, Kamerad, wie wir vor zwei Jahren dem frommen Viehhändler das Wort Teufel haben aussprechen gelehrt? Mit den gekratzten Karten?"

Nein, tausend Gulden konnte der Sattler Franz nicht. Achthundert auch nicht.

„Aber fünfzig Gulden, höchstens hundert, wenn dir damit gedient wäre!“

„Mein Gott, Franz, mein Lebtag lang wollt' ich dir's gedenken. Bleib' mir stehen auf hundert. Vielleicht finde ich sonst noch gute Leute.“

An einem der nächsten Tage machte der Gemeindebeamte wieder einmal einen Besuch bei Frau Ida Wolfsmilch. Die war gerade nicht schön, aber gut. Besser als ihr Name. Sie war die Witwe eines Rentiers, der vor einigen Jahren Knollbach als Sommerfrische gewählt hatte, aus Neigung zu dem schönen Ort dort geblieben war und aus Anhänglichkeit für ihn sich dort begraben ließ. Dieser Frau Wolfsmilch entwickelte Herr Wieselböck einen Plan. Er gedenke sich zu verheiraten. Weil er selber schon in den Dreißigen sei, so wolle er kein junges Schlamperl nehmen, sondern sich mit einer etwas gesetzteren Dame, und selbst wenn es eine junge Witwe wäre, verehelichen. Doch das Los eines prekären Gemeindebeamten zu teilen, das könne er seiner Erwählten nicht zumuten, niemals! Und da denke er nun daran, in Spindelgrub ein Haus zu kaufen. Es sei dort eins auf der Gant, mit Ökonomie und Wirtsrecht. Er besitze ein kleines Vermögen und bis zehntausend ginge er mit. Doch müsse er für alle Fälle noch irgendwo etliche hundert Gulden auftreiben, um das Gut sofort auszahlen zu können.

Frau Ida Wolfsmilch war gerührt, daß ein Mann, der das Vertrauen der Gemeinde besaß, ihr so herzens-

freimütig entgegenkam. Sie schoß ihm fünfhundert Gulden vor. Anstatt des Schuldscheines begnügte sie sich mit einem Eheversprechen unter dem Gesichtspunkte: Mein' Sach' dein Sach'.

Als aber dieses Geschäft abgeschlossen war, blieb Herr Wieselböck noch im Zimmer stehen, und er habe halt noch etwas auf dem Herzen. Falls er heut' oder morgen abberufen würde — er fühle sich zwar durch und durch gesund, wie eine Gemse. Doch das Leben des Menschen stehe in Gottes Hand — könne er den Gedanken nicht ertragen, eine mittellose Frau zurückzulassen. Ein Haus ohne etwas Kleingeld sei eine Last. Deshalb wolle er für die liebe Frau sein Leben versichern lassen, dazu bedürfe er freilich noch ein paar hundert Gulden, die ihn und sie aber gänzlich sorglos machen und unter Umständen sich hundertfach lohnen würden.

Frau Ida Wolfsmilch ging noch einmal an ihr eisernes Kästchen, nahm dreihundert Gulden heraus und glaubte, mit diesem Assecuranzbetrag sich des Mannes, der gesund wie eine Gemse war, völlig zu versichern.

Wieselböck wunderte sich nicht wenig, daß es auf einmal so leicht gehe, Geld aufzutreiben. Man mußte das eben beim richtigen Hefte anfassen. Jetzt hatte er mehr, als zur Deckung des Kasseabganges nötig war. Oder — sollte er nicht durchbrennen? Der Sattler Franz wird es ihm bitter verargen, wenn die vorgeschützte Bezirksbeamtenstelle in Schlägelau nicht vorhanden ist, und Frau Ida wird ungehalten darüber sein, wenn sie erfährt, daß das Haus in Spindelgrub ein Luftschloß ist. Um solchen Verdrießlichkeiten aus-

zuweichen, wäre doch vielleicht eine größere Reise vorzuziehen. Allein mit den etlichen hundert Gulden springt man nicht weit. Unter zwanzig, dreißigtausend in der Tasche fragt selten einer an, was drüben die neue Welt kostet. Zudem hat der Bürgermeister ihm von Neujahr ab eine Aufbesserung zugesagt. Die Verläßlichkeit seines Charakters wird ja neu erhärtet, wenn man die Kassa in bester Ordnung findet. Wenn bis dahin die Bezirksbeamtenstelle in Schlägelau von anderwärts besetzt ist, wenn das Haus in Spindelgrub mittlerweile in feste Hände übergegangen ist, wer kann dafür? Ein gewissenhafter Beamter läuft auch nicht in erster Stunde davon, wenn anderswo Günstigeres winkt. Das Verhältnis zu Frau Ida und ihrem Eisenkästchen wird kaum viel darunter leiden.

Wieselböck denkt, daß er bleiben wird. Fest und treu auf seinem Posten. —

Als denn die sechs Wochen ihrem Ende nahten, wurde der Bürgermeister neuerdings liebenswürdig. Er that, als ob er sich um die Kasse gar nicht kümmere, hatte aber doch nächtlicherweile Nachschau gehalten, ob die fehlenden achthundert Gulden schon da wären. Sie waren nicht da. Nur die vinkulierten Papiere fanden sich — sonst nichts.

Aber das Geld mußte kommen.

„Nein," sagte er laut lachend, „der Sparkassekassier zu Spindelgrub — an dem seiner Stell' möchte ich jetzt nicht sein. Wissen Sie, Herr Wieselböck, was dem passiert ist? Von zwei Spitzhauben ist er gestern in den Kotter geschleift worden. Vom Strick hatten sie ihn ge-

schnitten noch zur richtigen Minute. In der Kasse fehlt Geld. Seine sechs Jahre kriegt er mindestens und ist ihm die ganze Zukunft verschandelt. So ein Leichtsinn! Als ob einer — wenn er sich schon so dumm vergessen hat — nicht unter der Hand Geld schaffen könnte! Gar so viel ist's ja nicht. Alles laßt sich ordnen, ohne daß es wer zu erfahren braucht. Aber wenn einer so bockbeinig in sein Unglück rennt, da ist nicht zu helfen. Na, ich sag's! Froh soll jeder sein, der verläßliche Leut' um sich hat!"

Wieselböck hatte zu dieser Erzählung nichts gesagt, es gab wieder so viele Arbeit mit den Papieren.

„Richtig, Herr Wieselböck, in vierzehn Tagen ist Gemeinderatswahl. Sind auch die üblichen Förmlichkeiten damit verbunden — na, Sie wissen ja alles."

„Ganz wohl, Herr Bürgermeister."

Und an einem grauen Nebelmorgen im Dezember. Die Herren Gemeindeväter kamen in langen Mänteln und wulstigen Pelzen die Gassen heran.

„Heut' werden wir was erleben," sagte der Scherer-Lodl zum Rothbrand. „Der Bürgermeister wird einmal Augen machen. Ich habe die kaiserkönigliche Gendarmerie verständigt."

„Ich glaub' nicht, daß es so schlimm wird. Ich vertraue unserem Bürgermeister."

„Ich traue niemandem."

„Hörst du, Lodl, das ist grob! Aber dir muß man verzeihen. Wer alleweil nur mit so Bestien und Mistviehern zu thun hat, wie du, der kann sich gar nichts Gutes mehr vorstellen."

„Mit euch nehm' ich's in dieser Sach' just noch auf,

mein Lieber! Ihr seid Pfennigfuchser. Anstatt nach Gerechtigkeit geht ihr nach Geld. Anstatt daß ihr den Dieb gleich festgenommen hättet, wartet ihr zu, bis er noch mehr stiehlt, bis er die ganze Gemeinde ausraubt. Saubere Ratsherren das — ich küß' die Hand!"

Durch eine andere Gasse trabten würdigen Schrittes der Hansel-Höfer und der Zugnagel.

„Wenn der Vogel kein Gimpel ist, so finden wir den Käfig leer," sagte der eine. „Dem Bürgermeister möcht' ich's gunnen. Höchste Zeit, daß Änderung gemacht wird."

„Ich bin neugierig," gab der andere bei. „Davon ist er nicht, weil ich ihn vor einer Stunde noch aus dem Friseurladen gehen sah. Frisch rasiert."

„Frisch rasiert?"

„Rasiert und ein breit angelachtes Gesicht. Defraudanten hab' ich mir anders vorgestellt."

„Meinst du nicht, daß er gerade in der Abreise begriffen sein konnte?"

„Er grüßt vom Fenster herab."

Herr Wieselböck hatte von der Gemeindestube herab die ankommenden Räte artig mit einem Kopfnicken geehrt.

Wenige Minuten später hatte die Sitzung begonnen. Erster Gegenstand war der Herr Pfarrer, der vom Pfarrhof bis zur Kirche um einen Holzsteg ansuchte. Er wurde durchgepeitscht. Zweite Sache, das Gesuch der Birnbaumwirtin um die Erlaubnis, am Gemeindebach ihre Wäsche schwemmen zu dürfen. Sie wurde durchgepeitscht. Ohne Debatte rasch bewilligt, so daß Herr Wieselböck kaum mit seiner Feder nachkommen

konnte. Dann eine Eingabe des Kirchenbäckers mit der Beschwerde, daß am Sonntag die Bauern so wenig Respekt vor seiner Hausecke hätten, und es möchte sich der Gemeinderat dreinlegen.

„Alter G'spaß. Nix da!" rief der Zugnagel drein, „wir können nicht an jeder Hausecke einen Wachter aufstellen?"

„Zurückgewiesen."

— „Haben Sie fertig geschrieben, Herr Wieselböck?" fragte der Bürgermeister. „Dann seien Sie so gut und bringen uns einmal den Kasseschlüssel."

Der Sekretär löste von seiner Uhrkette ein Schlüsselchen, sperrte eine Lade auf, nahm den Schlüsselbund heraus und überreichte ihn dem Bürgermeister mit einer so gleichgiltigen Gelassenheit, als wäre es die Streusandbüchse.

Der Rothbrand war schweratmig, aber jetzt, als sie zur Kasse traten, die der Bürgermeister unten und oben aufschloß, hörte man nicht das leiseste Schnaufen. Der Scherer faßte den Sekretär ins Auge, der sich in der Nähe des Ausganges zu schaffen machte.

„Was machen Sie dort an der Thür!" herrschte er ihm zu. „Sie haben an der Kasse zu sein!"

„Ich bitte!" sagte Herr Wieselböck, da stand er auch schon am eisernen Kasten und legte die Hand ganz militärisch an die Stirn.

Der Kasten ging auf, bedachtsam hob der Bürgermeister Pakete heraus und legte sie vor den Augen des Rates auf den Tisch. Gemeindeurkunden, Katastralmappen, vinkulierte Wertpapiere, Sparkassebücher,

Pfandbriefe. Eine hölzerne Schale mit Silber- und Goldmünzen. Eine Ledertasche mit Banknoten. — Die Männer zählten alles nach und verglichen mit dem Inventar und den Rechnungen.

„Es stimmt nicht!“ rief der Scherer plötzlich mit kreischender Stimme.

„Aber, es stimmt ja ganz genau,“ sagte der Bürgermeister. „Ich bitte, doch ruhig zu sichten, es fehlt nicht eine Nummer, nicht ein Knopf. Es ist alles in Ordnung.“

Sie guckten, sie zählten, sie verglichen, sie legten endlich die Sachen zusammen auf einen Stoß und sagten:

„Es ist alles in Ordnung.“

Der Scherer hieb sich die Hand auf seinen ledernen Oberschenkel, daß es klatschte. Sagte aber kein Wort mehr.

Als die Schätze wieder geborgen waren in der Kasse, setzten sie sich der Reihe nach an den Tisch und unterzeichneten den richtigen Befund. Dann nahm der Bürgermeister eine feierliche Miene an.

„Meine Herren,“ sagte er, „ich glaube, wir sprechen unserem Sekretär und Kassenwart, Herrn Wieselböck, Dank und Absolution aus.“

Keiner redete dawider.

„Dem Sekretär und Kassenwart Herrn Wieselböck wird für die Mühewaltung im verflossenen Geschäftsjahre Dank und Absolution ausgesprochen.“

„Danke, meine Herren. Werde mich auch in Zukunft befleißigen —“

„Hat einer der Herren sonst etwas vorzubringen?“ fragte der Bürgermeister, in die Runde blickend. „Wenn das nicht der Fall ist, so erkläre ich die Sitzung für geschlossen.“

Als sie wieder ihre Mäntel und Pelze anzogen, wartete der Sekretär, um dem Bürgermeister bei dem seinen zu helfen.

„Danke, lieber Wieselböck, ich ziehe noch nicht an. Ich habe hernach in der Kanzlei noch eine Kleinigkeit zu ordnen. Seien Sie so gut.“

Den Räten aber nickte er ausdrucksvoll zu: Wir haben unser Geld wieder!

Vor dem Gemeindehause standen zwei Gendarmen.

„Was macht's denn da? Wir brauchen euch nicht!“ knurrte ihnen der Scherer zu und ging eilig gaßab in Begleitung des kleinen Leilasser-Buben; der Leilasser-Vater hatte schön bitten lassen — sie wüßten sich vor lauter Ungeziefer nicht mehr zu helfen.

Der Bürgermeister war in die Kanzlei gegangen, hatte hinter sich langsam die Thür zugelehnt und war zum Tisch getreten, wo der Sekretär auf seinem Sockel saß und jetzt fragend die treuen Augen erhob — was noch sei.

„Wieselböck,“ sagte der Bürgermeister und schaute ihn ruhig an, „Sie sind entlassen. Sie können gleich gehen. Sie wissen warum.“

— Warum, das wußte er freilich, aber wohin, das wußte er nicht. Ich weiß es auch nicht.

Das Ehehindernis.

Die Dorfkaufleute schelten sich bei guter Laune selbst gerne „Krämer". Das vertragen sie ganz gut. Wenn sie aber gelegentlich ein anderer so nennt, das vertragen sie nicht. Und sie haben recht. Sie zahlen Steuer als Kaufmann und gehören auch wohl zur Handelskammer. Also — wenn sie sich selber „Krämer" nennen, so ist das Bescheidenheit, und wenn sie andere so nennen, so ist das Unverschämtheit. Manche von ihnen reisen jährlich mehrmals in die Stadt, um Großeinkäufe zu machen. Hier nehmen sie einen Sack Reis, dort ein Kistel Zibeben, da ein Fäßlein Kaffee, hier drei Zuckerhüte, dort eine ganze Schachtel mit Zwirn und Bändern, da etliche Buch Kanzleipapier u. s. w. Jawohl! Da sind sie ganz Großkaufmann, dieweilen sie sich daheim natürlich als „Gemischte Warenhandlung" auf den Kleinverschleiß verlegen müssen. Aber das macht nichts. So hatten sie alle angefangen, auch jene Handelsherren, die später in Großstädten ihre riesigen Warenhäuser, in den Häfen ihre Docks und auf den Meeren ihre Schiffe haben.

Der Gustel von Oberbach will's ja auch noch so weit bringen, das heißt, er selber ist mit der Krämerei zu Oberbach vollauf zufrieden, aber sein Sohn einmal, wenn er Glück hat —! Der Gustel sitzt mit seinem Oberbach in einem Landwinkel, in welchen bisher noch keine Eisenbahn hingefunden hat, so sehr sie auch im Lande umherkriecht durch Berg und Thal, um womöglich alle schönen Ortschaften an ihre Schnur zu fassen. Oberbach duckt sich hinten oben zwischen den Bergen und meint ganz leise, es wäre vorteilhafter, wenn Oberbach auf die Eisenbahn pfeife, als umgekehrt. Und so ist der Gustel noch einer von denen, die mit ihrer Kraxe über Berg und Thal gehen, um in der Stadt die Großeinkäufe zu machen. Dort wußte er gute Quellen. Im Denken und Reden war er sonst etwas schwerfällig und nicht der Geschickteste, aber was das Geschäft betraf, da stellte er seinen Mann, und sein Handel breitete sich aus über unterschiedliche „Branschen".

So pflegte er auch die Bransch der Sämereien. In einer Vorstadt war ein Gärtner — der, wenn man auf dem Schloßberge stand — ganz gewaltig hereinfunkelte. Das heißt, der Gärtner selber funkelte nicht, auch die Augen seines Töchterleins konnte man ganz so weit nicht funkeln sehen, aber die Glashäuser funkelten, in denen der Gärtner seine Tropenwelt hatte. Also dort fand sich der Gustel öfter ein mit seiner Kraxe, um Samen zu kaufen für die fruchtbare Gartenerde zu Oberbach. Und wenn der Gärtner manchmal nicht zu wege war, so ging er mit der Mitze so zwischen den Beeten hin, bewunderte die üppigen Kohlköpfe und die

leuchtenden Theerosen und die Kakteen hinter den Glaswänden und die —. Es kann nicht mehr länger verschwiegen werden, daß der Gustel ein hübscher junger Mann war und daß die Mitze bisweilen eine rote Nelke pflückte, um sie ihm ins Knopfloch zu stecken. Sehen Sie, liebe Leserin, und auch diese Nelken bewunderte er. Und wenn er Salatsamen, Kleesamen, Rübsamen gekauft hatte, gab ihm die Mitze als Draufgabe noch ein volles Dütchen mit, da war der „Allerlei-Blümel-Samen“ drin. Er möchte ihn nur einmal säen in seinem Garten zu Oberbach, dann würde er schon sehen, was da hervorkäme!

Und hernach im Frühsommer, als alles im wilden Prangen war im Gebirge, was kam hervor aus dem Samen, den der Gustel in einer Ecke seines kleinen Hausgartens eingehegt hatte? Lauter blaue Vergißmeinnichte und brennend rote Herzlieberln! — Na, das hat den Gustel nicht schlecht nachdenklich gemacht. Da könnte man ja ein Geschäft machen. Die Nachbarinnen werden gewiß auch gern solche Gartenzier haben mögen, da will er doch nächstens auch Allerlei-Blümel-Samen einkaufen. — Und als er dann wieder in der Stadt war und wieder in der funkelnden Gärtnerei, da kam ihm die Mitze noch viel liebenswürdiger entgegen und fragte, was denn aus ihrem Samen gewachsen wäre? — Ob die Mitze hübsch war? Ich bitte Sie! Ein Gärtnerstöchterlein, das immer mit Blumen und Rosen zu thun hat, und nicht hübsch sein! Die beiden gingen Arm in Arm und saßen in der Laube, und der Gustel fragte sie, was sie meine, ob nicht das Wetter umschlagen

würde. Seine Meinung wäre, daß es regnen solle, auf der Straße habe es schon einen abscheulichen Staub.

Ob es in Oberbach auch staubig wäre?

Es wäre auch in Oberbach staubig.

Sie gedenke einmal nach Oberbach zu kommen, um zu sehen, wie er lebe.

Das wäre schön. In Oberbach gebe es aber dies Jahr sehr viele Weißlinge. Dann im Herbste die Raupen. Vor drei Jahren hätten die Raupen ihm fast den ganzen Kohl gefressen.

Sie wollte ihm schon auf den Garten schauen.

„Ja, man glaube nicht, was selbst ein Kohlgarten für Arbeit brauche.

So eine eigene Wirtschaft zu haben, das wäre ihre größte Freude.

Sie mache schon auch Sorgen. Wenn's halt wieder einmal regnen thäte. —

Weiter kamen sie nicht.

Im drauffolgendem Herbste erhielt der Gustel in Oberbach einen Korb Pfirsiche „von einer guten Freundin," wie es auf beiliegendem Zettel hieß. Zu Neujahr kam ein Brief, in welchem sich ein nacktes Kindlein befand. Das Christkind konnte mit diesem Bild kaum gemeint sein, weil das Kindlein einen Bogen und einen Pfeil hatte. Der Gustel wußte nicht recht was er sich davon denken sollte, versteckte aber den Brief, daß ihn niemand sehen konnte.

Im selbigen Nachwinter kam der Gustel wieder einmal in die Stadt. Der Geschäftsfreund, bei dem er Zwirn, Bänder und rote Strickwolle einkaufte, hieß

ihn niedersitzen, und dieweilen er ihm für den Korb das Paket zusammen machte, legte er gelinde die Frage hin: „Brauchen Sie heuer nicht wieder Gartensamen?"

„Wird eh sein, daß ich wieder einen brauche," antwortete der Gustel.

„Ich glaube —" sagte der Kaufmann, dann hielt er ein und guckte den Landkrämer schalkhaft an. „Mich däucht, Sie werden ohnehin schon wieder erwartet draußen in der Gärtnerei."

„So! Hat er heuer besonders guten Samen?"

„Ich denk' schon. — Gut ist's, da haben Sie Ihre Sachen." Damit warf er das Paket in den Korb und setzte sich zu seinem Kunden, zu dem mittlerweile auch eine Flasche Wein gekommen war. Er schenkte zwei Gläser voll.

„Leben sollen's, Herr Gustel!"

„Ebensoviel!"

Sie stießen an und tranken.

„Ah, der Wein ist aber gut," sagte der Gustel.

„Wollten Sie mich nicht einmal mitgehen lassen hinaus zum Gärtner?"

„Warum denn nicht," sagte der Gustel. „Der Weg ist breit genug für allzwei."

„Vielleicht könnt' ich mir einen Pelz verdienen. Wär' mir nicht zuwider, jetzt im Winter."

„Einen Pelz kann man recht gut vertragen," antwortete der Gustel.

„Herr Gustel," sagte der Kaufmann und legte ihm die Hand recht freundlich auf die Achsel: „Vor mir brauchen Sie sich nicht zu verstellen. Ich weiß ja so

schon von der Sache. Ich sage Ihnen das eine, Sie haben bloß zuzugreifen."

„Ich? Wo?"

„Das Mädel gefällt Ihnen doch!"

„Die Mitze. Ein liebes Mädel ist's, ich sag's gleich, wie ich's mir denke."

„Also machen Sie Ernst."

„Mit der Mitze, meinen Sie?" fragte der Gustel, nicht wenig verwirrt. „Das wird halt doch nicht gehen."

„Wieso nicht gehen? Bis über die Ohren verliebt ist das Mädel in Sie. Und die Alten sagen: In Gottes-namen. Verlassen Sie sich auf mich. Und kriegen ein paar Tausend Gulden mit auf die Hand. Nicht zu ver-achten — was?"

„Wohl wahr, nicht zu verachten," gab der Gustel bei.

„Nun sehen Sie. Und fleißig ist das Mädel auch. Den ganzen Tag auf den Füßen und laufen wie ein Wiesel, im Haus, im Garten, überall, wo's not thut. Das wird eine Muster-Hausfrau. Sie können keine bessere kriegen."

Der Gustel kratzte sich hinter den Ohren, im asch-falbem Haar, und meinte: „Es ist halt so eine Sach'! Es wird nicht gehen. Es wird nicht gehen."

„Sie glauben, daß sich das Mädel nicht auf das Land wird schicken können. Oh, ich sage Ihnen, die schickt sich in alles. Die wird Ihnen das Haus und das Geschäft gerade so gut versorgen, wie den Garten."

Der Gustel trank einmal, wischte sich mit dem Ärmling die Lippen ab und sagte: „Ich glaub's ja, ich glaub's ja. Aber — es ist halt ein Ehehindernis."

„Ja — ist sie Ihnen etwa blutsverwandt?“

„Na, das glaub' ich nicht. Aber, wissen Sie, Herr Grammel,“ er unterbrach sich und trank, und stellte das Glas wieder hin und wischte sich die Lippen diesmal mit der Rückseite der Hand ab, „wissen Sie, ich bin halt schon seit drei Jahren verheiratet.“

Eine Vorlesung im „Salon" der kleinen Martha.

„Siebenjährige Mädeln gehören nicht in öffentliche Versammlungen — basta!"

Das war der Bescheid. Die kleine Martha schaute mich anfangs mit ihren runden Blauäuglein verblüfft an, sachte füllten sich diese Äuglein mit Wasser. Was hatte sie denn gethan, daß ich ihr so unwirsch ans kleine Herzel stieß? Mit leiser, einschmeichelnder Stimme und die Fingerspitzen der beiden Händchen zusammengelegt, hatte sie mich schon das zweite Mal gebeten, ihr zu erlauben, daß sie mit der älteren Schwester eine Vorlesung: „Wie die Steirer reden", besuchen dürfte, die an einem der nächsten Tage im landschaftlichen Rittersaale zu Graz gehalten werden sollte.

Als sie nun wie ein Figürl Betrübnis davonschleichen wollte, rief ich sie an: „Na, Dirndl, kleines, komm her. Ich will dir was sagen: Setze dich da aufs Knie. So. Schau, unter den vielen großen Leuten im Saale würdest du dahocken wie ein gefangenes Kätzelein, nichts sehen und nichts hören vor lauter Ellbogen und Buckel um und um. Nein, da thäte mir mein Kindel zu

leid. Da weiß ich was Gescheiteres. Am nächsten Sonntag ladest du dir auf deine Stube deine kleinen Freunde und Freundinnen ein, dann werde ich kommen und euch — euch ganz allein — eine Vorlesung halten, wie die Steirer reden."

Sei es in Schmerz oder Lust — die Kleine schreit nicht auf. In stiller Innigkeit trägt sie auch das freudig hüpfende Herzlein umher, nur an ihren schwebenden Schritten, die kaum den Boden berühren und an ihrem leuchtenden Gesichtlein kann ich's lesen. So auch jetzt, wie sie davonhuschte, um ihren Geschwistern das Heil mitzuteilen, das ihr eben widerfahren war.

Bis zum nächsten Sonntag waren noch fünf Tage, aber welch wichtige Zeit! Sie mußte ihre sieben kleinen Freunde einladen, die sie auf öffentlichen Spielplätzen sich erworben hatte, sie mußte sorgen, daß sieben oder gar acht Stühle in der Stube stünden, sie mußte sich darum kümmern, daß ein weißgedeckter Tisch mit zwei Lichtern bereitstünde, sie mußte darauf bedacht sein, daß alle Thüren gut geschlossen wären und kein störender Lärm von außen eindringen könne. Obschon die ältere Schwester versicherte, das alles würde aufs allerbeste bestellt werden, wollte die Kleine doch schon am Mittwoch den Tisch und die Stühle aufstellen, jedenfalls aber die Zuckerschächtelchen besorgen, mit denen die Gäste bewirtet werden sollten. Am Freitag war die Erwartung schon so hoch gespannt, daß mir allen Ernstes bange wurde, ob der Erfolg wohl auch ganz entsprechen würde. Da kam am Samstag plötzlich die Absage zweier geladener Freundinnen, sie hätten nicht Zeit zu er-

scheinen, sie müßten im Bette liegen. Es wären die Masern gekommen.

Die kleine Martha war über diese Botschaft fast totgeschossen. Blaß und sprachlos schaute sie rings auf die Gesichter, Rat und Hilfe suchend. Endlich wandte sie sich gegen die Wand hin, wo gar nichts war, als kalte Ziegelsteine, und sagte scheinbar gelassen: „Ich werde den Vater bitten, daß er die Vorlesung, wie die Steirer reden, an einem anderen Sonntag hält, bis die Masern fort sind.“

Erst bis ich sie versicherte, die Maserkinder seinerzeit mit einer Sondervorlesung zu entschädigen, blieb es bei dem ursprünglichen Programm.

Der Sonntag war endlich da. Die kleinen Gäste nahmen noch in aller Lebhaftigkeit ein Jausenbrot ein, Martha konnte vor Ungeduld nicht einen Augenblick still sitzen, nicht einen Tropfen Milch genießen. Ich gestehe redlich mein Lampenfieber zur selbigen Stunde. Das war im Grunde doch höchst unüberlegt gewesen. Was liest man so Kindern nur vor? Ich hatte nichts, als die Geschichtlein für die Großen. Kindern erzählt man Märchen, und in solchen war ich mit dem, wie die Steirer reden, nicht eingeschossen. Sie wollten aber hören, wie die Steirer reden!

Fürs erste zog ich ein überaus feierliches Kleid an — Frack, weiße Kravatte, weiße Handschuhe und einen hohen Cylinder. Für eine Kindervorlesung war mir dieser Anzug gerade kindisch genug. — Für jede erwachsene Person, außer der meinigen, war der Eintritt strengstens verboten. Und als ich nun feierlich in den

„Saal" trete, die Seidenröhre auf den Tisch stelle und die elegant von dem Finger gestreiften Handschuhe hineinwerfe, und wie ich mein Publikum, so im Alter von vier bis zehn Jahren betrachte, das im Halbkreis vor dem Tisch versammelt ist, sehe ich mitten unter ihm eine Gestalt mit weißem Haar und mit rosigem Gesichte — und ist's die Großmama. Martha hatte mir noch flüchtig zugeflüstert, Großmama sei ihr unversehens zur Thür hereingeschlüpft, aber es mache nichts, sie sitze auf den zwei leergebliebenen Stühlen.

Mir war ein wenig bange und ein wenig ulkisch zu Mute. Mit unsagbarer Grandezza putzte ich die Brillen, zog die Bücher aus der Tasche und begann langsam und getragen also zu sprechen:

„Hochgeehrte Versammlung!

Ihrem mich sehr ehrenden Wunsche folgend, bin ich erschienen, um Ihnen diese drei stattlichen Bücher vorzulesen von der ersten bis zur letzten Seite. Voraussichtlich werden Sie von Ihren Herren Eltern auf längere Zeit Abschied genommen haben, denn vor Neujahr ist keine Rede, daß die Vorlesung zu Ende geht..."

Diese Ansprache verfehlte ihre Wirkung nicht, die runden Gesichtlein zogen sich in die Länge, eines der kleinen Mädchen starrte mich mit dem Ausdrucke des Entsetzens an. Mir selbst war während der obigen Worte schrecklich zu Mute gewesen ob der Enttäuschung und Verheerung, die sie in den hoffenden Gemütern anrichten mußten! Nun aber fuhr ich fort: „Weil mir übrigens just einfällt, daß das liebe Christkindfest nahe

ist, so wird's doch gescheitert sein, ich lese euch nur etliche kleine Geschichtlein vor, damit ihr noch an diesem Abend bei Vater und Mutter zu Hause seid. Ist's recht so?"

„Ja! Ja!" riefen sie freudig, und auf solche List glaubte ich nun leichtes Spiel zu haben.

Zuerst erzählte ich gemütlich, wie die Steirer reden, die Geschichte vom Tannenbaum. Der stand im Herbste ganz verlassen und verachtet im Walde, während alle anderen Bäume Früchte und Gaben hatten für arme Waisenkinder. So wurde der Unnutz von den anderen verachtet und verspottet und vor Scham verdeckte er sich mit dem Tuche des Schnees. Und da war's mitten in einer Winternacht, daß ein Engel über den Wald flog, die Bäume weckte, ob nicht einer von ihnen so gut sein wolle, sich umhacken zu lassen, in die Hütte der Waisenkinder zu gehen und ihnen Botschaft zu bringen, daß das göttliche Jesukind vom hohen Himmel herabgekommen sei auf die Erde. Keiner der Bäume, die im Herbst sich so sehr geprahlt hatten mit ihrem Wohlthun, erklärte sich bereit, den Botendienst zu übernehmen, nur der Nichtsnutz, der Tannenbaum gab sich hin und ließ sich umhauen. Mit einem hellen Lichterkranze geschmückt, schwebte er nächtig hin in die arme Hütte, wo er während des Verblutens noch die Ankunft des Heilands verkündete. — Ein paarmal hörte ich in meinem Publikum während dieser Erzählung so ein Aufgröhlen — ein Lachen oder Weinen, ich weiß nicht, was es war; und der's gethan, hat's am Ende auch nicht gewußt.

Während dieser Erzählung hatten die Kanarienvögel in ihrem Wandkäfig angefangen, hell zu schmettern.

Glaubten sie im Walde zu sein, so war ja das für den Vorleser ein großer Erfolg. Martha konnte solches aber jetzt nicht brauchen und ließ ein rotes Tuch über die lustigen Rebellen werfen.

Nun kam zum Vortrag der „Sauhalter“, was der thäte, wenn er Kaiser wäre! Lange ratschlagt er darüber mit einem Bauern. Dieser wüßte wohl, was er thäte. Wenn er Kaiser wäre, ließe er sich's gut sein und läge den ganzen Tag auf dem Heu. So gemeiner Denkungsart ist der Sauhalter nicht, er ist ritterlicher Gesinnung. Er, wenn er Kaiser wäre: auf hohem Roß mit güldenem Sattel ritte er seinen Säuen nach, und sechs Grafen müßten hinten drein trappeln.

Jetzt erst sah ich, welch ein Glück, daß Großmama vorhanden war. Sie allein lachte zu meinem „Sauhalter“ hell auf. Sonst lachte niemand. Die Kinder sahen nicht ein, weshalb ein Sauhalter, wenn er Kaiser wäre, den Säuen nicht auf hohem Roß nachreiten sollte!

Martha benützte eine kleine Pause, um Zuckerchen herumzureichen, die auch sehr entgegenkommend angenommen wurden. Ich hoffte durch diese Sache eine Besserung der einigermaßen flauen Stimmung. Es wollte aber nicht recht anschlagen.

Bei der Geschichte vom Bären, der mit seinem Schweif einen Handwerksburschen aus dem hohlen Baum herauszieht, ging's entschieden schief. Schrie gählings ein Knäblein aus der Reihe: „Die Geschichte ist erlogen. Der Bär hat gar keinen Schweif! Habt ihr's denn nicht gesehen, letzthin in der Menagerie, daß der Bär keinen Schweif hat?!“

„Ja, ja, er hat gar keinen!“ riefen sogleich mehrere durcheinander, ein Aufruhr wäre entstanden, wenn Martha nicht beschwichtigend dazwischen getreten wäre, es sei ja nur ein Spaß vom Vater, das mit dem Schweif! Sie wollten aber nicht einsehen, wo denn da der Spaß sei, wenn man etwas sage, was nicht wahr ist!

Es war sehr öde geworden, ich sehnte mich nach dem Singen der Vögel. Noch wollte ich mich mit dem „Regenschirm“ retten. Ein Stück, das sich für den Vorleser schon manchmal als — Fallschirm erwiesen haben soll. Wer dabei hellauflachte, war Großmama, eine treue und anbetungswürdige Anhängerin der alten Schule, der auch noch ein alter Spaß gefällt. Zwei kleine Franzosen waren unter meinen Zuhörern, es hingen ihnen hinten noch die weißen, sehr sauberen Zipflein aus den Hosen. Denen war das Deutsche nicht Muttersprache, sondern Schulmeistersprache, in der sie mit langsamem Pathos und unendlicher Korrektheit die drolligsten Dinge sagten. Sie waren sehr aufmerksame Zuhörer und wünschten Wiederholung einzelner Stücke. Es gefiele ihnen, gestanden sie, das so gut, wie die dummen Bauern mit „breitquatschigem Mund“ so zum Lachen dahersprächen. Denen entgegen war ein deutscher Knabe da, der — schon im Banne der Schule — die ganze Vorlesung sehr ernst nahm, über das Gelächter der anderen einiges Befremden zeigte, dessen Augen aber zu leuchten begannen, wenn etwas Rechtes aus Geschichte, Geographie oder dergleichen vorkam. Als ich dann zum Schluß den bekannten „Kolumbas“ las, der vom „Kini von Schbanien“ ersucht wird, „er möicht sa guat sein

und Amerika entdäikn" — da schüttelte mein ernster Knabe einigermaßen das Haupt. Der „Kolumbas" entdeckt pflichtschuldigst Amerika. Wie er dort aufs Land steigt und „schwarzi Mannler" umherlaufen sieht, redet er sie an: „Verlaub z'frogn, is däs Amerika?" — „Jo freilih!" sagen die Schwarzen. „Und seids ees d'Neger?" — „Ah jo freilih sein ma's!" sagen sie, „und du bist gwiß der Kolumbas!" — „Stimmt!" sagt er. „Saggra, saggra!" sagen die Schwarzen, „mir sein entdäikt!" — Schluß. —

Kein Hauch der Befriedigung. Schweigend schauten die Kinder einander an. — Ich klappte das tolle Buch zu. Es war eigentlich aus, aber ich hatte das Gefühl, als müsse noch etwas geschehen. Ich rückte den Sessel und begann zu erzählen, in ernsthafter Weise und sehr einfach, die wirkliche Geschichte der Entdeckung von Amerika, nur etwas wärmer, als sie in der Schule vorgebracht wird. Das schlug ein. Mit größter Spannung hörten sie mir zu, und je lebhafter die Fährlichkeiten des Seehelden geschildert wurden, desto größere Befriedigung zeigte sich auf den jungen Gesichtern.

Martha, die als kleine Gastgeberin während des ganzen Abends überall zum Rechten gesehen hatte und nun die Ehre des Abends auf ihren Schultern ruhen fühlte, hub — als ich aufstand — an, in die Hände zu klatschen. Man ließ sie anfangs bei dieser Verrichtung ziemlich allein, bis sie den Gästen zuwinkte, zuflüsterte, nur auch recht tüchtig mitzuklatschen. Sie wußten zwar nicht, warum der Lärm, thaten aber tapfer mit, bis auch dieses

kommandierte Kleingewehrfeuer in kürzester Zeit verstummte. —

So ist diese Vorlesung ausgefallen, bei der jedenfalls der Vorleser mehr von den Kindern gelernt hat, als sie von ihm. Wenn ich wieder einmal so eine Kindervorlesung halte, dann mache ich's ein wenig anders. Ich werde Respekt vor ihnen haben. Fürs erste werde ich in einem anständigeren Anzug vor sie hintreten. Fürs zweite werde ich mich nicht gestelzt an den feierlichen Tisch setzen, sondern mitten unter sie hinein auf einen Schemel, so daß sie sich auf meine Knie setzen, an meine Achseln lehnen können. Fürs dritte werde ich ihnen nicht lächerliche Anekdoten vorlesen, wie sie die Erwachsenen so gerne hören, vielmehr kleine ernsthafte Geschichten erzählen von Seefahrten, Indianern und Räubern, und lauter so großartigen Kerlen, aber manchmal auch ein drolliges Schurkerle darunter, das tüchtig ausgelacht und zum Schluß mit Schand und Spott abgeführt wird. — Wahrlich ja, die Kinder muß man ernster nehmen, als die Erwachsenen, und immer ist keine heitere Großmama vorhanden, die ein Fiasko aus dem gröbsten herauslacht.

Lose Stubengenossen.

Seit ein paar Jahren hatten mich die Schwalben boykottiert. Die Nester unter den Dachgiebeln meines Landhauses blieben leer, hingegen umkreisten die zweischwänzigen Vögel alle Dächer der Nachbarschaft und den Kirchturm mit einer gewissen Prahlerei mir zum Trotz.

Waren sie in meinem Hause denn beleidigt worden? Die alte Magd meinte weitblickend, es würde nichts weiter sein, ins Haus würde halt das Unglück einziehen, denn wo die Schwalben ausblieben, da wisse man es schon.

Die kleine Martha schlug ihre Blauäuglein auf und fragte: „Vater, was ist denn das: Unglück?"

Ich erschrak nicht wenig, und in mir rief es gegen Himmel: Götter, höret nicht! Es ist ein unschuldiges Kind und weiß nicht, was es spricht!

Sie weiß nicht, was das Unglück ist! — Deine heiligen Engel mögen dich in dieser Unwissenheit bewahren und die Schwalben bekreuzen den blauen Himmel hoch über unserem Hause. — Manchmal gab es ihrer so

viele, daß es wie ein lebendiges Gitter war in den Lüften, aber bei uns sprach keine zu. Das war rein zum Kuckuck!

Und das war es auch. Unser Dachdecker, der an schadhaften Stellen frische Schindeln einschob, wußte zu erzählen, in dem Vogelnest am Dach lägen scheckige Eier. Kuckuckseier sicherlich. — Na, jetzt konnten wir es uns denken, warum uns die Schwalben boykottierten.

Nach diesem Sommer kamen ein paar Jahre, da auch an anderen Hausgiebeln sehr wenig Schwalben zu sehen gewesen, selbst der Kirchturm hatte nur zwei oder drei Paare von Stammgästen, und auch diese waren schreckig vor den Menschen.

„Mir scheint, es kommt übers ganze Dorf was!" sagte die alte Magd.

Es war aber schon etwas gekommen. Der Vogelmassenmord im Süden. Der Bezirksrichter von Benka-Licca hatte mich einsperren lassen wollen, weil ich ihn einen Kannibalen und seine Frauenzimmer dumme Urscheln genannt. Der Bezirksrichter von Benka-Licca gehört nämlich auch zu den bübischen Zugvögelmördern, und seine Weiber und Töchter statzen wie die Gänse daher und tragen Vogelleichen auf ihren Hüten. Das habe ich ihnen vor aller Welt gesagt. Die Kannibalen und dummen Urscheln mochten vor dem Vogelschutzverein, an dessen Spitze ein sehr hoher Herr steht, einige Angst gehabt haben, kurz, der Massenmord in Südtirol und Dalmatien ließ ein wenig nach und die Vögel kamen wieder in größerer Zahl zu uns.

Dieses Jahr kamen sie sehr zeitlich im Lenz und siehe, der Boykott war aufgehoben, um unser Sommerhaus

schwirrten die Schwalben, und auf allen Gesimsen gab es Vogelverlöbnis und Vogelhochzeit. Aber die Nester unter den Dachgiebeln wurden verschmäht, kein einziger Vogel kam ihnen nahe, hingegen flogen sie zu allen offenen Fenstern in die Zimmer herein, kreisten lustig unter der Decke herum, lugten in die Winkel und setzten sich dann auf Kästen, Gesimse, Bilderrahmen, schauten mit zuckenden Köpflein umher und überlegten, was da zu machen sei. Weil sie sich vor mir gar nicht genierten, ja trotz meiner Gegenwart nicht übel Lust zeigten, auch meinen Arbeitstisch zu untersuchen, fing ich mit ihnen eine Unterhaltung an.

Sehr geschmeichelt, meine Herrschaften, daß ihr mich mit dem werten Besuche beehrt. Machet euch nur bequem, ganz als ob ihr zu Hause wäret. Nur gestattet mir, darauf aufmerksam zu machen, daß ein Nesterbau im Zimmer nicht vorteilhaft sein wird. Der fraglichen Freiheit wegen, wir schließen zeitweilig die Fenster. Ihr könntet eurem Erwerb nicht beliebig nachgehen, oder auf der Rückkehr mit Lebensmitteln leicht einmal nicht zu eurer werten Familie gelangen. Auch hält meine Hausfrau etwas streng auf die Hausordnung und liebt an den Tapeten weiße Striemen nicht. Ferner — obschon wir große Freunde des Gesanges sind — giebt es doch Stunden, da man selbst das schönste Schwalbenlied nicht gebührend zu würdigen in der Lage ist, kurz, es könnte zu mancherlei Unannehmlichkeiten führen. Unsere Magd, sonst eine gute Seele, aber mit dem Besen in der Hand hat sie oft die grausamsten Anwandlungen. Ich liege immer in Zank mit ihr um meine Käfer, Falter und

Spinnen, und würde euch nicht zu schützen vermögen.

Sie antworteten meinen freundschaftlichen Vorstellungen durch lebhaftes Gezwitscher und insofern ich alter Kindskopf der Vogelsprache kund zu sein glaube, wie Salomo, ward das Zwitschern dahin gedeutet, daß sie ja friedliebend seien und sich den herrschenden Sitten schon anbequemen wollten. Sie möchten halt doch ihre Existenz und ihre Zukunft einem Manne anvertrauen, der so warm für den Vogelschutz eingetreten sei u. s. w. und setzten ihre ansiedlerischen Bestrebungen fort. Neu herzu fliegende brachten schon Halme, dürre Blättchen und anderes Baumaterial, und die Hohlkehle über der Hängeuhr schien ihnen als Bauplatz zu entsprechen.

„— Aber Kinder!" rief ich ihnen zu, ihr seid nicht klug! Wollt ihr denn, daß eure Jungen die Fraisen kriegen sollen vor Schreck! Denkt euch zur nachtschlafenden Stund dieses Uhrschlagwerk! — Nein. Ich habe beim Hausbau einen so hübschen Dachvorsprung zimmern lassen, Dachgiebel extra für Vogelnester, wohlgeschirmt vor Sturm und Regen. Wie viel Licht und Luft! und diese schöne Aussicht! Kein Besen langt hinauf, kein schlimmer Bub und keine Katze. Ein weltabgelegener Ruhesitz, ein Luftkurort erster Klasse. Eure Vorfahren haben lange Jahre daran Gefallen gefunden, ja diese Giebelnester sind nachgerade historischer Boden, sind die Stammsitze eures Geschlechtes. Laßt euch nicht auf unsichere Spekulationen ein und kehret zurück auf eurer Väter Burgen!

Ja, ins Wolkenkuckucksheim! kreischte eine der

Schwalben auf und schoß zum Fenster hinaus. Eine andere war bereits dabei, klebrige Halme in dem Wandwinkel zu befestigen. Nun nahte auch schon das Verhängnis. Die Magd hatte just ihren scheuerwütigen Tag, in Ermanglung eines anderen Opfers warf sie sich auf die Thürklinke und rieb sie pfauchend mit Putzpulver ab, bis das messingene Ding fleckenloser glänzte als die Sonne. Plötzlich stieß die Magd einen Schrei aus, als sei ihr ein Spieß in den Leib gefahren, sie hatte die Schwalben und ihr Beginnen bemerkt. Diese Vöglein sind ob ihrer Schnelligkeit berufen, aber der Besen war fast noch schneller als sie. Hinter den Vertriebenen wurden die Fenster so klirrend zugeschlagen, daß eine der Scheiben in Trümmer ging. Ich bin dann hinausgegangen, um mich bei den aufgeregt umherfahrenden Vögeln zu entschuldigen. — Ich stecke nicht mit im Spiele, ich hatte euch gewarnt, und es ist nur gut, daß eure Arbeit noch nicht sehr vorgeschritten war. Aber jetzt machet in die Dachgiebel hinauf. Ich war so frei, euch die Nester von fremden Invasionsspuren reinigen zu lassen. Ich hoffe, daß ihr mich, den Hausherrn, nicht für das Geschehene verantwortlich machen werdet, so viel an mir ist, soll's nicht fehlen, daß euer Weilen unter meinem Dach ein angenehmes sei.

Da man nebst Vogelsorgen auch noch andere hat, so war ich hierauf einige Tage vom Hause abwesend. Dann zurückgekehrt, kam auch meine Lebenskameradin vom Ordnen der Stadtwohnung im Landhause an, und nun fand sich in ihrem Schlafzimmer auf der Hängelampe ein Schwalbennest. Gerade über dem Cylinder-

deckel war es angebracht, sorglich aus Halmwerk, Splittern und Spreu gebaut in Form eines rundlichen, etwas spießigen Körbchens. Und darin hockte eine Schwalbin.

— Na nu! Einen besseren Platz hättet ihr schon nicht finden können. Gebratene Eier, wie? Oder wo soll es sonst hinaus, wenn des Abends die Lampe brennt! Die Sache ist sogar für ein Vogelgehirn zu dumm. Wenn man schon so schlau ist, das Loch einer zerbrochenen Fensterscheibe beim Zuflug zu benützen hinter dem Rücken der Magd, so meine ich doch, es müßte auch sonst ein wenig Spurius vorhanden sein. Aber so geht's, wenn man nichts lernt. Die Kulturgeschichte seines Volkes sollte jeder soweit kennen, um zu wissen, daß die Vorfahren ihre Nester nicht auf Wanduhren und Hängelampen gebaut haben und daß die Petroleumwärme durchaus nicht dazu taugt, um Vogeleier auszubrüten! — Was fangen wir jetzt an?

Die Magd hätte allerdings augenblicklich Rat gewußt, aber wir riefen sie nicht. Meine Frau meinte, man müsse halt einfach die Lampe nicht anzünden, um das neugegründete Familienheim da oben nicht zu gefährden. Aber bei näherer Überlegung stellten sich noch andere Bedenken heraus. Endlich und schließlich hakten wir den unteren Teil der Lampe los, dann löste ich auch den oberen Teil herab, die Hängekettchen mit dem Rußdeckel und dem darauf ruhenden Neste, und trug es wie ein Rauchfaß von dannen. Die Leiter hinan unter den Dachvorsprung, dort oben hing ich das Ding an die Latte. Damit hielten wir die Frage zur allseitigen Befriedigung

für gelöst. Die Schwalben flogen ab und zu, und das Nest pendelte sachte in der Luft.

Am nächsten Morgen, als das Frührot leuchtet, höre ich an meinem Zimmerfenster mehrmals so etwas hinpatschen. Den Kopf vom Kissen hebend, sehe ich eine Schwalbe im Zimmer an die Glastafel prallen. Mag auch eine nette Überraschung gewesen sein, als sie, tags zuvor ins Zimmer geflogen, auf dem Büchergestelle übernachtet, beim Frühscheine aufwacht und denkt: hei, jetzt mach' ich einen kleinen Spazierflug in der freien, frischen Morgenluft! und darauf an die klare, steinharte Luft anrennt, weil es eine Glastafel ist. Sie stieß ans andere Fenster, dort war's auch nicht besser, dröhnend prallte das arme Tier an die Scheibe, bis es betäubt nieder aufs Fensterbrett fiel. Ich sprang aus dem Bette, riß den Fensterflügel auf, nahm das Vöglein in die Hand, das federleichte zitternde Ding. — Na, warte, warte Tröpfchen, gutes, herziges, dummes! Wenn du dir selber das Genick nicht gebrochen hast, von mir geschieht dir nichts! — Am liebsten hätte ich das angstvolle Geschöpfchen an meinen Mund gedrückt, aber das hatte schließlich ja auch jener Bezirksrichter von Banka-Licca gethan, als er den Vogel fraß. Wäre es bei mir zwar nicht so gemeint gewesen, jedenfalls zog das Vögelchen die Freiheit der Liebkosung vor. So hielt ich es auf flacher Hand zum Fenster hinaus — da schwirrte es auf, und scharf wie ein Pfeil dem blauen Himmel zu.

Als ich dann wieder im dämmernden Bette lag, die Augen geschlossen — siehe mein Leser, da fühlte ich mich in der frischen, klaren Morgenluft jubelnd und jauchzend

dem blauen Himmel zufliegen, in seliger Freiheit hoch und immer höher, bis meine linden Flügel im Sonnenschein schillerten. Ich war das Vöglein geworden. O, wie wunderbar! Eine Bewegung meiner Hand am Fenster war es gewesen, die ihm etwas gab, das ich selber nie besaß, den Vogelflug. Diese arme Menschenhand, welche Arbeiten und Veränderungen hatte sie je verrichtet, noch nie aber ein solches Schöpferwerk, das einem in Angst sterbenden Wesen plötzlich das Leben und den Himmel giebt! — Ich schauerte vor mir selbst, ich schauerte vor der Schöpfermacht, die unter Umständen auch im Menschen liegt. Die Morgenfreuden jenes Vögleins waren eine Gabe von mir. Und das beschwingte Wesen hatte meine Seele mitgerissen, hatte der menschlichen Sehnsucht nach dem Himmelsfluge Erfüllung gegeben....

Den ganzen folgenden Tag hatte mein Herz Flügel. Heiter wie Himmelsäther war alles, was ich dachte, glücklich alles, was ich that. — Und die Ursache? Ich hatte dem armen Vogel das Fenster geöffnet.

Es ist eine göttliche Gegenseitigkeit, wen man lieb hat, dem thut man Gutes, und wem man Gutes thut, den hat man noch mehr lieb. Ich war ganz Schwalbe. War die Schwalbe auch ganz Mensch? Sie wußte nichts davon. Schade! — Oder Gottlob! Was war denn besser, in einer halbdunklen Schlafkammer mit langen Beinen ausgestreckt zu ruhen und zu denken: jetzt hast du einem Vogel sein Leben und seine Wonne gegeben! Oder dieser Vogel selber zu sein, das Leben wonnig zu genießen und nichts zu wissen, wem man's verdankt!

überhaupt nichts zu denken, nichts zu wägen: so ist es, und so könnte es und so sollte es sein, und so kann es werden und so muß man's anstreben — ohne alles Spintisieren das Dasein unmittelbar gerade so zu genießen, wie es ist, ohne ein Gestern zu wissen, ohne ein Morgen zu erwarten — ein unbedingtes Heute, ohne Sorge, ohne Gewissen und Reue. Mein trautes Vöglein nenne ich dich, und der Abgrund zwischen dir und mir ist unermeßlich. Wenn du mich einmal befreien könntest von einem verrosteten Menschentum, wie ich dich befreit habe von der dunklen Kammer!

Schert euch zum Kuckuck, ihr dummen Gedanken!

Nein. Sie weilen lieber bei den Schwalben. Denn diese ließen nicht von mir.

Am nächsten Morgen um drei Uhr zwitscherte es wieder über meinem Haupt: „Weiß nit was wird! — Weiß nit was wird!" — Ja, Vöglein, das weiß ich auch nicht, doch denke ich, du willst hinaus. Sie war aber schon klug, stieß nicht mehr an die Fensterscheiben, sondern merkte unversucht, daß das Fenster geschlossen war. Als ichs öffnete, flugs war sie draußen. Drei Stunden später hub es auf dem Büchergestell an zu zwitschern — war also noch eine da, eine Langschläferin, und ich hatte früher durch ein bereitwilliges Öffnen und eiliges Schließen ein Ehepaar getrennt. Ich machte wieder auf, die Schwalbe flog in der Runde herum, nicht aber in den sonnigen Tag hinaus. Sie blieb lieber daheim, während draußen die Genossen tiefen Fluges über Feld und Flur dahinschossen.

Auf dem Bilderrahmen waren neuerdings die Grundlagen eines Nestes vorhanden. Welch' ein Aufruhr im Hause! Das wäre noch schöner, dieser Quark schon wieder, wo eins ohnehin nicht weiß, wie man den Mist hinausbringen soll. — Nun denn, so mußten die Fenster geschlossen bleiben. Mir that aufrichtig das Herz weh, als die armen Vöglein draußen alle Augenblick ans Fenster kamen, um zu sehen, ob das Loch wieder offen sei und sie ihre Arbeit fortsetzen konnten. Denn die Arbeit war dringend. Die Jahreszeit rückte vor, andere Vogelpaare hatten ihre Häuser bereits fertig, und ich glaubte es noch zu hören, wie das Weibchen dem Männchen fliegend ins Ohr zwitscherte: Mein Gott, Mann, es ist wieder zu... denke dir, ich möchte schon Eier legen! — Und nachgelassen haben sie nicht.

Den ganzen Sommer über, auch jetzt, umschwirren die weißbauchigen Tierchen mit ihren langen, spitzen Flügeln meinen Schreibtisch, und die eine setzte sich gerade vor mir auf die Statue Mozarts und schaut mich an. Der kleine, schwarzglänzende Kopf mit seinen feingespitzten Schnabelhörnlein und seinem rötlichen Kröpflein zuckt schalkhaft hin und her, und in den zwei pechschwarzen Augen glänzt ein wahres Vergnügen darüber, daß sie das Feld behauptet haben. Denn meine Stube gehört ihnen. Sie haben es durchgesetzt, und die alte Magd hat sich doch endlich wieder erinnert, daß die Schwalben Glück bringen und hat ihrem Besen einen anderen Wirkungskreis gegeben. Hinter dem Ofen, der zum Glück sommerlich kalt ist, auf der Rauchröhre haben sie ihr Haus gebaut und erfreuen sich einer hoffnungsvollen

Nachkommenschaft. Das ist ein klingendes Vogelkonzert den ganzen Tag. Kreisend machen sie aufeinander Jagd, fahren zusammen, daß die Flügel knattern, zausen sich oder schnäbeln miteinander im Fluge. Hingegen belästigt mich keine Fliege und keine Mücke, und ich atme freie, frische Luft. Denn daß die Fenster offen bleiben müssen vom Sonnenaufgang an, bis abends die gefiederte Einwohnerschaft zur Ruhe gegangen, das bin ich meiner Hausehre schuldig. Da es schon so weit ist, so wäre mir ein noch intimerer Verkehr angenehm gewesen: wenn sie mir z. B. auf die Achsel gesessen wären oder auf dem Scheitel meines Hauptes geruht hätten, aber soweit bringe ich es nicht. Sie umfliegen mich so nahe, daß der Wind ihres Flügelschlages an meine Wange streicht, jede weitere persönliche Berührung vermeiden sie. Und wird es schon einmal nötig, so ein in der Verwirrung täppisch gewordenes Wesen in die Hand zu nehmen, um es ans Fenster zu bringen — mein Gott, welch' eine Angst! Welch' ein Aufkreischen, Zucken und Zittern, als wäre es dem grimmigsten Feind anheimgefallen, dessen Höhle sie doch selbst mit Gewalt und List zu ihrem Heim erkoren haben!

Ein anderes Mal plaudern wir gemütlich miteinander, meine Schwalben und ich. Es geht ähnlich, wie zwischen Menschen, jeder versteht nur das, was er selber sagt und glaubt, damit hätte er es auch dem andern gesagt. Einmal jedoch hat sich der lose Vogel doch mit dem Manuskript befaßt, das auf dem Tische lag, und eine nicht mißzuverstehende abfällige Kritik daran geübt. Mein lieber Herr! sagte ich natürlich

gereizt, du mußt in der Wohnungsfrage deiner Sache sehr sicher sein! Wenn mich nicht deine unschuldige Familie dauerte! Es ist ja möglich, daß euer verdammter Lärm und die sonstigen Belästigungen mich zu keiner gesammelten Arbeit mehr kommen lassen, aber eine solche Art von Geringschätzung geistiger Thätigkeit übersteigt die Grenzen des Anstandes. Überlaßt derlei doch den Berufsrezensenten. Oder glaubst du, das Feld meiner dichterischen Thätigkeit müßte einmal mit Guano befruchtet werden? Kein übler Gedanke, dann will ich dir dein so deutliches Symbol nicht weiter für übel nehmen.

Gegen Ende August waren alle erwachsen und machten größere Ausflüge. Sie mußten sich ja einüben für die weite Reise. Dann hielten sie um die Giebel meines Hauses wahre Kirchweihtänze oder schrieben in Zickzackflügen gleichsam ganze Wörter an den Himmel — ihres Liedes Manuskript. Ich konnte solche Wörter nicht lesen, die kleine Martha aber rief plötzlich aus: „Vater, hast du gesehen? Jetzt hat die Schwalbe Glückauf geschrieben!“

Am nächsten Tage waren sie fort.

Wie die Müllnersleute aus Halbenkrug ins Heilige Land pilgerten.

„So, jetzt haben mer Geld genug, jetzt thun mer ausspannen!“ sagte der Martin und verkaufte seine große Mautmühle, in der er fast der ganzen Gemeinde Halbenkrug an vierzig Jahre lang das Korn zerrieben hatte.

Ein Müllner, der einmal genug hat!

Zwei Wochen nach der Primiz seines Sohnes hatte er es ausgerufen mit seinem kreischenden Stimmlein. Es war ein kleiner, dicker, allzeit zappelnder Mann, der jahraus, jahrein, Sommer und Winter in seinem mehlstaubigen Lodengewand umherging. Sein rötliches Rundgesicht that er sich täglich rasieren; daß sein kurzgeschnittenes Haar schon grau wurde, sah man nicht, weil es seit seinem zwanzigsten Jahre grau war — vor Mühlstaub.

Sein Weib, die Ange, war schlank und hager, hatte stets ein dunkelblaues, schlapp niederhängendes Kleid, einen sehr aufrechten Gang, hielt den Kopf etwas schief und wies an den Mundwinkeln ein paar zarte Schnurrbartflügelchen.

Als der Müllner Martin sein Wort vom Ausspannen gesagt hatte, setzte die Müllnerin Ange ein, mit einer

Stimme, die dem Orgelklang nahekam, wenn der Regenschori das Register auf Moll zieht — mit dieser Stimme setzte sie ein: „Zeit ist's, Zeit ist's, Martin, bei unserem Alter, daß wir uns endlich um den Himmel bekümmern."

„Das thun mer ja schon lang," meinte er.

„Du in der Mühl hast es nit gethan, so viel ich weiß. Die Halbenkruger Bauern haben gar keine Klag' über dich, daß du ihnen zu kleine Mautschaufeln abgenommen hättest. Und ich darf mich wohl auch nit prahlen mit meiner Frömmigkeit."

„Na hörst, Ange!" kreischte er auf. „Thust fleißig beten, Freitag und Samstag fasten, gehst alle Jahr einmal wallfahrten nach Mariazell und hast gar — eh, du weißt es ja."

„Sei nur still, Martin. Dir selber sind die Augen voll Wasser gestanden vor vierzehn Tagen bei seiner Primiz, vor lauter Freud, und jetzt willst mir's schon wieder vorhalten, daß ich unser einziges Kind dem Herrn geschenkt hab'."

„Hast Recht, hast ja Recht, Weib. Wem soll man's denn schenken, als dem, der's gegeben hat!"

„Das ist eine christliche Red', Martin."

Er aber wendete sich seitab und that, als wollte er ausspucken, murmelte übrigens bei sich: „Hätt' lieber was anderes gesagt."

„Und jetzt, Martin, wirst wohl auch dran denken, daß wir unser Wort einlösen."

„Und uns aufs Rainhäusel setzen und es uns darauf gut sein lassen."

„Das hat Zeit. Vorher wird noch was anderes

sein. Denkst denn nit mehr dran? In der siebenten Schul', wie er so hart gelernt hat, der Karl, daß man schon hätt' meinen mögen, anthun thut er sich was und die geistlich' Studie kunnt er nit dermachen. Da haben wir gesagt: Wenn er die Gnad' hat, der Bub, und daß er's zu den heiligen Weihen bringt, so machen wir nachher mit ihm die Reise ins Heilige Land."

„Was sagst?"

„Thu nit so, Martin. Hast dir doch nie genug lesen können aus dem Leben=Christibüchel über das Heilige Land. Hast alleweil gsagt: das einzige, wenn ich mir kunnt derbitten — Jerusalem und Betlehem möcht' ich sehen. Jetzt, ich hab's für dich erbeten. Du hast die Mühl nimmer. Wir sind noch soweit frisch und gesund, die Mittel werden wohl auch reichen. Jetzt ist die Zeit dazu, und der geistliche Herr reist mit uns."

„Wer reist mit uns?"

„Na, halt der Karl, wenn du dir's schon auf einmal gar nit angewöhnen kannst, was sich gehört."

Und er — er überlegt, ob er's sagen soll, was er sich denkt. In Gottesnamen, er sagt's: „Obs nit etwan gescheiter und christlicher wär', Ange, wenn wir daheim bleiben und das Geld den Armen geben thäten?"

Jetzt geht der Orgelmollton in ein mächtiges forte über: „Faulpelz, alter! Das mit den Armen, das kennt man. Wie du zu Allerseelen gesagt hast: die Kränze und Lichter lassen wir sein und geben dafür das Geld den Armen. Was hast ihnen denn geschickt ins Spital? Nichts. Und dem krumpen Barthel hast ein blechernes Fünferl gegeben."

Das war ein Donnergericht, vor dem der Müllner freilich verstummen mußte. Er sagte nichts mehr. Er begann wieder nachzulesen über das Heilige Land und dachte: Sie hat eigentlich recht, man muß sein Wort auch dem Herrgott halten, man könnt' ihn auch einmal zu brauchen haben.

Aber bequemer wär's schon daheim beim warmen Ofen. In Betlehem, das wußte er von der Geburt Christi her, soll's kalt sein und in Jerusalem, das war ihm vom „Kreuzweg" her bekannt, sind die Straßen in schlechtem Zustand.

Frau Ange, die immer thatkräftige, begann die Vorbereitungen. Es war im Spätherbst, und im darauffolgenden März reisten sie ab. Der junge geistliche Herr hatte vom Bischof Urlaub auf ein viertel Jahr. Der Müllner Martin war auch in eine unternehmende Stimmung geraten, seitdem er in der Reiserüstung stand, mit Sonnenschirm und Pelz, für alle Fälle. Der junge Priester konnte sich geistlichen Betrachtungen überlassen, der Müllner sich den Reiseeindrücken hingeben. Alles Praktische und Irdische besorgte die Frau Ange.

Aber schon in Triest gab es das erste Ungemach. Der Martin wollte nicht auf's Schiff. Er hatte gehört, daß es von Eisen sei. Um Gotteswillen, da muß es ja untergehen! Dann auf dem Meere: der Müllner verstand auch was vom Wasser, aber das war doch zu dumm: dort in Halbenkrug war das Wasser übers Rad gelaufen, hier lief das Rad übers Wasser. Es war übrigens gar keins, es rann nicht bachweise dahin, es war nicht zu trinken, es löschte nicht einmal Feuer. Und das will

Wasser sein? Das Meer war ihm zu weit, und die Kabine im Zwischendeck zu eng. Dann, daß man auf dem Schiffe fatale Räusche bekam, ohne auch nur einen Tropfen getrunken zu haben, das paßte ganz gut in diese verkehrte Welt.

Frau Ange hielt mit klassischer Herbheit stand und sie schalt heftig auf ihren Mann, daß er Gott zuliebe nichts ertragen wolle, wo er doch froh sein müßte, die ungezählten, überschüssigen Mautschaufeln abzubüßen. Als er aber mitten auf dem mittelländischen Meere laut zu weinen anhub wie ein Kind, da that sie geschwind ein bischen mit, denn zum Lachen war auch ihr nicht zu Mute. Das Jahr zuvor, bei der Primiz, als alle Welt Anteil haben wollte an dem jungen blassen Theologen, war ihr zu Mut gewesen: Jetzt, wenn sie ihn wieder haben könnte als Wickelkind in der Fatschen, daß er ganz ihr allein gehörte, daß er an ihrer Brust läge, von ihrem Leben sauge! Sie hatte es zu wenig bedacht, als sie ihn der Kirche gab, daß es ein Hingeben seines Leibes und seiner Seele für Zeit und Ewigkeit sei, daß es ein Kindestod war, schrecklicher als jeder andere. Ein paarmal war ihr bei solchen Vorstellungen gewesen, als müßte sie hinspringen und das Kind an sich reißen, aber da hatte sie den Gedanken: Maria gab ihren Jesus den Menschen, so will ich meinen Karl Gott geben. — Das war damals. Jetzt auf hohem wogenden Meere hatte sie ihn wieder in der schwülen Kajüte, wo niemand stehen und niemand liegen konnte, wo die Kranken sich an Eisenstangen klammern mußten, um nicht von einer Wand an die andere geschleudert zu werden. Hier hatte

sie ihn wieder, den gänzlich Hilflosen, der ausgezogen war, um den Himmel zu suchen. Und der vorläufig nichts fand, als diese unbeschreiblich widerliche Kammer mit Theer-, Fischthran- und anderen Gerüchen und Qualen, die nicht bloß den Magen umdrehen, sondern den ganzen Menschen zu einem gottlosen Häuflein Elend machten, das nichts mehr denken kann, als: sterben, nur sterben! Da hatte die Mutter nicht Zeit, auf eigene Übel zu achten, sie pflegte, sie tröstete Kind und Gatten, und ihr Herz schrie zum Heiligen Grabe hinüber. Bei Jaffa, als das Schiff einen halben Tag lang vor den Klippen lag, schlummerten nach überstandenen Nöten die drei Leute aus Halbenkrug so fest, daß ein paar braune Fellahs sie an den Leinen die Treppe herauf zerren mußten. Frau Ange aber gewann sofort ihren Kopf wieder, so daß sie all' ihre Habseligkeiten bis auf den letzten Zwirnsfaden zusammenraffte. Zwar schrecklich zerzaust und zerfahren stiegen sie ans Heilige Land. Der Müllner stand sprachlos in dem wilden, bunten Hafengewirr, unter Türken, Juden, Beduinen, Mohren, die einen bis an die Zähne bewaffnet, die anderen fast mutternackt — hastend, schreiend, sich balgend um die Ankömmlinge und ihre Sachen. Das erste und einzige Wort, das sich später seinen Lippen entrang: „O Christi Heiland! Das ist ein Gesindel!" Sie legten sich aber doch alle drei auf den Boden hin und küßten die Erde, wornach der Müllner sich freilich mit dem Ärmling sachte über den Mund fuhr.

Man sieht es sonnenklar, daß dies keine Reisebeschreibung ist, ich brauche es nicht erst zu sagen. Sie

reisten mit der ordnungsmäßigen Karawane. Frau Ange hatte das Geld für Nebenauslagen und feilschte tapfer. Daß man von ihrer Halbenkruger Sprache in Samaria und Judäa kein Wort verstand, machte nichts, die Hauptsache war, daß man den Groschen nicht aus den Fingern läßt. Groschen nannte sie die Piaster, und zu ihrem Entsetzen merkte sie, daß man da anstatt Rosenkranzgrallen alleweil nur Groschen zwischen die Finger lassen müsse! In einem Säcklein hatte sie von Heim Mehl und in einem Töpflein Schweinsfett mitgenommen, sie wollte damit unterwegs selber kochen, um Geld zu ersparen. Aber das Fett war davongelaufen, auf den Kleidern noch seine Fußspuren hinterlassend. Das Mehl war lebendig geworden in lauter weiße und gelbe Würmlein, die nun hervorkrochen, um auch das Heilige Land zu schauen. Der Müllner Martin konnte nicht genug jammern über den schlechten Grund und Boden, überall Steine und nichts als Steine und kein Tropfen Wasser. Was auf dem Meere zu viel, ist in der Wüste zu wenig, das sollte man doch einmal durcheinanderschütteln. Für einen Müllner, meinte er, wär's nit zu leben, erstens kann da kein Korn wachsen, und zweitens könnt man keins malen. Ein fermes Zigeunerland, wo jeder sein Bündel mitschleppen muß und seine Plachen aufspannen, wenn er auf dem Steinhaufen übernachtet. Die Kameele schauen freilich just so aus, wie daheim im Leben-Christi-Büchel, aber stinken thun die lebendigen mehr, als die auf dem Papier. Immerfort mußte sich der Müllner den Schweiß von der Stirn abwischen, immer hatte er Durst, und nach dem Trinken kreischte

er allemal: „Pfui!" — Der junge geistliche Herr war nicht zum besten gelaunt, er hatte wunde Füße, entzündete Augen bekommen, einen beißenden Ausschlag an den Armen und anderlei Zustände. Was die Mutter bekommen, das sagte sie gar nicht, sie fand ihre Ruhe in dem Gedanken: dem Herrn Jesus wird's auch nicht besser gegangen sein, wie er da hat herumgehen müssen.

Und in einer Felsenhöhle, wo sie rasteten, hat der Müllner seinen lieben Begleitern die Besorgnis mitgeteilt: „Haben's uns wohl etwa doch nit verführt? Daß es am End' gar nit das Heilige Land ist! Mir kommt's nit recht vor. Daß daber Milch und Honig fließen soll, wie's im Büchel heißt — na g'horsamer Diener! — Aber der junge Priester belehrte: Das wäre eben der Fluch Gottes. — Na, da kann man Respekt kriegen vor unserem Herrgott!

Später haben sie unter Ruinen und Trümmerhaufen die Stadt Jerusalem gesucht und waren mitten drinnen. Dann wieder große Häuser wie daheim in Graz, in Triest. Gott, daheim in Triest! sagt man hier, so eng zusammen rückt dort alles, vor der weiten weiten Welt. Ist Jerusalem nicht die Königsstadt? Und so armselige Hütten drin! Das dort mit dem bauchigen Dach, das sich so in den Erdboden hineinkauert, wird wohl ein Heidentempel sein, weil allerlei Volk aus- und einlauft. Was? Die Heilige Grabkirche wäre es? Die Mariazellerkirche daheim, ein Palast ist sie dagegen, ein fermer Palast, bei meiner Seel'! Und hier unter diesem Mauer- und Winkelwerk soll Golgatha sein? Da haben die Halbenkruger einen andern Kalvarienberg, wo man am Felsen-

kegel die Treppen hinaufsteigt von Station zu Station bis zu den drei Kreuzen auf dem Gipfel. Der junge geistliche Herr wollte in der Grabkirche seine Messe lesen, da kam es zwischen den Lateinern, Armeniern und anderen Rudeln zu einem Gebalge, daß sich allerhand Gesindel untereinander drückte, stieß, kratzte und mit den Rosenkränzen aufeinander losschlug.

Der junge Geistliche ward immer wortkarger. Noch auf heimischem Boden der Reise hatte er schöne Bibelstellen zitiert, jetzt zitierte er nicht mehr. Es waren so viele Plagen und so arge Mißstimmungen zu überwinden. So unbegreiflich fremd kam sich der katholische Priester vor auf diesem Boden, daß er verzagen wollte. Ähnlich wie in Jerusalem auch in Bethlehem, am Roten Meere und am Jordan. Die Müllnerin hatte heimlich gehofft, es würde unterwegs irgendwo ein kleines Wunder geschehen, z. B. daß der Ausschlag plötzlich geheilt wäre, oder daß ihnen ein Heiliger erschiene, oder daß die Groschen im Beutel sich nicht verringerten. Allein es war hier alles so karg wie überall. Die Ange seufzte oft vor sich hin und sagte: „Wie wird's jetzt daheim sein!“ Dem Müller that das insgeheim wohl, daß es ihr weh that, war es doch sie gewesen, die in dieses schreckliche Heidenland ziehen wollte, um eine Schürze voll frischer Glaubensbegeisterung mit heimzubringen. Wenn sie nur unterwegs irgendwo einen Sterz hätte kochen können! Aber sie zogen wie Räuberbanden umher, und hatten überall eine Nahrung, die man nicht einmal nennen, noch weniger essen kann. Christus und die Jünger hatten Brot, Wein,

Trauben und Feigen genossen und Lämmernes, wie man es daheim in Halbenkrug sich zubereitet denkt. Oder wie war es denn? Konnte man sich's in diesem wilden Lande überhaupt noch vorstellen, was ein Haus ist, eine Kirche, oder wie es im Evangelium heißt? Selbst der junge Geistliche empfand es, wie seine heimatliche Idylle des Christentums sachte unterging, dafür die Steinwüsten auftauchten, die stinkenden Ruinenhaufen, die widerwärtigen Balgereien und Schwindeleien an den heiligen Stätten. Er hatte das Bedürfnis, das Heilige Land, in welchem er doch staubbekrustet und vor Hitze schmachtend dahinzog, sich anderswo zu denken, er konnte sich nicht zufrieden geben damit, daß dieses „Iroschalem" und dieses „Beit-Lahm" und dieses „En-Nasira" die Urheimat des Christentums und seine letzte Instanz sein sollte! Nein, das leuchtende Zion mußte anderswo sein, vielleicht noch weiterhin im Morgenlande, oder wohl gar in den grünen Waldbergen der Heimat, wo in der Dorfkapelle das Meßopfer gehalten wird, bei dem sich alles ja wirklich und wahrhaftig so zuträgt, wie es sich einst hier in Palästina zugetragen haben soll.

Bei Nazareth konnten alle drei schon die Augen nicht mehr aufmachen, so grell leuchteten die Steinberge; dazu mußte man auf jenen Steigen, wo der Heiland einst gewandelt, immer fürchten, von Beduinen überfallen und ausgeraubt zu werden. Zu Nazareth in der Verkündigungskirche weinte die Müllnerin. Sie dachte an die Kapelle zum heiligen Brunn in der Waldschlucht bei Halbenkrug, vor deren Muttergottesbild sie so oft und

inniglich hatte beten können. Dann gingen sie an die Stätte, wo das Haus Mariä gestanden, und auf einem verwitterten Stein ist der geistliche Herr zusammengesunken. Er war blaß bis in die Lippen, das Auge ist matt geworden und der Puls lahm. Die anderen Pilger kümmerten sich nicht um den Vergehenden, sie suchten in diesem Hause die Spuren Mariens, und unsere zwei alten Leute aus Halbenkrug waren hilflos bei ihrem ohnmächtigen Kinde. In dieser Wüsteneinsamkeit, zwischen den Ruinen des alten Nazareth, während der Vater auf alle Mittel und Weis den Dahinliegenden zu wecken suchte, hob die Müllnerin ihre Arme und that ein Gelöbnis. Wenn er nicht stirbt, wenn ihn unsere liebe Frau wieder zurückruft ins Leben, so wollen sie alle drei eine Wallfahrt machen zur Muttergottes von Mariazell, dem heiligen Gnadenort in Steiermark! — — Nach diesem Gelöbnisse wurde es ihnen leichter ums Herz.

Der junge Priester ist wieder zu sich gekommen und hat sich im Kloster bei den Franziskanern bald so fast erholt, daß sie die Weiterreise antreten konnten. Jetzt war kein Halten mehr. Sie schlossen sich einer Karawane an, die auf kürzestem Wege dem Meere zustrebte, so unbändig war in ihnen die Sehnsucht geworden nach der Heimat. Nach der Heimat und ihrem Kindeschristentum daselbst. — Und also ist es vor einigen Jahren geschehen, daß drei fromme Leute aus unseren Alpen nach dem Heiligen Lande gepilgert waren, um sich dort an der wahrhaftigen Heimstätte der Mutter Christi — nach Mariazell in Steiermark zu verloben.

Unbegreiflich ist das menschliche Gemüt.

Den Zug versäumt.

„Bitte! Es ist fünf Uhr, Herr Vikar!"

„Ja — danke! antwortete der Gerufene aus dem Halbschlummer und — schlief weiter. Der jugendliche, von Strapazen der vorhergegangenen Tage ermüdete Körper vermochte sich noch nicht recht zu trennen vom Ruhelager, und die Seele spazierte im fernen Pfarrhause zu Württemberg umher bei den Seinen, die er erst vor wenigen Monaten verließ, um in die Diaspora zu gehen. Aber mitten aus frohem Traume schreckte er plötzlich auf. Hat nicht jemand gerufen: „Fünf Uhr?" Und als es sich bei blassem Tagesschein zeigte, es wäre schon beinahe halb sechs, sprang der Vikar aus dem Bett. In drei Minuten war er angekleidet, in weiteren fünf Minuten war er auf dem Bahnhofe, wo der Zug eben vor seiner Nase abfuhr.

Es half nichts, daß er mit dem Tuch winkte und laut rief, er müsse mitfahren, er müsse um sieben Uhr in Leinstetten sein. Er müsse! Es sei ganz unmöglich, daß er um sieben Uhr nicht in Leinstetten wäre.

Der Stationsvorstand klopfte ihm auf die Achsel: „Im Gegenteil, Herr Vikar, es ist ganz unmöglich, daß Sie dort sind. Nicht einmal einen Extrazug könnte ich Ihnen zur Verfügung stellen.“ Der arme Vikar, er hatte im Augenblick wirklich an einen Extrazug gedacht — und koste es gleich sein halbes Vermögen. Es war ihm unfaßbar, daß er zur bestimmten Stunde nicht sollte in Leinstetten sein. Er vermochte es nicht auszudenken, was das bedeute, was das für Folgen haben konnte.

Mitten auf dem Bahnhofe stand er da, allein. Die Reisenden waren ja alle schon fort. Ratlos starrte er die Eisenschienen an, den einzigen maschinlosen Lastwagen, der darauf stand. Daß auf Bahnhöfen eine so unausstehliche Ruhe sein kann, das hatte er nie gewußt. Der nächste Zug geht zehn Uhr vormittags.

„Kann man depeschieren?“

„Gewiß, Herr Vikar. Doch in Leinstetten dürften vor acht Uhr keine Depeschen ausgetragen werden.“

„Kann man nicht Sondertelegramme befördern?“

„Aber natürlich, man kann ja alles. Doch auf dem Leinstetter Bahnhof bleiben sie liegen bis acht Uhr.“

Der Vikar stampfte mit dem Fuß auf das Steinpflaster.

Der muntere Stationsvorstand plauderte weiter: „Vor einigen Wochen hatte ein Offizier den Anschluß nach Hulbach versäumt.“

„Na, was weiter, der wurde eben wegen Ordonnanzwidrigkeit bestraft.“

„Der wurde nicht bestraft, Herr Pastor. Es war

viel schlimmer. Er stand nicht im Dienste, er stand auf Freiersfüßen und stampfte damit unser armes Bahnhofpflaster noch viel zorniger, als Sie, Herr Vikar. Er wollte sich am selben Tage in Hulbach trauen lassen. Und wissen Sie, was geschah? Als der Zug dort ohne Bräutigam ankam, schluchzte das Bräutchen ein wenig. Und als der nächste Zug den Heißersehnten brachte, da fiel sie ihm lachend um den Hals. Sie werden die Verkürzung des ehelichen Glückes gewissenhaft ausgeglichen haben."

„Meine Braut," sagte der Vikar mit einer dumpfen Gelassenheit, „die wird nicht auf mich warten."

„Dann lassen Sie sie bloß ziehen, Herr Pastor." —

Eine Viertelstunde später war es dem Vikar geglückt, einen Wagen aufzutreiben.

„Wie lang fahren Sie bis Leinstetten?"

„Drei Stunden."

Jagen Sie, was das Zeug hält, es giebt ein gutes Trinkgeld! wollte er schon sagen, da dachte er an die armen Pferde, die es entgelten müßten, daß er in seinem weichen Bette träge gewesen, die es entgelten müßten, daß der Kutscher sich bestechen ließe. Er setzte sich in den offenen Wagen und sagte nichts als: „Nun fahren Sie in Gottesnamen!"

Das Thal mit den thauigen Wiesen, dem rauschenden Flusse, den hohen Waldbergen, auf deren Scheitel die Morgensonne lag — wie schön hätte das sein können für den naturfreudigen Mann, der noch Neuling war in den Alpen, und der sich mit jedem Herzschlage tiefer einzuleben suchte in dieses schöne Land und sein wackeres

Volk. Heute aber! Erst an einem vorhergehenden Sonntage hatte er gepredigt: Alles Erdenglück ist nichts, wenn im Herzen die Schuld liegt! — Nun trug er Schuld in seinem eigenen. Er war ins Land gekommen, um das Evangelium zu predigen. Vom Morgen bis zum Abend war er im Gebirge umhergestiegen, um die wenigen Übriggebliebenen aus der evangelischen Zeit, die seiner verlangten, aufzusuchen und zu einer Gemeinde zu sammeln. Anderen war in der religiösen Verrottung oder in ihrer seelischen Stumpfheit langweilig geworden, sie wollten auch wieder einmal in der Gemeinsame ein Wort Gottes hören. Wieder andere, die sich in eine moderne Ungläubigkeit verbohrt hatten, fanden in derselben nichts Rechtes zu nagen und erinnerten sich, was Vater und Mutter einst gesagt. So nahten sie dem umherwandernden Manne, der so froh von Gott und Seelenglück zu sprechen wußte, oder wichen ihm wenigstens nicht aus, wenn er des Weges kam und freundlich mit ihnen sprach. Also war es dem Vikar allmählich gelungen, die Leute zu wecken, und an diesem Tage sollte die erste Zusammenkunft der Gemeinde in Leinstetten sein. Es hatte sich mancher angesagt aus dem hintersten Graben hervor, vom Gebirge herab, sie hatten sich ja eingelesen im Neuen Testamente, sie hatten eigens noch ihre Übungen gehalten. Sie hungerten und dürsteten ordentlich nach dem Abendmahle. Nun waren sie versammelt in Erwartung, und nun kam der Geistliche nicht! — Es waren ja ohnehin schon Stimmen laut geworden bei den Mißtrauischen und bei offenen Gegnern: Habt ihr euch den Mann auch gut angesehen darauf hin, ob's

einer mit redlichem Ernste ist, ob er euch nicht am Ende sitzen läßt? Es giebt allerhand Leute heutzutage, auch solche, die die Religionsbewegung zu eigenen Vorteilen ausbeuten. Solche Gedanken werden lebendig sein, wenn der Zug einfährt, die Ältesten den Vikar erwarten und er nicht aussteigt. Dann stehen sie da zum Gespötte der Menge, stehen da wie Schafe, die der Hirte im Stich gelassen hat. Mindestens eine unverantwortliche Schlamperei! werden die Arglosen sagen, und andere werden beisetzen: Wenn ihm nicht einmal so viel an uns gelegen ist, die wir ihm doch so vertrauend gefolgt sind, daß er rechtzeitig vom Bette aufsteht, dann werden wir's auch ohne seiner richten. Etliche werden in den Wirtshäusern herumsitzen, werden sich betrinken und ihre Glossen machen über den Pastor, der sein Wort nicht hält. Dann werden sie sich verlaufen und man kann hundert Jahre warten, bis sie wieder so zusammenkommen. —

Bei solchen Vorstellungen hieb der Vikar sich zornig die Faust auf die Stirn, fluchend der Trägheit, die ihn zwanzig Minuten zu lang im Bette gefangen gehalten. Er hatte es mit dieser Todsünde nie so besonders ernst genommen, „sie wäre mehr Schwäche als Sünde.“ Nun sah er, daß die Trägheit eine der allerärgsten ist. Sie hatte jetzt etwas angestellt, das vielleicht nie wieder gut zu machen ist. — Wozu fährt er denn eigentlich noch dahin? Was hat er denn in Leinstetten zu thun um Mittag, da sie alle fort sein werden, bis auf seine eigene Schmach, die ihn auf dem Bahnhof feierlich empfangen wird.

Wie hatte er sich diesen ersten Gottesdienst der

jungen Gemeinde so schön ausgedacht! Ein Hammerbesitzer hatte den Saal seines stattlichen Gartenhauses zur Verfügung gestellt, hatte ihn festlich geschmückt, hatte junge Leute zusammengesucht, um ihnen deutsche Weihelieder einüben zu lassen. Ferner hatte der Hammerherr — das alles war dem Vikar schon hinterbracht worden — die Kirchengeräte beschafft, hatte ein Harmonium in den Saal stellen lassen und alles vorbereitet zu einer würdigen Begehung. Dann würde er, der Geistliche, im Talare vor den Tisch des Herrn treten, würde mit feierlicher Stimme das Evangelium lesen und die Predigt halten von der Kindschaft Gottes. Dann würde er die „feste Burg" singen lassen, das Gelöbnis abnehmen, den Segen spenden, die Hostien weihen und den Wein im Kelche, und würde unter erhebenden Ceremonien der in der Reihe stehenden Gemeinde das Abendmahl reichen.

Nur war er sich darin nicht im Reinen, ob er die Hostie den Empfangenden priesterlich auf die Zunge legen oder brüderlich in die Hand geben solle. Das erstere erschien ihm nicht evangelisch, das letztere war so außer aller Herkömmlichkeit, daß er damit Anstoß zu erregen fürchtete. Dann, ob er nur das Brot allein reichen sollte, oder auch den Kelch? Er hatte in diesen Dingen keine andere Vorschrift, als die sein evangelischer Geist ihm machte; es handelte sich aber auch darum, den Herzen der Gemeinde gerecht zu werden, die von dem Gottesdienst in dem Maße erbaut werden, als er ihrer Natur und religiösen Empfindung am nächsten kommt. Nun, er hoffte, das Richtige schon zu finden und zu thun. Und also hätte es sein sollen. Statt dessen fuhr

er jetzt auf weiten Wegen durch das Thal, das heute so langweilig war und kein Ende nehmen wollte. Er sah die prangenden Obstgärten nicht; er faßte es nicht, wie man froh sein könne der fruchtbaren Felder, der munteren Herden. Er begriff nicht, wie ein Mensch an diesen Bergkuppen sich freuen könne, wie die von den Hängen stürzenden Wasserfälle je einem Herzen zur Lust sein können! So ganz zerschlagen war sein Gemüt.

Endlich als der Weg um die Böschung bog, lag vor ihm auf dem Hügel das freundliche Leinstetten. Er hatte von seiner Wohnstätte aus diesen Ort immer gern besucht; es gab so verständige, schlichte Leute da, und selbst die Andersgesinnten bereiteten der evangelischen Bestrebung keine Widerwärtigkeiten. Das soll halt jeder mit seinem Gewissen abmachen, meinten sie, in Gottes Himmel giebt es viele Wohnungen und viele Wege dahin. — Heute jedoch lag der Flecken recht ernst da. Die Sensenhämmer unten am Wasser schwiegen, nur ihre Fluder rauschten. Die wenigen Leute auf der Gasse grüßten zurückhaltend. Der Küster, der am Eingang der Pfarrkirche stand, grinste ihn eigentümlich an. Es konnte wohl Schadenfrohheit sein, Herzensfreundlichkeit war es kaum. Am Marktplatze entlohnte der Vikar den Wagenlenker; der war gut gefahren; auf dem Turm der katholischen Kirche schlug es eben die neunte Stunde. Als er in den Garten einbog, begegnete ihm der Gärtner, eines der neuen Gemeindemitglieder.

„Also doch noch, Hochwürden, doch noch!" rief dieser ihm entgegen.

„Ich bin kein Hochwürden. Bin ein armseliger

Mensch!" antwortete der Vikar fast unwirsch. „Sie haben sich wohl alle verlaufen?"

„Zuerst haben sie eine Weile gewartet, nachher sind sie in den Gottesdienst gegangen — weil sie schon einmal da wären."

„In den Gottesdienst? In welchen? In die katholische Kirche?"

„Ah, das nit, Herr Pfarrer. Im Gartenhaus sitzen sie und der Pfründner-Friedel thut lesen."

— Sie sind noch beisammen?! — Welch ein Freudenstrahl! Sofort wollte der Vikar in den Gartensaal treten, an der halb offenen Thüre blieb er stehen. — Da drinnen, an einer langen Tafel, die weiß gedeckt war, saßen sie beisammen, ihrer etwa dreißig Personen, Männer und Weiber, Kinder und Greise. Neben dem Großbauer saß der Häusler, neben dem Hammerherrn der Sensenschmied. An der Mitte des Tisches saß ein altes Männlein mit glattrasiertem Gesicht und schneeweißem Haar. Es war ärmlich angethan und seine rauhen Hände, schien es, zitterten ein wenig, dieweilen sie das Buch hielten. Recht unbehilflich legten die steifen Finger das Blatt um. Seine Stimme war heiser und etwas stockend, ungefügig, aber deutlich las er die Worte der heiligen Schrift, und alle Anwesenden hörten ihm zu. Der arme Pfründner vertrat als der Älteste das Priesteramt, und sie lauschten mit gefalteten Händen. Der Greis las leise:

„Herr Gott, du bist unsere Zuflucht, wende dich wieder zu uns. Du bist Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ehe denn die Berge wurden und die Meere und die

Himmel, warest du. Der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommet wieder, Menschenkinder! Denn tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag. Du lässest sie hinfahren, wie ein Sturm, und sie sind wie ein Schlaf. Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen, so ist's Mühe und Arbeit gewesen. Unsere Zuversicht und unsere Burg bist du, o Gott, auf den wir hoffen."

Dann schwieg er, und sie saßen schweigend um den weißgedeckten Tisch und hielten die Häupter geneigt.

Der Vikar war wie gebannt an der Schwelle, sie bemerkten ihn nicht. Es war kein Bild vorhanden und kein Wachslicht, und doch lag ein feierlicher Ernst in dem geräumigen, mit Blumen geschmückten Saal.

Nach der Pause hob der alte Weißkopf wieder seine heisere Stimme empor und nahm das Buch. Schwerfällig und in leicht fibrierendem Tone las er:

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz. Wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und hätte alle Erkenntnis und hätte allen Glauben und hätte alle Kraft, so daß ich könnte Berge versetzen, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich all' mein Hab den Armen gebe und ließe meinen Leib verbrennen, und hätte die Liebe nicht, so wäre es nichts. Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht und ist nicht ungeberdig, sie suchet nicht nach Vorteil, sie ist nicht erbittert, sie trägt nichts

nach, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, aber sie freuet sich der Wahrheit. Sie verträgt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Die Liebe höret nimmer auf. Alles ist unvollkommen, nur bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei. Aber die Liebe ist die größte unter ihnen —“

Wieder Schweigen.

In der Mitte des Tisches lag ein Laib Brot, gerade so, wie man sie im Haushalte hat, und ein breites Messer. Daneben stand ein irdener Krug. Der alte Friedel stand auf, so wie in der Familie der Hausvater thut, langte nach dem Brote, nach dem Messer und machte mit der Spitze desselben auf dem Laibe das Kreuzzeichen. Dann sprach er langsam und leise die Worte:

„In der Nacht, da der Herr Jesus verraten ward, nahm er das Brot, dankte und sprach: Nehmet und esset. Mein Leib, der für euch gebrochen wird. Das thuet zu meinem Andenken! Desgleichen nahm er den Kelch und sprach: Nehmet und trinket. Mein Blut, das für euch vergossen wird. Das thuet zu meinem Andenken.“

Als der Greis so gesprochen hatte, schnitt er sich vom Brote ein Stück herab und aß es. Dann gab er den Laib weiter von Nachbar zu Nachbar um den ganzen Tisch. Jeder und jede schnitt sich ein Stück Brot und aß. Hernach faßte der Alte den irdenen Krug, in welchem Wein war, trank daraus und reichte ihn ebenso hin, daß Nachbar um Nachbar daraus trinken konnte.

Das alles war ruhig und in tiefem Ernste vor sich gegangen. Dann sprach der Greis laut: „Brüder und

Schwestern! Wir werden selig durch die Gnade unseres Herrn Jesu Christi. Amen."

Die Andacht war vorüber. Sie erhoben sich ungelenk und einer schaute den andern freundlich an. Als sie nun an der Thür den Vikar stehen sahen, ging der Hammerherr zu ihm: „Herr Pfarrer, Sie haben wohl den Zug versäumt. Wir haben es uns gedacht. Da wir aber doch nicht wußten, ob sie noch würden kommen können, so haben wir die Andacht gehalten, wie wir es gewohnt sind aus der Zeit, da wir keinen Geistlichen hatten."

Der Vikar war so sehr betroffen, daß er kaum Antwort zu geben vermochte. Er hatte hier etwas gesehen, erlebt, das ihm seit jeher im Geiste vorgeschwebt war. Er hatte den Gottesdienst der ersten Christen gesehen. — Er reichte den Nächststehenden schweigend die Hand. Besonders den Pfründner Friedel wollte er grüßen, dieser aber war nicht mehr zu sehen. Vielleicht aus Befangenheit und weil er befürchtete, der Pfarrer könne an seiner zwar nicht selbst angemaßten, wohl aber von anderen ihm für diese Stunde übertragenen Priesterwürde Anstoß nehmen. Er humpelte wieder in sein Armenhaus, das draußen am Rande des Ortes stand. Der Vikar sagte noch zu den Anwesenden: „Also ist Gottesdienst jeden Sonntag. Komme ich nicht —, so thut, wie ihr heute gethan habt. Und komme ich, so wollen wir's auch nicht anders machen."

Am Abend nachher ist der Vikar mit der Eisenbahn zurückgefahren in sein Standquartier. Wie war er jetzt froh, am Morgen den Zug verschlafen zu haben. Also hatte er eine Offenbarung erfahren, in der sein

Zweifel an die Gemeinde und seine Bedenken behoben worden. Nun nicht mehr die Frage, ob die Hostie auf die Zunge oder in die Hand zu legen sei. Alle Formfrage war gelöst. Von einer armen Berggemeinde, die seit einem Jahrhundert keinen kirchlichen Kultus mehr gehabt, hatte er gesehen, wie evangelische Christen Gottesdienst halten.

Die Feinde.

Noch war die kalte Sonnenwende nicht vorüber und schon suchte Alban der Großstadt zu entkommen. Nun saß er in einem Gelasse des Eilzuges. Durch die gefrorenen Fenster, die wahre Silbergärten von Eisblumen waren, kam ein blasses winterliches Licht in den Raum, alle Wände, Kissen und Teppiche mit gleichmäßigem Grau übergießend. An den Thürfugen wucherte Reif und Schnee, so sehr der Temperaturhebel auch auf „warm“ gedrückt war. In der Nähe der Fenster war ein ganz zartes Schneien bemerkbar, ein Schneien im wohlverwahrten Coupé. Bisweilen kam unter den Sitzen ein warmer Hauch hervor aus den Eisenröhren, was den Fahrgast durchaus nicht hinderte, seinen Pelz recht eng um den Hals zu ziehen. Er hatte es gern so. Er war ein Freund des Winters, sein kaltes Kratzen an der Wange, sein heißes Beißen an den Ohren war ihm Genuß und für allzu herbe Liebkosungen der Kälte hatte er eben den weichen Biberpelz und in einer Tasche desselben ein Fläschchen Kognak. Letzterer war nur für den äußersten Fall. Er hatte das Prickeln des Alkohols

in der Gurgel gar nicht ungern, aber er hatte es sich zum Gesetze gemacht, diesen bösen Geist nur in dem Notfalle anzurufen, wenn andere Geister ihren Dienst zu versagen drohten. Damit hatte es keine Gefahr. Trotz des leicht grauenden Schnurr- und Backenbartes glühte in seinem etwas eckigen Gesichte frisches Leben.

Nach einer dreistündigen Fahrt stieg Alban an einem kleinen Dorfbahnhofe aus, wo die Zugsmaschine Wasser trank und dann weiterdampfte. Er schlug einen Weg ein über die winterlichen Felder, hin gegen das Gebirge. Der Schnee war hoch und blendend rein, nicht ein Stäubchen lag auf ihm; vielleicht einmal die Spur einer Vogelklaue, sonst unversehrt die weiße unendliche Decke. Es hatte geschneit in derselbigen Nacht, aber ein früher Holzschlitten hatte ihm den Pfad geschliffen, auf dem er nun fast lautlos dahinstapfte. Dort lag das schwarze Auge eines Teiches, an dessen Rändern sich Eisschollen angesetzt hatten. Das Bächlein sah und hörte man nicht mehr, es war überdacht mit Schnee. Mehrmals blieb der Mann stehen, schaute sich um und hörte der unendlichen Stille zu. Dieses lautlose Klingen ohne Ende. Wie einen wunderbaren Ohrenschmaus empfand er die Stille nach dem Gerassel, Gebimmel und Gedröhne der großen Stadt. Der Himmel war grau, an den Bergen hing der zarte Nebel nieder, so daß nur die unteren Teile der Waldlehnen zu sehen waren. Fichtenwald. Alle Äste, alle Kronen besäumt von flaumigem Schnee. An den Tannengruppen, die stellenweise neben dem Wege standen, merkte man erst die schweren, üppigen Lasten des Schnees, der die Äste tief niederbog. Wo man

zwischen durch hineinsah in das dunkle Geäste, da grinsten allerlei abenteuerliche Gesichter hervor: Katzenköpfe, Pferdeschädel, Kobolde und andere Gespenster, mit welchen die Phantasie des Wanderers ein munteres Spiel trieb. Weiter hin am Rain entlaubte Sträucher und Kirschbäume, deren beschneites Äußere mit seinen ineinandergeflochtenen Ästen und Zweigen nicht anders aussah, wie jenes unterirdische Naturprodukt, das der Bergmann Eisenblüte nennt, ins Riesenhafte vergrößert. Vielfältig standen sie da, diese Gestalten in ihrer unbeschreiblichen Weichheit, doch zu einer Ruhe der Ewigkeit erstarrt. Und mitten drin eine einzige Menschenseele, die nicht wußte, wie ihr war: fand sie sich in der großen Natur, oder verlor sie sich in der großen Natur, oder verlor sie sich in sich selbst?

Die Luft war nicht so kratzend, wie unter dem gefrorenen Kohlennebel der Stadt, sie war kalt und klar und roch nach nichts. Wie Wasser, so rein und geruchlos war sie, und doch wirkte sie fast berauschend auf den einer stinkenden Atmosphäre entkommenen Städter. Er empfand die Seligkeit der Befreiung aus den Jochen der Kultur, ihm war wieder zu Mute wie dem frischen Bergknaben, der vor mehr als vierzig Jahren gerade so hingestapft war über diesen Schnee, ringsumher die belasteten Bäume mit den lustigen Ungeheuern, die Sträucher mit ihren Millionen Silberästlein, hie und da ein lebendiger Sperling daran, und darüber der graue Nebel, der an den Berghängen sachte niederfloß. — Wenn man wieder jung werden will, muß man dorthin gehen, wo man einst jung gewesen ist. Und kein Winter

vermag das heitere Sonnenleuchten und das lustige Herzhüpfen neuerwachter Kindheit zu dämpfen.

Etwas langsam ging es voran auf dem lockeren Schlittenpfade und nach einer Stunde hatte er kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt nach seinem einsamen Waldhause. Das Weiße war nicht mehr so blendend, das Dunkle wurde noch dunkler, ein satter Schatten war über allem, es dämmerte der Abend. Auf den Wangen Albans lag eine starke Röte, an der jedes Schneestäubchen der Luft, das etwa zu nahe kam, sofort verging. Auf dem Schnurrbart jedoch hatte sich Reif gebildet und der Atemhauch wandelte sich zum Dampfwölkchen. Die Handschuhe, die der Mann vorher von den warmen Händen abgestreift hatte, zog er wieder sachte an. Der Weg stieg anwärts gegen den Wald, am Rande desselben standen der Reihe nach weiße Männer — die Zaunpfosten mit den hohen Schneehauben. Plötzlich ein schweres Gedröhne — erschrocken wendete sich Alban, von einer alten Fichte war die Schneelast niedergebrochen und die befreiten Äste schaukelten noch lange mit ihren schwarzen Fahnen. Der Wanderer merkte an seinem Pelz weiche Sternchen, es begann zu schneien. Bravo! lachte er in die Natur hinein, denn nichts war ihm süßer und heimlicher, wie der lautlose Flockenfall an den hohen Stämmen nieder, und wie die weißen Flügelchen sich im Winde kreuzen und prickelnd an die Stirn gleiten. Dort, wo der weiße Streifen des verschneiten Weges durch dem Wald hinanführt, lag vor Alban plötzlich ein Mensch. Ein Mann, stöhnend und verschmachtend.

„Wie?“ rief Alban und rüttelte ihn an der Achsel, „was machen Sie da?“

Starrte der andere mit verglasten Augen zu ihm auf und röchelte: „Sterben.“

Da ging einmal ein Schauer durch den ganzen Stadtherrn im Biberpelz. Das Linnengewand, in dem der Arme stak, war freilich nicht für den Winter, und das Gesicht mit dem jungen Bart an der Oberlippe war nicht eigentlich eingerichtet zum Sterben. Im Auge wurde es Nacht, aber etlichemal gab es noch einen Funken. Der Bursche war schon halb starr und die Beine wollten kaum mehr tragen, als Alban ihn aufrichtete. Dieser zog den Pelz aus und hüllte den Sterbenden ein. Es hub an zu stöbern.

„Frieren Sie bloß oder fehlt es sonst?“ fragte Alban.

Der Bursche sagte etwas mit schlotternden Lippen, doch war's nicht zu verstehen. Alban langte nach dem Fläschchen: „Na, jetzt öffnen Sie einmal den Mund, das wird Ihnen wohl bekommen.“ Er gab ihm vom Kognak zu trinken und labte sich an dem Behagen des Verschmachtenden, der das feuchte Feuer mit Gier in sich sog.

„Ist Ihnen besser?“

Der Bursche nickte mit dem Kopf und langte nach der Mütze, die im Schnee lag. Er wollte sie aufsetzen, der Arm bog sich nicht. Alban machte ihn zurecht: „Und nun kommen Sie mit mir. Versuchen Sie's, es wird gehen. Wir haben nicht mehr weit bis zum warmen Zimmer und zum guten Bett.“

Das Gehen wollte sich nicht thun, der Bursche

taumelte. Da dachte sich Alban: Wenn der Pelz fehlt, so muß man sich anderswie warm machen. Als der Bursche jedoch merkte, daß er ihn auf die Schulter nehmen und tragen wollte, wehrte er ab: „Nein, nein, Herr! Das nicht. Es wird schon gehen.“ Er hatte sich erholt, er bat nur noch um einen Schluck Branntwein.

Hernach hat Alban seinen Findling am Arm geführt, langsam vorwärts durch den tiefen lockeren Schnee — in den dunkelnden Abend hinein.

„Sie sind wohl fremd in dieser Gegend? Wohin wollten Sie nur? Am Ende haben Sie zu wenig Warmes in den Magen gethan. Das wird's sein. Na, das läßt sich leicht nachholen. Stützen Sie sich nur fest an mich. So. — Halt, Sie stoßen mich ja in den Schnee. Um so besser, daß sich wieder Kraft rührt. Sehen Sie das Licht? Wir sind dem Hause nahe.“

Ein mattrotes Sternchen schimmerte durch das Schneegestöber, ein Hund begann zu lauten. Da wollte der Erschöpfte nicht mehr weiter.

„I wo!“ lachte Alban, „Sie werden da liegen bleiben, an der Schwelle des Hauses. Nehmen Sie sich zusammen, die paar Schritte noch.“

Jetzt wurde oben am dunklen Gebäude ein Mann gewahr, der rief mit rauher, fast zorniger Stimme herab: „Wer ist denn da?“

„Schon gut, Franz. Ich bin's!“ antwortete Alban.

„Herr Jessus!“ wimmerte jener oben, „wenn das nicht der gnädige Herr ist?“ Mit einigen großen Sprüngen war er da. Der arme Bursche riß sich aus

dem Arme Albans und lief bergab — in den Wald hinein.

„Und so in der Nacht daher?“ wunderte sich der Franz. „Ja, weswegen kein Telegramm, daß ich hätte auf den Bahnhof kommen können!“

„Du weißt ja, Franz, wie ich's liebe,“ sagte Alban und schaute sehr verblüfft nach der Richtung hin, in die sein seltsamer Begleiter so plötzlich entschwunden war.

„Haben Euer Gnaden den gekannt?“

„Mit dem ich da des Weges kam?“

„Haben Euer Gnaden ihn gekannt? Nicht — na, das hab' ich mir gedacht. Aber, warum denn nicht telegraphieren? So allein im Finstern dahergehen. Ich denk's nicht aus, was da geschehen könnt'.“

Alban fröstelte. Jetzt merkte er erst, daß er keinen Pelz am Leib hatte. Na, da hatte er seine Nächstenliebe einmal an den Richtigen verwendet. Rasch eilte er zum Hause hinan. Der Kettenhund im Hofe begann sofort vor Freude zu winseln, als er den Ankömmling erkannte. Dieser ließ sich in der warmen Meierstube nieder, bei den Kindern des Hausmeiers, während Franz und sein Weib mit großen Scheiten und knisternden Spänen die Öfen der Herrenzimmer heizten. Und bei dieser Arbeit pfauchte der Mann dem Weib zu: „Hörst du! Das hätte was können werden! Denk' dir doch, der Armenseelen-Schorschl ist mit ihm gegangen.“

Sie erschrak so sehr, daß ihr der Kienspan entfiel und auslosch.

„Weiß Gott, was der Spitzbub' noch im Sinn gehabt hat — eingehängt miteinand sind sie gegangen.

Wie er mich gewahrt, na, da hat er Beine bekommen! Ich glaube gar, mit dem Exzellenz-Herrn seinem Pelz."

Sie hockte am Ofen thatlos da. „Mann," stöhnte sie: „der Schorschl, sagst? Ich bin derschlagen. Ich leg' mich hin und sterb' vor Schrecken."

„Glaub' dir's. Ehvor mußt aber Feuer machen."

Mittlerweile hatten sich an Alban die Kinder trautsam herumgemacht. Das Mädel zupfte an seiner Uhrkette, der Knabe kletterte auf sein Knie. Das kleinste Mädel stand am brodelnden Herd, sog am Finger und glurte mit den braunen Rundäuglein auf den schönen großen Herrn, von dessen Schnurrbart nun die Eisstückchen fielen. Er hatte noch den Schnee aus den Falten seines Gewandes zu stäuben gehabt, dann erkundigte er sich nach der Meinung der Kleinen, was am nahen Weihnachtsabend das Christkind bringen werde. Sie rieten auf Äpfel, Lebkuchen und ein güldenes Trompetel. Er vermutete, daß es für den Knaben auch ein hölzernes Reitpferd und für die Mädeln Puppen geben dürfte, was ihnen wohl sehr aus der Seele gesprochen zu sein schien, denn die Gesichtchen gingen ins Breite vor lauter Vergnügen.

Nach einer Weile berichtete der Franz, das eine Zimmer wäre schon soweit, daß das Fenstereis anhebe zu rutschen. Unterwegs die Treppe hinauf fragte Alban: „Nun, Franz, wie geht's, wie steht's? Hast wohl recht viel Geld für mich — wie?"

Der Meier schlenkerte die Arme, gleichsam, als müßte

aus den Ärmeln was herausfallen, wenn was drinnen wäre. Es fiel aber nichts heraus.

„Oder hoffest du am Ende gar, daß ich dir eines bringe?“

„Es war wieder ein verdammtes Jahr, Euer Gnaden. Korn hat's just so viel gegeben, daß für die Taglöhner das Brot hat gelangt. Der Sauspeck hat gekauft werden müssen, weil uns im Frühjahr drei Ferkeln in der Seuche sind gestorben. Von den Kühen ist nur eine trächtig worden, ist der Milchverkauf zurückgegangen gegen voriges Jahr. Nachher die Holzdiebe, die Wilddiebe, die Erdäpfeldiebe. Nichts geht mehr sicher, es ist keine Redlichkeit mehr um und um. Alle Jahre werden die Leute schlechter. Euer Gnaden, es ist hart wirtschaften und gewiß an zehnmal habe ich zu meiner Frau gesagt: Wenn der gnädige Herr einen andern thät' nehmen, statt meiner, frei Vergeltsgott sagen müßt' ich ihm dafür. Wenn was zu Schaden geht und gehört nicht einem selber und man thut, was man kann, und kommt doch nichts zuweg — na, als wie so was, da bin ich lieber der letzte Bauernknecht, bei meiner Treu! Daß ich's nur rund sage, Euer Gnaden — nichts habe ich dersparen mögen, wieder Schulden habe ich machen müssen.“

„Na, na, Franz, trösten wir uns darüber. Das sollten wir doch schon längst gewohnt sein. Wie steht es nur mit dem Wald? Du sagtest im letzten Herbst, es wäre Holz zu schlagen.“

„Ein paar Dutzend überständiger Fichten, Euer Gnaden. Das hat gerade den Steuerzuschlag gedeckt,

daß wir soweit reines Buch hätten. Wenn nur die alten Posten nicht wären. Und mit den Taglöhnern bin ich im Rückstand. Außerdem sollen ein paar neue Maschinen angeschafft werden."

„Dafür ist diesmal wohl der Guano mit unterlaufen? Fünfzig Säcke, glaube ich."

„Gott ja, der Vogelmist steht auch noch aus. Es ist rein zum Auslachen, wer wirtschaften will, heutzutage. Wie ich sage, von Jahr zu Jahr schlechter. Mir wär's schon bald am liebsten, wenn —" eine wegwerfende Bewegung machte er.

„Beruhige dich, Franz," sagte der Gutsherr in einer recht behaglichen Weise und schlug mit der flachen Hand an seinen Busen, wo es klatschte, wie auf Leder. „Ich habe ja doch wieder etwas bei mir. Der Weltlauf hat sich eben gewendet, heute muß der Landmann vom Städter ernährt werden. Hauptsache ist, daß etwas lebt und webt."

Der Hausmeier mußte sich abseits wenden und die Augen streichen, über diesen gütigen Herrn. Und da geht er mit dem Schorschl und hat die Ledertasche im Sack! Wenn die reichen Leute ihre Schutzengel nicht hätten!

Als die Meierin das Nachtmahl fertig hatte und im bereits durchwärmten Zimmer der Eichentisch gedeckt war, mußten sie sich — die Kinder schliefen schon unten in ihren Bettchen — an den Tisch setzen und dem Herrn Gesellschaft leisten. Gepökeltes Rauchfleisch, dann Hafergrütze mit Obstwein, das schmeckt an und für sich gut. Bei Geplauder mit schlichten, gescheiten Natur-

menschen schmeckt es natürlich noch besser. Der silberne Armleuchter mit den sechs Kerzen verbreitete ein fast feierliches Licht auf die dunklen, altertümlichen Möbel, auf die schwarzen Butzenscheibenfenster, an deren Bleizellen sich draußen der Schnee legte. Manchmal klirrte eines dieser Fenster, denn es hatte sich der Wind erhoben.

Jetzt war von dem Menschen die Rede, den der gnädige Herr unterwegs im Schnee gefunden, gelabt und mit seinem Pelz versehen hatte. Die Meierin rang dabei immer nur stumm die Hände, des Entsetzens voll darüber, was hätte geschehen können.

„Dem seine Erschöpfung! Halten zu Gnaden, das ist alles Verstellung gewesen," sagte der Franz. „Na, das glaube ich, daß der 's Laufende bekommt, wie er mich hat gesehen!"

„Ihr kennt also den Menschen."

„Aber mein blutiger Heiland!" brach die Meierin aus. „Das ist ja der Armenseelen-Schorschl gewesen!"

„Wie Euer Gnaden mit dem haben können gehen!" rief der Franz fast vorwurfsvoll. „Das ist ein Muster! Ich sage bloß, dem weicht man auf dreißig Schritte aus, wer kein gespicktes Sechsläuferl bei sich hat. Ein vacierender Strolch ist's, und noch was anderes! Seit's ihn wieder ausgelassen haben, geht kein Zeug im Schoppen und kein Korn in der Scheuer sicher."

„Thor! das wäre noch gering!" schrie die Meierin ihrem Manne zu. „Da leistet der Armenseelen-Schorschl ganz andere Tagwerke, wenn man dürfte reden!"

„Woher dieser sonderbare Name?" fragte der Herr.

„Weil er arme Seelen macht!" rief sie.

Und bedächtiger, leiser setzte der Franz bei: „Ein geborener Hiesiger ist es — leider Gottes. Seine Mutter, ein lediges Weibsbild. In alten Tagen Betschwester, wo sie immer auf Wallfahrtsstraßen ist gelaufen und ihr Brot mit Armenseelen-Erlösen gesucht hat. Auch ein schönes Geschäft. Der Schorschl führt's weiter, nur mit dem Unterschied, daß er die armen Seelen vom Leib erlöst und ins Fegefeuer schickt — wenn's wahr ist, was man hört. Zum Soldaten haben sie ihn genommen und soll davongelaufen sein. Jetzt nirgends Arbeit, und leben will so ein Mensch doch auch, natürlich. Na, da kann man sich's leicht denken."

Die Meierin wußte Bestimmteres: „Nicht weniger als drei Tote haben wir gefunden seit Allerheiligen, in der Gegend. Aus Altersschwäche ist der Holzmeister im Schirrwald nicht gestorben, und der Bruckard-Bauer auch nicht, und der salzburgische Viehhändler, der lustige Mensch, noch am wenigsten. Die haben schon andere Ursachen gehabt. Bei gar keinem hat man die Brieftasche gefunden, Euer Gnaden. Derweil halten die Gendarmen scharfe Nachfrag' nach dem Schorschl."

„Frau, es hat geläutet!" sagte der Hausmeier.

Während die Meierin hinabging, schenkte Alban neuerdings die Gläser voll und sagte nachdenklich: „Wenn ein Mensch hilflos daliegt, kann man ihn doch nicht verlassen."

„Ah freilich muß man ihn aufpappeln, daß er nachher mit dem Pelz davonlaufen kann. Ein durchtriebenes Kreuzköpfel, der Schorschl. Bitt' schon um Verzeihung."

Der Herr empfand insgeheim Ärger. Erstens weil er dem Gauner aufgesessen war, und dann weil er sich nun von seinem Hausmeier noch ausspotten lassen mußte. Vor dem schlauen Spitzbuben alle Achtung. Aber der Geprellte sinkt an Ansehen. Trotz aller biderben Teilnahme, die der Franz darthat, war eine kleine Schadenfreude darüber kaum zu verkennen, daß ein so hoher Herr, der — ist fast zu sagen — ein ganzes Reich regieren will, so leicht zu überlisten ist.

Die Meierin kam wieder herein und brachte den Pelz. Ununterbrochen hieb sie mit einem Rohre auf ihn los, um den Schneestaub herauszuschlagen. Der Albel-Schmied hatte ihn unten am Waldrand gefunden.

Jetzt konnte Alban überlegen auf seinen Hausmeier blicken: „Siehst du, siehst du!"

Der Franz und sein Weib zerbrachen sich die Köpfe. Das könne man sich fast nicht denken, weshalb der Lump den kostbaren Pelz weggeworfen habe. Der muß ihm rein abgejagt worden sein. Die Säcke hat er jedenfalls ausgeplündert. Nun, in den Säcken fand sich noch das Seidentuch und die Silberdose, und sonst war nichts darin gewesen.

„Wer weiß!" riet der Hausmeier, „wer weiß, was der Spitzbub' noch im Sinn hat!"

„Laß es gut sein, Franz. Der strenge Winter wird ihn zu Paaren treiben. Dann wird sich's ja weisen. Man muß nicht gleich das Schlimmste denken."

„Da haben Euer Gnaden ganz recht, man muß nicht allemal gleich das Schlimmste denken," rief die

Frau, „ich sag's auch immer. Mein Vetter, der Seifensieder zu Bachau, hat halt gern gesagt: Die Leut' sind nicht immer so schlecht, als man denkt, oft sind sie noch schlechter."

„Nicht wahr, die Öfen sind in Ordnung, und das Bett auch?" lenkte der Herr über. „Machet mir für morgen noch das Lodengewand und die Pappenheimer flott, dann könnt ihr schlafen gehen."

Zum Handkuß drängten sie sich an ihn und wünschten leidenschaftlich eine ruhsame Nacht.

Alban schloß hinter ihnen die breite, niedere Thür ab, im alten Stahlschloß klirrte der Schlüssel. Vom grünen Kachelofen hin an der Wand war eine Holzbank, darauf streckte er sich, nachdem er eine Cigarre angebrannt hatte, schlank aus und stützte sein schon etwas grauendes Haupt auf die Lehne. Ah, wie köstlich, wenn man statt der Federn einmal etwas Hartes unter dem Kopf hat! Wie dabei das Gehirn klar bleibt! Mit Behagen betrachtete er die dunkele Täfelung des großen Zimmers mit den Kästen und Truhen aus alten Zeiten. Das waren noch Bauten, diese Möbel! Im Uhrkasten tickte die Schwarzwälderin. Nichts hörte man als im Ofen das Knistern der Glut und diese Uhr. Laut, fast klingend war ihr langsamer gleichmäßiger Schritt. — Alle große lärmende Welt ist weit dahin, jetzt bin ich wieder einmal im Frieden meines Waldhauses. In diesen Gedanken lag eine unmeßbare Tiefe von Glück. Eine ganze Woche Einsamkeit. Welch ein Unterschied, ob man im fremden, prunkvollen Palaste haushält, oder in der Hütte, die man, Balken für Balken, selbst gebaut

hat. — So wie vorhin draußen auf dem Felde die scharfe Winterluft ihm Jugend zugeweht hatte, so empfand er in diesem stillen trauten Raum etwas vom Elternhause, dem längst zerfallenen. Können nicht auch Häuser ihre Seelen haben, die von einem Bau zum andern wandern, wenn der eine niedersinkt und der andere mit demselben Weihesinn aufgerichtet wird? — Der gute Franz! daß er keinen Ertrag aufbringt, kränkt ihn. Als ob je ein Geld, das man für Luxus hinwirft, so gut angelegt sein könnte, als das für ein stilles Landhaus! Die wenigen Wochen, die man aller Ketten los in ihm und in seinen Wäldern atmet, zehnfach überwiegen sie an köstlichem Lebensinhalt alle übrigen Vergnügungen des Jahres.

Ein Poltern des Sturmes rüttelte ihn aus seinem Träumen. Das dröhnte dumpf ums Haus und die Kerzenlichter zuckten unruhig. An den Fenstern stäubte Schnee und verlegte immer mehr der sechseckigen Zellen, und an anderen wucherten die kalten Blumen des Eises. Das wird morgen eine Lust sein, im knietiefen Schnee durch den Wald zu stampfen, unter den Wuchten der Bäume, auf denen die Elstern und die kreischenden Krähen mit ihren Flügeln den weißen Flaum hinstäuben! Dann zur Quelle hinauf, an deren schwarzem Wasser kein Schnee sich hält, kein Eis sich bildet, wo die frische Brunnenkresse wächst mitten im Winter. Und wenn im Jungwald die Hasen nicht mehr flüchtig sind, weil ihnen der alles versehrende Winter noch gefährlicher dünkt, als der Mensch, falls er nicht das schreckliche Rohr an der Schulter hängen hat. Und wenn das Reh vertrauend sogar heransteigt: Mensch! Schon seit

Wochen nähre ich mich von Reisig und Baumrinden. Ich bin dünn geworden wie ein Brett, die Beine zittern mir, ich möchte in der Nähe eines lebenden Wesens sein, hab' Erbarmen. — Und wenn im Schnee, schon fast vergraben unter zartem, feuchtem Flaum, ein blasser Mensch liegt, ein sterbender. —

„Ach, warum hat dieser Junge so thöricht Reißaus genommen!" rief Alban plötzlich aus und warf den Cigarrenstummel auf das Fletz hin. Dann stand er auf, nahm den Armleuchter und ging ins anstoßende Schlafzimmer.

Im Bodengeschoß war es auch längst still geworden. Aber draußen unter dem Vordache des Thores standen noch der Hausmeier und der Albel-Schmied, der den Pelz gebracht hatte. Ob dieser sich nicht am Ende einen Finderlohn herausschlagen wollte? Es lag ihm etwas an. Sie duckten sich hinter der Ecke, um die der Wind pfiff, sie waren beide belegt vom fliegenden Schnee und gingen doch nicht auseinander. Eine dringende Geschäftssache schienen sie zu besprechen. Um sechzig Lärchstämme handelte es sich und wurde verabredet, daß dieselben nicht auf einmal, sondern verteilt etwa auf fünf Jahre geschlagen und entfernt werden sollten. Aber nicht im Winter fällen, vielmehr, so glatt am Erdboden abstocken, damit der Stock sich leicht mit Rasen und Moos verdecken lasse. — Bei Schneelicht öffnete der Albel-Schmied seine Brusttasche, klaubte in Blättern und Noten herum und reichte dem Franz einen Vorschuß.

„Aber nur die größte Vorsicht, ich bitte dich!"

flüsterte der Hausmeier. Der Schmied lachte ihn ob solcher Mahnung bloß aus, ging davon und verlor sich im Gestöber.

Alban konnte lange nicht einschlafen vor lauter Behaglichkeit. Im Nebenzimmer tickte die Uhr, draußen grollte der Wind. Wie es doch sein kann, daß dem schwachen hilflosen Menschen oft so heimlich ist in den Einöden der wilden Natur! Daheim, daheim! so hallte das Ticken der alten Uhr in seiner Seele nach. Und jene bunten, glänzenden Kreise, wo er der heitere, von Gunst, Glück und Macht umgebene Weltmann war, sind versunken wie ein Traum, der nicht mehr aufkommen kann vor der stillen, beständigen Wirklichkeit dieses Waldhauses. — Als er nach einigen Stunden festen Schlafes erwachte, lag an den Täfelungen das blasse, unsichere Licht des trüben Wintermorgens. Im Kamin knisterte noch ein Glutrest. Die Fenster waren blind vor Schnee. Als Alban, nachdem er mit behaglichem Schmunzeln sein geliebtes Lodengewand angezogen hatte, eines der Fenster öffnete, um hinauszublicken, wirbelten die feinen Flocken in die Stube. Draußen war es nicht so, wie er sich gedacht hatte, daß auf dem Boden die hohe gleichmäßige Flaumdecke gebreitet sein und auf den Bäumen die riesenhaften Schneehauben und Mäntel hängen würden. Der Waldhang war schwarz bis hinauf, der Sturm hatte die Lasten von den Stämmen geschüttelt, und die Äste waren alle lebendig und rauschten. Der Boden war stellenweise kahl gefegt, an anderen Stellen ungeheure Schneemassen mit glatten Kuppen oder scharfen Riffen und überhängenden Tüchern. Gerade

am Einfahrtsthor lag ein solches Gebirge dahin und der Franz, selber ein lebendiger Schneemann, war bestrebt, den Weg auszuschaufeln. Dabei stieß er heftige Worte hervor und machte grimmige Gebärden gegen das Thor hin. Im anstoßenden Hof rasselte der Kettenhund, der riß so heftig an seinem Bande, daß das Bellen zu einem heiseren, wütenden Röcheln wurde. Vor dem Thore mußte jemand sein, den Alban vom Fenster aus der Schneewuchten wegen nicht sehen konnte. Er hörte nur die Scheltworte des Hausmeiers über den „Lumpen und Strolchen, der nur dann winsele, wenn er der Schwächere sei, dort aber, wo er sich als der Stärkere wisse, im Wald und auf langen Straßen, wohl gar die Leute anfalle, wenn nicht gar arme Seelen mache.“ Aber er würde es ihm noch abgewöhnen, sich gar in die Herrenhäuser zu betteln und dort zu spähen, wo man nächtig am besten einbrechen könne, und wenn der Strolch nicht sogleich abschiebe, so würde er was anderes erleben! Da jener draußen sich aber nicht abweisen lassen wollte, sondern um Gotteswillen bat, so steckte der Hausmeier mit zornigem Wurf die Schaufel in den Schnee, stapfte in den Hof: „Sultan! Jetzt sollst diesem fremden Herrn da draußen einmal den Weg zeigen. Huß, huß!“ Die Kette war gelöst, die Bestie wirbelte wolfartig durch den Schnee und schoß übers Thor hinaus, wo der Fremde stöhnend die Flucht ergriff.

„Franz! Franz!“ hatte Alban schon mehrmals vom Fenster aus gerufen, „was geht vor? Was will der Mann? So laß ihn herein! Du wirst doch den Hund nicht —!“ Im tosenden Sturm schien der Hausmeier

seine Stimme nicht zu hören, und über alles hin trieben die Wirbel des unendlichen Schnees.

Als Alban, der eilig die Treppe hinabgelaufen war, ins Freie kam und ihm der Wind fast den Atem verschlug, war der Hausmeier wieder bei seinem Schneeschaufeln, der Hund mit wedelndem Schweif schnürfelte um ihn herum, und wo er mit der Schnauze im Schnee wühlte, waren Blutspuren.

„Hätte ich ihn sollen abfangen, Euer Gnaden? Na, habe ich mir gedacht, die Scherereien nachher, das Laufen zum Gericht. Ist allemal zuwider.“

„Hereinlassen hättest du ihn sollen. Wer wird bei einem solchen Wetter einen Menschen mit dem Hund hinaushetzen?“

„Aber Gnaden, Exzellenz, Herr! Es ist ja der Schorschl gewesen!“

„War es wer immer, du laufest ihm jetzt nach und bringst ihn ins Haus. Marsch!“

Na nu, da lugte der Franz einmal drein, aber nur einen kurzen Augenblick. Er merkte, daß es ernst war und daß der gnädige Herr in der Verblendung den treuen Diener in den schrecklichen Wintersturm hinausschicken konnte, um den Gauner unter Dach zu bringen.

Nach einer halben Stunde kam er zurück, keuchend und schnaufend, und sein Weib mußte ihm den Schnee aus dem Leibel und unter der Halsbinde hervorkratzen. Gebracht hatte er nichts. Nichts gesehen und nichts gehört. In zwei Minuten verfegt der Wind die Spuren.

Alban schritt durch die zwei Zimmer auf und ab. In den Öfen knisterte das Feuer, die Uhr tickte in ewiger

Einheit fort. Das Frühstück mit dem dampfenden Mokka und der frischen Alpenbutter hatte ihm nicht gemundet, die Cigarre hatte keinen Zug gehabt. Die Stimmung war dahin. Wo steckte denn jetzt die Behaglichkeit, die Heimlichkeit? Dieses schöne, feste Haus war ja ein herzloses Unding! Es ist zu dumm! Nun aber, wäre es denn heimlicher, wenn der verdächtige Mensch im Hause weilte? Soll man denn nicht einen Tag lang sein Dasein rein genießen? Läßt die Pflicht einen Augenblick aus, so setzt das Gewissen ein und gestattet es nicht, kindlich froh zu sein, solange man in der Nähe einen Menschen weiß, der elend verkommen muß. Im Kachelofen brüllte das Feuer, es brüllte und pfiff, gleichsam der Kampf zwischen Wärme und Kälte. Der Sturm draußen, gestern noch so herrlich, heute so abscheulich. Sein Rütteln an den Fenstern und Thoren war so köstlich gewesen, erst das bange Klopfen eines Hilfesuchenden hatte diesen Wintertag zu einem schrecklichen gemacht. Er ging wieder hinab, und rasch in die Meierstube tretend, hockten sie dort beisammen, um einen Mandelkuchen und bei Obstwein.

„Franz! Sofort wirst du dich nochmals aufmachen, um den armen Menschen zu suchen!"

„Zu dienen, Euer Gnaden!"

So scharf und entschieden das erstere gesprochen worden, so kleinlaut klang das letztere.

Und recht eilig packte der Meier sich zusammen, fast so eilig und stürmisch, daß es wie Entrüstung aussah. Alban blickte ihm finster nach. Dann ging er in den Wirtschaftsgebäuden umher. Die Dienstboten liefen

heran, um ihm die Hand zu küssen, heute wehrte er ab. — „Der, wenn er uns hereingekommen wäre!" sagten die Knechte und machten mit ihren Dreschflegeln drohende Bewegungen. „Wir sind zwar nicht bei den Soldaten gewest, aber für unseren lieben gnädigen Herrn stehen wir schon zusammen, wenn ihm einer so an den Pelz will! Ei ja, das wohl!"

Widerwillig wendete er sich ab und ging zum Hofthore hinaus. Das Gestöber verschleierte alles, und wo in demselben auf zehn Schritte eine dunkle Gestalt auftauchte, da war es ein Zaunpfahl oder ein Baumstrunk. Eine leidenschaftliche Ungeduld hatte ihn erfaßt, daß endlich der Hausmeier dahersteigen müsse, an seiner Seite den armen Menschen, der vorhin mit dem Hunde davongehetzt worden war. Der weiße Bodenstreifen zwischen den Bäumen hin, das war der Weg, aber man sank in den Schnee bis auf die Lenden, und immerfort fegte der eisige Wind den lockeren Flaum über die Fläche hin in flatternden Schleiern, oder er wirbelte ihn schraubenförmig in die Lüfte, stäubte ihn von den Bäumen zurück. Wie kalte trockene Fluten, so gossen sie dem Manne ins Gesicht, verschlugen ihm den Atem, verlegten ihm Augen und Ohren. Um sich nicht selber zu verlieren in diesem tosenden Schneemeere, versuchte Alban umzukehren, da trat aus der weißen Finsternis ein dunkler Flecken hervor — ein zweiter, und die Männer waren da. Der Franz war's, aber nicht der Vagabund mit ihm, sondern der Postbote vom Dorf.

„Das ist ein Wetter!" rief der Meier dem Herrn

zu. „Als ob's den Himmel hätte zerrissen, so fliegt's niederwärts. Bei meiner Treu, solch einen Tag hab' ich noch nicht oft erlebt!“

„Hast du den Mann nicht gefunden?“

„Ach du mein Gott, der sitzt in einem hohlen Baum und lacht uns alle aus. Und wenn er liegen bleibt im Schnee —“ der Lump, es ist kein großer Schade! Das wollte er beisetzen, erinnerte sich aber noch rechtzeitig, es wäre der Exzellenz-Herr, mit dem er sprach. „Gut ist's doch, Euer Gnaden, daß ich ausgegangen bin,“ setzte er in stoßweisen Worten fort, „der da hätte sonst nicht kommen können.“

Als sie sich bis zum Hause gearbeitet hatten, entfaltete der Briefbote seinen Mantel, seinen Rock, das Wams und that seine Sache hervor. Ein Telegramm hatte er zu übergeben, und während es mit steifen Fingern umständlich ans Tageslicht gefördert wurde, ließ er einiges von seiner Wanderung vernehmen. — Vier Stunden vom Dorfe her. Über den Höhenrücken heran auf nacktem Erdboden, wo der Wind den Schnee weggefegt, aber ein Wind wie das Messer! Dann über Schneewächten stellenweise gekrochen, auf den Knien gegangen, eine Weile auf einem Zaun, der mit seinen Stangen aus dem Schnee ragt, dahingeschritten wie ein Seiltänzer. Einmal niedergebrochen, in die Wuchten gefallen, daß der Schnee darüber zusammengeschlagen wie Wasser über den Schiffbrüchigen. Und noch gedacht: Wenn ich hin bin, in Gottesnamen, wenn nur der Exzellenz-Herr das Telegramm kunnt bekommen. „Und ist auf einmal einer über mich gepurzelt, ist's der Franz

gewesen. Euer Gnaden, sonst wäre ich schon bei Vater Abraham. So, da hätten wir's. Na, aber schon sauber vermudelt, tausendmal Entschuldigung!"

Eine Depesche aus der Staatskanzlei.

Als Alban sie rasch gelesen hatte, befahl er dem Hausmeier: „Laß dem Boten etwas Warmes geben, er soll sich ausruhen. Du mache dich fertig, mit mir auf den Bahnhof. Ich reise ab."

Während er dann in den Zimmern seine paar Sachen zusammenthat, fiel ihm ein: Es hat doch alles sein Gutes. Trostlos würde ich sein, das Waldhaus schon heute wieder verlassen zu müssen, wenn mich nicht schon die Verdrießlichkeit locker gemacht hätte.

Mit Sorgfalt schnürte er die Bundschuhe, knöpfte die Wadenwärmer, band die Pumphosen, nestelte sich in den Pelz ein und steckte riesige Wollenfäustlinge über seine Hände. Der Franz war von seinem Weibe in alle möglichen Hosen, Jacken und Tücher eingemummt worden, aber er machte ein grimmiges Gesicht, das nur dann ins gemütlich Breite ging, wenn es dem Herrn zugewendet werden mußte.

Und hernach mit langen Stecken hinaus in die wirbelnde Welt. Man versuchte es über den Feldhang hinab. Es ging dort nicht, sie sanken bis an die Brust ein, mußten wieder zurück. Als Eismänner kamen sie in den Hof, vermieden aber die warme Stube, um nicht zu tauen und nachher in Klumpen zusammenzufrieren. Der Herr erinnerte sich an Schneereifen, die im Hause sein mußten. Sie wurden nicht vorgefunden. Also wurden runde Brettchen gemacht, mit Riemen

versehen und an die Schuhsohlen gebunden. Das bewährte sich. Der Schnee knirschte unter den Scheiben, gab aber nicht zu tief nach. Die rauschenden Bäume schleuderten keine Staubwolken mehr herab, hingegen dort und da einen gebrochenen Ast. Und wenige Schritte vor den Wanderern sauste ein schwerer Tannenwipfel nieder und schlug so tief in den aufschäumenden Schnee, daß kaum noch ein Busch davon hervorragte. Der Schneetanz auf dem Boden war so heftig und betäubend, daß die Männer oft stehen bleiben und sich umwenden mußten, um Atem zu fangen. Sie strebten dem Thalrücken zu, wo der Schnee weggefegt sein mußte, verfehlten aber die Richtung und kamen in die Mulden, die zwar weniger Wind, aber um so unendlichere Wuchten von Schnee hatten. Da war ein Weg gewesen und am Wege waren Planken und Bildsäulen gestanden; das alles jetzt nicht da, oder in der Tiefe, und man schritt darüber hin. Aus dem grauen Nebel fielen und flogen immer noch die unermeßlichen Flocken und Körnchen, sie flogen hin und her, auf und nieder und plötzlich strudelte eine Schneehose auf, so hoch, daß sie sich im Nebel verlor und gar nicht mehr zurückkam. Die Männer hatten auf dem ganzen Wege kaum zehn Worte miteinander gesprochen, sie pfauchten und schnupperten und schlugen häufig die Arme ins Kreuz über die Brust, um sich durch solche Bewegung die Glieder vor Erstarrung zu bewahren. Und dabei setzten sie schwerfällig und breitschrittig die Beine mit den Scheiben voran.

„Na, endlich,“ brummte Alban. Er roch Rauch vom häuslichen Herd. Das Dorf war in der Nähe. Da

bemerkte er in der Thalung einen Mann. Er stand am Rande des Teiches, der heute viel kleiner war, als gestern. Die Eisränder waren weit hineingewachsen und beschneit, und auf solchem Eise, das jeden Augenblick brechen konnte, stand der Mann und schien in den versulzten Tümpel zu schauen.

Der Franz packte seinen Herrn am Arm, um ihn aufzuhalten: „Da ist er! Da ist er ja! Der Schorschl! Ich glaube gar, der Lump angelt. Wenn es sonst nichts zu stehlen giebt, so stiehlt er Fische.“

In demselben Augenblick machte der Mann am Teiche einen Sprung und stürzte sich kopfüber ins Wasser.

Mit einem Schreckruf forderte der Herr den Hausmeier auf, dem Selbstmörder beizuspringen.

„Für Euer Gnaden Leib und Seel'. Für den da nicht einen Hosenknopf!“

„Halte mich an den Beinen fest!“ Mit diesen Worten sprang Alban hin, legte sich flach an den Teichrand, so daß fast der Schnee über ihn zusammenschlug und haschte nach dem Arm, der aus dem Wasser auftauchte.

Wenige Augenblicke später lag der Vagabund leblos im flaumigen Schnee. Alban knetete ihm den Leib, bis aus dem Munde Wasser hervorgurgelte, und als die blutlosen Lippen nach Luft zu schnappen begannen, hob er ihn auf seine Achsel und trug ihn durch das Gestöber dem Dorfe zu. Als sie bis zur ersten Hütte kamen, hingen vom Gewande, vom Haar des Ohnmächtigen Eiszäpfchen nieder, und als Alban ihn in der Kammer der alten

Häuslerin auf das Bett legte, war der Mensch ihm förmlich auf die Schulter gefroren. Die arme Frau wußte nicht, wie das denn war, daß der Exzellenz-Herr einen Toten dahertrug und ihn ohneweiters auf die große blumige Decke ihres Bettes warf.

„Habt Ihr warme Milch, Frau? flößet ihm welche in den Mund, er kommt zu sich. Pfleget ihn, es wird nicht umsonst sein.“

Während der Hausmeier nach dem Arzt geschickt wurde, stellte sich bei dem Geretteten das Leben ein. Alban gab noch mehrere Anordnungen und strebte dann dem Bahnhofe zu. In der Dorfgasse gab es wahre Schneegebirge, die manchem Hause bis ans Dach gingen. Ein altes Männlein hatte von seinem Dachkammerfenster aus ein Brett gelegt und konnte also nicht bloß selbst auf gutem, aber ungewöhnlichem Wege mit der Außenwelt verkehren, sondern auch den übrigen Insassen des Hauses, deren Thore verschneit waren, denselben vermitteln. Mit Verwunderung erblickten sie den Exzellenz-Herrn, der heute auf Schneescheiben daherkam; sie boten ihm Schlitten an und mußten sich dabei selber auslachen, weil ja keiner zu brauchen war. Unterwegs begegnete er dem Arzt, der hatte zwei Küchenkörbe an den Füßen und stapfte in denselben sehr würdig einher. „Man muß sich zu helfen wissen, Exzellenz!“ lachte er dem Herrn zu.

„Ja ja, Herr Doktor,“ antwortete dieser, „und helfen Sie nur auch dem armen Kerl, der im Rainhäusel liegt. Das Weitere wird veranlaßt werden, jetzt muß ich leider auf den Bahnhof.“

Der Fluß, der zwischen dem Dorfe und dem Bahnhofe sonst im breiten Sandbette sich dahinschlängelt, jetzt lag er da wie ein verschneites Feld; still rann das Wasser unter der Schneedecke, und das Brückengeländer ragte kaum mit ein paar Schneewulsten hervor, an deren scharfen Kanten die weißen Strähnlein kreiselten.

Auf dem Bahnhofe arbeiteten Schneeschaufler, der Stationsvorstand salutierte überaus ehrerbietig vor Seiner Exzellenz und meldete, daß der Eilzug über drei Stunden Verspätung habe.

„Na also, dann ist ja Zeit," sagte Alban und begann, sich wieder durch das Dorf zu arbeiten, bis hin zum Rainhäusel.

„Es ist nicht das Schlimmste," sagte der Arzt, der eben wieder aus der Thür trat. „Patient bedarf einige Tage der Ruhe und Pflege. Er ist durch und durch ausgehungert und verfroren. Bis er hergestellt ist, dürften ihn ja ohnehin die Gendarmen in Empfang nehmen."

Im engen, rußigen Vorgelaß des Rainhäusels arbeitete das alte Weib. Sie brach dürre Äste übers Knie und versuchte, auf dem Herde das Feuer zu entfachen; es gab Rauch, aber es wollte nicht brennen. Das Weib war eine dünne Stange, an der das aschfarbige Gewand schlapp niederhing. Sie war so nackenkrumm, daß der Kopf wie geknickt ganz vornübergeneigt war, so daß von der Häuslerin das Sprichwort ging, sie schaue alleweil ihren Kropf an. Eine schwarze Haube, die an den Ohren herabgebunden war, bedeckte das Haupt, ließ aber hinten die dünnen grauen Haarsträhne nieder-

gehen, so daß es war, wie bei einem ehrwürdigen Pastorlein. Sie war sehr mißmutig und brummte, weil man ihr diesen Lumpen ins Haus gebracht habe. Solche Leute hätten ja immer ihr Vorrecht. Damit der Stinkfaule ein warmes Nest habe, nehme man einer ehrlichen Person das Bett weg. Die beste Kammerleinwand, aus der sie erst das Betttuch geschnitten, der schlechte Kerl liege jetzt drinnen, mutternackend. Sie werde gleich zum Richter gehen, der müsse ihn hinwerfen, wohin er gehöre. — In der Milch, die sie dem Kranken notgedrungen reichen mußte, war nicht gar viel Rahm enthalten, allein der Schorschl langte nach dem Topf mit krankhafter Gier und goß den Trank heißhungrig durch die Gurgel.

Nun war der Exzellenz-Herr wieder eingetreten, hatte den Schnee abgeschüttelt, sich ans Bett gesetzt und gefragt, wie es ginge. Am Ofengeländer hing das nasse Gewand, es dunstete und mürfelte durch die ganze Stubenluft. Der Schorschl sah gar verstört aus, die Wangen eingefallen, die Lippen angeschwollen, die Augen gerötet und das feuchte Haar wirr über der Stirn. Die Hände, mit deren hageren Fingern er immer die schwammige Decke über die Schulter zerrte, zitterten leise. Er antwortete nicht auf die Frage des hohen Herrn, und als dieser nochmals fragte, ob ihm sehr schlecht sei, schob er sich über gegen die Wand, barg das Gesicht in die Lappen und weinte, daß die Achseln stießen.

Alban legte ihm die Hand aufs Haupt und begann ihm so liebevoll zuzureden und zu trösten, daß der Kranke sich allmählich beruhigte und zutraulicher wurde. Sogar

einmal ein Lächeln, daß die breiten weißen Zähne hervorstanden. Dieses Lachen rührte fast noch mehr, als das Schluchzen, es war so unbehilflich, so unbegründet, so über alle Maßen traurig. Alban begann ihn auszufragen und gebrauchte sogar das leutselige Du, wie er es bei seinen Untergebenen gewohnt war. Aber es kam nichts Rechtes zu Tage.

„Warum irrst du so herum, wie ein wildes Tier?“

Der Schorschel zuckte die Achsel.

„Warum bist du desertiert? Das ist ja unsinnig. Warum weigerst du dich, dem Kaiser treu zu sein, wie andere junge Leute?“

Wieder ein Achselzucken.

„Du weißt doch, was sie über dich sagen! Zum Beispiele das vom Holzmeister im Schirrwald —“

Der Bursche schnellte von seinem Lager empor, stieß sich die Fäuste an die Stirn und stöhnte laut: „Das ist nicht wahr! Das ist nicht wahr!“

„Will es auch nicht glauben. Sage mir nur, was du zu thun gedenkest.“

Er verdämmerte sich und antwortete gestört: „Ich weiß es nicht.“

„Bei deinem Benehmen ist es kein Wunder, daß dich die Leute verabscheuen.“

„Was thu' ich denn? Was thu' ich denn, daß sie mich mit Hunden hetzen!“

„Weil du so sonderbar bist. Weil man dir nicht traut. Ein Fahnenflüchtiger! Er ist unterstandslos, kommt ins Elend, ist zu allem fähig.“

Jetzt wendete sich der Bursche gegen Alban, faltete

die Hände und flehte mit bebenden Lippen: „Herr, verlassen Sie mich nicht!“

„Warte nicht auf die Schande, bis sie dich einführen. Kehre freiwillig zurück zum Regiment.“

Und der andere nach einer Weile gedämpft, apathisch: „Meinetwegen. — Totschießen. — Dann ist's aus.“

„Totschießen? Thörichter Junge. Es soll dir womöglich nichts geschehen, ich will ein Wort für dich sprechen.“

Da weinte jener still vor sich hin, er konnte es nicht glauben.

Nachdem der Exzellenz-Herr sich manches notiert und die Alte in der Küche durch eine Handlange zur Nächstenliebe für den armen Burschen gestimmt hatte, war es Zeit, an die neuerliche Erstürmung des Bahnhofes zu denken. Eine Erstürmung, anders konnte das Vordringen über die vom Sturm verteidigten Schneewälle kaum genannt werden. Auf dem Bahnhofe pustete eine Maschine mit dem Schneepfluge heran, der vom Geleise die flaumigen Wuchten zerteilte und nach beiden Seiten in die Lüfte stäubte. Wenige Minuten später rollte der Eilzug daher. Der Stationsvorstand begleitete Seine Exzellenz in den telegraphisch bestellten wohldurchwärmten Salonwagen, wo die winterliche Vermummung sofort in das Nebengelaß gegeben wurde. Und so ging es wieder der Residenz zu, an den Regierungstisch, wo es allerdings noch weit größere Unebenheiten zu schlichten gab, als im winterlichen Waldlande.

Als an den Spiegelscheiben des Coupees die Eisblumen in zuckenden Wassertropfen niederrieselten, flutete blendendes Licht herein. Der Sturm hatte den Nebel aufgesogen, die Wolken gelöst. Über den weiten glatten Schneeflächen des Thales und über den weißen Kuppen der Berge leuchtete heller Sonnenschein. Und auf diesen Flächen zuckten und blitzten Millionen winziger Funken.

Alban zog eine Visitkarte hervor und schrieb mit dem Stifte einige Zeilen an seinen Freund, den General.

* * *

Ein Herrschaftswagen mit Gummirädern glitt über den glatten Wiesenweg dahin und sein aufgeschlagenes schwarzglänzendes Kobeldach strich manchmal an die Erlen und Weiden, die am Sträßlein standen und sich nachdenklich wiegten und wunderten ob des vornehmen Gefährtes. Sonst hatte der Exzellenz-Herr sich gar nicht, oder von einem einspännigen Steirerwäglein am Bahnhof abholen lassen. Diesmal hat er diese standesgemäße Pracht mitgenommen von der Residenz her. Das war dem Gaste zulieb. Zu seiner Rechten saß der General mit dem roten, bewaffneten Gesichte; denn der braune Schnurrbart dieses Mannes stand nach beiden Seiten in langen Spießen hinweg und das tiefliegende Auge blickte so verwegen und finster aus in die sommerlich sonnige Landschaft, als ob er sie ohne Pardon mit Krieg überziehen wollte. Er gab bereits Feuer, blies in die Cigarre, daß sie sprühte. Auf dem breiten Bocke saß der Kutscher, der mit Zungenschnalzen

die flinken Rößlein leitete. Neben dem Kutscher saß in blauer Uniform der Bursche des Generals; er blickte mit froherregtem Antlitz in die Landschaft, und wenn auf den Wiesen die Heuer ehrerbietig grüßten, fuhr er mit der Hand an die Mütze und nickte mit dem wohlfrisierten Kopf, als ob es lediglich ihn anginge. Als noch dazu der frische Heuduft an seine Nase kam, war's ihm zum Jauchzen — aber das darf man ja nicht, wenn der Herr General vorhanden ist!

Allmählich wurde das Sträßlein ein Hohlweg, der zur Linken den buschigen Wiesenrain, zur Rechten den kühlschattigen Waldhang hatte. Und in diesem Hohlweg gab es ein Hemmnis. Ein schweres Fuhrwerk mit geschälten Lärchblöcken war entgegengekommen und dem galt es nun auszuweichen. Zuerst wurde natürlich geflucht, hier vom Kutscher, dort vom Holzfuhrmann — das änderte aber rein gar nichts an dem Zustande; so sprangen die Männer aus dem Wagen und mit Hilfe des Holzfuhrmannes, der im Erkennen des Gutsherrn außerordentlich artig geworden war, leiteten sie die Pferde und huben den Wagen hoch an den Rain empor, daß die Blockschlarpfe vorüberkonnte. Der blaue Bursche hatte das Mithelfen der Herrschaft verhindern und den Wagen mit untergestemmter Achsel allein heben wollen; er strauchelte. Das ganze Zeug wäre auf ihn gefallen, wenn die anderen nicht rasch zugegriffen hätten.

„Ungeschickt, Georg! Übereifer taugt nicht!" diesen Verweis brummte der General.

Als es steil anging und die Männer ausgestiegen waren, machte Alban seinen Freund aufmerksam auf

die Himbeersträucher, an welchen die Äste in Bogen niederhingen, schwer belastet von den roten Körbchen, die wie aus lauter Purpurperlen zusammengesetzt waren.

„Ja ja," brummte der General und brannte sich eine frische Cigarre an.

Na, dachte Alban, man kann sich ja auch mit etwas anderem unterhalten.

„Daß ich dich frage, Fritz, wie bist du mit deinem Burschen zufrieden?"

„Ein prächtiger Junge, nur etwas —"

„Dumm?"

„Dumm nicht, aber einfältig."

„Na, das ist ja standesgemäß," lachte Alban.

„Mir auch lieber als der durchtriebene Kerl, den ich vor ihm gehabt. Der hat mich täglich bestohlen, jedoch mit so feiner Manier, daß ich immer gedacht: Lump, diesmal noch Gnade. Auch die Intelligenz will estimiert sein." Schreckbar finster blickte der General bei diesen Worten drein, da huben die Schnurrbartspitzen zu gaukeln an, weil darunter die Mundwinkel zuckten. Anders hatte den alten Soldaten noch niemand lachen sehen. Dann stieß er sich die Kehle locker und sagte: „Den Kerl, den Georg, muß ich strafen, weil er sich alles gefallen läßt und blöde dreinglotzt."

„Du meinst doch nicht, daß er seinem Herrn widersprechen soll?"

„Ja, das soll er. Wenn ich sage: Georg, wo ist die eine Flasche Rheinwein? Die hast du ausgesoffen! Kreuzteufel noch einmal, da hat er mir zu antworten: Herr, das ist nicht wahr! — Denn es war nicht wahr,

ich vergaß nur, sie noch selber getrunken zu haben. Der Tölpel schwieg, so setzte es zwölf Stunden Arrest.“

Sie waren auf die Anhöhe gekommen. Das weite Thal lag da, sonnig und lachend. Grüne Wiesen, gelbe Felder, braune Brachen in unzähligen Viereckleln hin und hin, daß es aussah wie ein Schachbrett. Dazwischen die Raine mit Büschen und Bäumen, die Einzelhöfe mit den Obstgärten, und Dörfer, deren Bretterdächer wie Silberblättlein in der Sonne glitzerten. Dann die weißen Fäden der Straßen, die Windungen der Bäche mit ihren Wasserblitzen. So das Thal. Und hinter demselben der Bergwall mit dunkelndem Wald und kahlen Almkuppen. Alles scharf und klar; aus dem Hintergrunde eines Seitenthales stand ein winziges Silberzinklein auf — die Hochspitze des Grauen Zahns, die an zwei Tagereisen ferne war. Und darüber das unendliche Äthermeer des Himmels mit den leichten, wolligen Wölklein, die sich nie vor den funkelnden Sonnenstern stellten, weil sie, ihm nahekommend, stets in eitel Licht zerflossen.

Alban betrachtete mit Behagen dieses Bild, das, so licht es war, die Augen nicht schlug, vielmehr erquickte.

„Nicht wahr,“ schmunzelte er mit Stolz, als ob er es selbst so gemacht hätte. War es doch seiner Kindheit Welt, in der er ewig jung blieb. „Nicht wahr, das ist schön?“

„Ja, ja,“ murmelte der General, brannte sich eine frische Cigarre an und fuchtelte mit dem brennenden Streichhölzchen in der Luft herum: „Diese verdammten Gelsen!“

Denn ringsum, zu Häupten und zu Füßen, an den Bäumen und auf der Matte, überall ein summender Tanz der Mücken, Fliegen, Falter und Käfer. Nicht ein Kräutlein stand am Wege, auf und unter welchem nicht hundertfältiges Leben wob, so daß Alban bei jedem Schritt achten mußte, kein Käferlein, kein Ameislein zu zertreten. Er, dessen Hand im Staatsgetriebe manche Menschenexistenz zermalmen mußte, scheute sich, einen Wurm zu vernichten. Wohl, er vernichtete täglich Millionen von Lebewesen, wenn er den Acker brachen und das Gras mähen ließ. So ist ja die Welt einmal eingerichtet; allein mutwillig auch nur die geringste Kreatur zu zerstören — das war ihm nicht gegeben.

Nun stand er still und machte den Genossen auf den Duft des reifen Kornfeldes aufmerksam.

„Ich rieche nichts," brummte der General und qualmte Cigarrenrauch aus. Dabei wollte er immer die braune Tuchjacke bis an den Hals hinan zusammenknöpfen, sie war aber nicht dazu eingerichtet und deshalb fluchte er über den Zivilanzug, der einem schlapp niederhinge, wie der Fetzen an einer Krautscheuche.

Jetzt kamen vom Felde die Schnitter heran, fast laufend, wie die Schäflein dem Hirten zuspringen, um ihm das Salz aus der Hand zu lecken. Sie küßten dem heimkehrenden Herrn die Hand, den Arm, den Rockflügel, alles in heiterer Demut.

„Pfui Teufel!" knirschte der General.

Fast zuletzt kam der Hausmeier, die Sichel unter dem Arm, heran. Er war heute der Fleißigste.

„Hab' gemeint, Euer Gnaden, daß ich gar nicht ent-

gegenginge, weil das Kornschneiden so viel g'nötig ist. Heuer steht's wieder einmal passabel und da muß man zugreifen. Küß die Hand, Euer Gnaden! Und gut ausschauen, daß es schon eine Freud' ist!" Er machte ein ungeheuer treuherziges Gesicht.

Als sie sich wieder an die Arbeit begeben hatten, sagte Alban vom letzteren: „Das war mein Franz, der Hausmeier."

„Das ist eine Kanaille!" antwortete der General.

Alban war die rauhe Art des alten Offiziers zwar gewohnt. Jetzt lugte er ihn aber doch etwas beklommen an und sprach: „General, mir scheint, du kommst als Feind!"

„Ist meine Schuldigkeit!" knurrte dieser, und seine Schnurrbartspitzen gaukelten.

Nun stand auf der Anhöhe das Herrenhaus. In seinem lichtbraunen Holzbau hob es sich gut ab von dem dunkelgrünen Wald im Hintergrund. Zwei üppigbuschige Lindenbäume beschatteten einen Teil des Gebäudes; die Meierin war just dran, Blumenbeete zu jäten und die Kinder waren just dran, mit ihren behendigen Beinchen die Blumenbeete zu zerstampfen. Der General schritt an allem mißmutig vorüber, und als Alban ihn in das bereitete Zimmer geführt hatte, ließ er sich schwer in den Lehnstuhl sinken und schnob auf: „So, da sitz' ich. Und da bringt mich sobald kein Teufel fort. Weder ein schwarzer, noch ein weißer."

„Aber im Speisezimmer ist der Imbiß aufgetragen."

„Na, hast was, so bring's."

„Und später will ich dir meine Wirtschaft zeigen," sagte der Gutsherr.

Der Alte schoß einen wütenden Blick auf ihn und raschelte dann die Worte hervor: „Junge, nu will ich dir mal was sagen. Laß mich zufrieden. Scheunen, Ochsen und sonstige Vieher — ich versteh' nichts davon. Ich bleibe hier" — er hieb mit der Hand auf den Eichentisch, „dahier auf diesem Platz sitzen, bis meine Uhr abgelaufen ist. Sorge für stabilen Trunk und leibliche Cigarren."

„Soll nichts mangeln, Freund. Nur sollst du doch die landschaftliche Natur ein bißchen —"

Brutal unterbrach ihn der General: „Exzellenz! Bleib' mir hübsch mit der Natur abseits. Hab' Natur genug im Leibe für den persönlichen Gebrauch. Man will auch mal sein Leben genießen." Und er steckte sich eine Cigarre an.

Das mag nett werden, dachte Alban. Er hatte sich darauf gefreut, mit dem alten Freunde die Wälder zu durchstreifen und auf Berge zu steigen. Und nun soll er am Ende diese Sommertage in der dunklen Kammer versitzen und mit dem Gaste Tarock spielen. — Pah, wofür ist man Diplomat, wenn nicht, um das bißchen Militär herumzukriegen.

Mittlerweile war der Wagen nachgekommen, und während der Franz dem Kutscher Pferdestall und Haferkammer anwies, meldete Georg sich bei seinem Herrn, der Befehle gewärtig.

„Ich brauch' dich nicht. Marsch!" herrschte ihn der General an, doch noch von der Thürschwelle rief er

ihn zurück: „Georg! Komm, stell' dich mal da her. Bist ein braver Kerl, so weit. Wie mich dünkt, bist du in dieser Gegend zu Hause. Noch Mutter da? Nicht. Na, dann nicht. Morgens und abends wirst du in meiner Nähe sein. Die übrige Zeit Urlaub. Lauf' dich aus, Kalb."

„Dank gehorsamst."

„Und mach' keine Dummheiten."

Nun ging es dem blauen Burschen einmal gut. Braten und Bier. Federbett. Und als Respektsperson wurde er behandelt, sogar vom Hausmeier und dem Sultan an der Kette. In blaues Kommißtuch schnappen? Nein, dafür sind wir zu patriotisch. — Aber schon am nächsten Tage bemühte er sich, eine Dummheit zu machen. Auf dem weißen Kies des Parkweges ging er dahin und durch den Gadern hinaus auf den holperigen Waldsteig. Dort war ihm heimlicher, dort gab es manche Stelle, wo er verlassen und verstoßen gelegen war, gehungert hatte und verzweifeln wollte. Im blauen Kaiserröckel, mit gesättigtem Magen und flinken Gliedern über solche Stellen dahinzuspazieren, das machte ihm jetzt ein besonderes Vergnügen. Und dabei fiel ihm allerlei ein. An der Lichtung verlor sich der Fußsteig im hohen Strauchwerk, und dort drüben am sonnigen Hang sah er sie plötzlich, an die er gedacht hatte. Sie war barfuß und barhaupt, hatte ein kurzes, graues, flickiges Kittelchen an und bückte sich, um Erdbeeren in ein Körbchen zu pflücken. Als sie jählings den blauen Burschen sah, lief sie davon. Im Geschlinge fiel sie hin, verschüttete Erdbeeren und war abgefangen. Der Bursche faßte sie

mit festem Arm um die Mitte, wollte sie aufheben, sie klammerte sich trotzig ans Gestrüpp, versicherte mit hellem Stimmlein, es nicht mehr zu thun und weil er trotzdem nicht ausließ, so wollte sie ihm in die Hand beißen.

Das verhielt sich nämlich so: Der herrschaftliche Hausmeier hatte den Leuten das Beerenpflücken und das Pilzesammeln verboten, und seither fand das rothaarige und blauäugige Kohlenbrennerkind, daß die Erdbeeren besonders süß sind, ging hin und pflückte ihrer am Hange.

„Was ist denn das für ein diebisches Mädel!“ lachte er. Da erkannte sie seine Stimme. Die Lust zum Beißen verging ihr, aber noch ärger erschrocken war sie, in die Hände des Vagabunden gefallen zu sein.

„Schorschl, um Gotteswillen, laß mich aus!“ ächzte sie und suchte sich ihm zu entwinden. Und merkte es noch nicht, daß sie in Gewalt der Armee lag, sie hatte nur den einen Gedanken: Er bringt mich um!

Der Georg setzte sich zu ihr und hielt sie fest umschlungen. „Agathl,“ sagte er schalkhaft, „jetzt soll noch einer sagen, wir zwei passen nicht zusammen. Gestern hab' ich gestohlen, heut' stiehlst du!“

„Das ist nicht wahr!“ begehrte sie heftig auf. „Gestohlen ist das nicht, was frei wachst im Wald. Stehlen thu' ich nicht!“

Nun wurde er ernsthaft und sagte: „Siehst du, wie weh es thut! Sonst hab' ich auch nichts genommen, als was frei im Wald wachst, und hast mich doch einen

Dieb geheißen, noch im vorigen Winter, unten im Kohlenbarren."

„Das haben alle gesagt!"

„Am meisten weh gethan — — hat's mir von dir." Diese Worte waren herausgewürgt, als ob ihm schon der Strick um den Hals läge.

Jetzt erst bemerkte sie seine Uniform.

„— Wie schaust denn du aus?"

„Gelt!"

Dann erzählte er, was er durch die Fürsprache des Exzellenz-Herrn geworden war. Der Leibbursche des Generals. Wie gut es ihm gehe. Daß er Urlaub habe und eben aus sei, um im Wald schöne Erdbeermädeln abzufangen. — Er brauchte sie nicht mehr so fest zu halten, sie blieb auch so sitzen. Bald kamen sie überein, selbander aus dem Binsenkörbchen Erdbeeren zu naschen, die sie auf der Flucht nicht verschüttet hatte. Dabei betrachtete sie ihn heimlich, und wie ganz anders er ihr vorkam, als früher. Der dunkelgrüne Halsaufschlag mit dem weißen Gratel darüber. Unter der Mütze standen an den Ohren ein paar kecke, glattgestrichene Lockensechser hervor. Das Schurrbärtchen leicht aufgeramt, die Zähne gepflegt. In den kleinen tiefliegenden Augen lag ein ernsthafter Schatten, der aber jeden Augenblick durch einen munteren Blitz unterbrochen wurde. Die Wangen rot, die Lippen voll, etwas wulstig, weniger geneigt zum Sprechen als — zu was anderem.

„Wie du aber jetzt ausschaust!" sagte das Mädel frohgestimmt. „Im vorigen Jahr hast nicht so gut ausgeschaut."

„Meine liebe Agathl,“ antwortete er, „dazumal ist's mir wohl höllisch schlecht 'gangen. Ist's mir schon immereinmal vorgekommen, es kunnt nicht sein! Und wie nachher das Gered' ist, du weißt eh, daß ich schlecht worden wär', da ist mir wohl der Gedanke 'kommen: Jetzt ist's schon alles eins!“

„Wer das Gerede nur kann aufgebracht haben!“

„Du, das möcht ich selber wissen. Ich hab' immereinmal gedacht, daß ich keinen Feind hätte. — Der Hausmeier beim Grafen“ —

„Was ist's mit dem?“

„So viel ich mir reimen kann, geht's von dem aus. Aber wenn sie mich bei den Füßen aufhängen und wenn sie mir's mit der Zang' aus dem Mund ziehen wollten, so könnte ich's nicht sagen, warum der Hausmeier so gegen mich ist.“

„Es wird halt doch was zwischen euch sein.“

„Mein Gott, schon auf der Schulbank haben wir uns gerauft; warum, das weiß ich nimmer.“

„Wer ist denn der Stärkere gewesen?“ fragte das Mädel.

„So viel mir noch im Kopf ist — allemal ich.“

„Na, vielleicht ist's deswegen.“

„Meinethalb. Was kümmert mich dieser Franz! Die Welt ist weit, jetzt gehen wir uns nimmer ins Gai. Aber dazumal, wie er so über mich gelogen hat und ihm alle geglaubt haben, bin ich wohl der Schwächere gewesen. Na, gelogen, das will ich nicht einmal sagen; es ist überall umgegangen gegen mich, weil ich Dummheiten gemacht hab'. Aber sie haben Schlechtigkeiten daraus ge-

macht und der Hausmeier hat's weitergesagt, als ob er dafür bezahlt worden wär'. Und wohl auch viel dazugemacht. Dirndl, da bin ich verzagt gewesen. Es hätt' wahr werden können! Damals, wenn mir einer wär' untergekommen! Du! ich sag' dir's trutz!"

Das Mädel verstand recht gut, wie die unklare Rede gemeint war. Er deutete an, wie der Exzellenz-Herr ihn habe gefunden im Schnee. „Denn seine Gutheit hat mich aufgeweckt. — Und jetzt, Dirndel," sprang er über, „jetzt bin ich munter!"

Sie suchte ihn zurückzutauchen und erzählte, wie es schon aufgekommen sei, woran der Viehhändler zugrunde gegangen war und die anderen.

„Daß ich's nicht war, weiß ich eh'," antwortete er. „Und du wirst mir's jetzt wohl auch glauben."

„Glaub' dir's schon. Aber — bissel ein Spitzbübel bist doch."

„Da hast recht."

Jetzt dämmerte er so ein wenig vor sich hin, und plötzlich:

„Sakerments-Mädel, dich hab' ich gern!"

Sie wollte schnell aufstehen und davon eilen, doch ihre Beine hatten sich so arg im Schlinggewächse verfangen, daß er nachhelfen mußte. Sie fand, daß er es sehr ungeschickt besorgte, so daß die Umstrickung eine noch größere ward. Dabei war vom Heiraten die Rede.

„Agathl, ich nehm' dich allemal!" sagte er.

„Und ich mag dich erst, bis du General bist."

„So lang' zu passen, Dirndel, das möcht' ich nicht raten. Weißt, an so einem General ist eigentlich nicht

so viel, als der Ruf geht. Sie sagen, ein Feldwebel, oder so herum, wär' für ein Mädel gescheiter."

„Jetzt laß mich aber einmal aus, daß ich heimkomm'!" Allzuscharf war das nicht gesprochen. Er entgegnete: „Muß es gleich sein — das Heimgehen?"

Und sie: „Freilich wohl sollt's gleich sein."

Und er: „Ein bissel wird's wohl Zeit haben."

„Und sie: „Meinst?"

Und er: „Denk' wohl."

Und sie: „Was denkst dir denn?"

Er schwieg.

Waren kaum eine halbe Stunde beisammen und wußten schon nichts mehr zu reden. —

Der Exzellenz-Herr ging langsam über seine Wiesen und Felder. Den Stock mit dem Elfenbeingriff stieß er mit ausgespanntem Arm scharf in die Erde. Er war ärgerlich über mancherlei. Die Post hatte unangenehme Geschichten gebracht. Es klappte wieder einmal im Staate nicht. Es war neuerdings — na, er wollte gar nicht daran denken, hier war er Landwirt und nichts anders. Nun hatte er sich wirklich schon darauf gefreut, seinem Freunde, dem General, Haus und Hof, Wald und Au zu zeigen und allerhand Merkwürdigkeiten. Und hockte der Alte Tag für Tag auf seiner Stube wie angeleimt. Allerdings war's bekannt, daß er ein Barbar war, aber dieses Landhaus, diese Wälder und Berge, dachte Alban, würden es ihm doch anthun. Nun streichen die herrlichen Sommertage dahin, er sitzt im Lehnstuhl, trinkt braunes Bier und raucht Cigarren und öffnet nicht einmal ein Fenster, daß der Gestank hinaus und die Waldluft

hereinkönnt'. Und knurrt, wenn der Hausherr nicht immer bei ihm sitzt mit den Spielkarten.

Die Leute waren sehr emsig bei der Arbeit, wenn der Gutsherr neben ihnen stand und zusah. — Auch der Georg arbeitete mit im Heu, oder im Korn. Das Kohlenbrennermädel mußte denn endlich doch einmal heimgegangen sein, so war ihm langweilig. Spazierengehen mag der Mensch nicht immer, daher langte er nach der Gabel oder nach der Sichel und that lustig mit. Er packte nicht übel an. Da trat einmal der Hausmeier zu ihm, nahm ihm die Heugabel aus der Hand und sagte: „Dich brauchen wir nicht."

„Warum soll der Bursche nicht mithelfen?" fragte der Exzellenz-Herr, der gerade dazu gekommen war. „Er macht's ja gut. Er macht's besser, wie manch' anderer."

„Die Leut' verdirbt er mir, Euer Gnaden," antwortete der Franzl und setzte mit wichtiger Miene dazu: „Bei dem weiß man nie, was er im Sinn hat. Wohl, wohl, Exzellenz-Herr, die Leut' lernt man erst kennen, wenn einer jahrelang mit ihnen zu thun hat. Ja, wenn unsereiner nicht aufpassen wollte, Tag und Nacht — niemandem darf man trauen, heutzutage."

Alban blickte dem Hausmeier scharf ins Gesicht, was dieser aushielt, ohne ein Zucken zu thun. Dann ging er seines Weges. Heuschrecken hüpften über seine glänzenden Stiefel, ob er ihrer tottrat, heute achtete er nicht darauf. —

Am nächsten Tage, der wieder sehr heiß gewesen, ward es gegen Abend unruhig in der Luft. Die Bäume

wußten noch nichts davon, allein die Gräser zuckten, die Heuhalme tanzten und der Staub des Weges wirbelte in kleinen Kreisen. Es ging ein feuchtwarmer Föhn und der Himmel wurde sachte grau und finster.

Die beiden Herren saßen beim Tarock und die Kerze, sonst nur zum Anbrennen der Cigarren vorhanden, legte an die Wand ein rötliches Licht.

Alban warf das Blatt auf den Tisch und sprach: „Es scheint, daß Regen kommt. Will nachsehen, ob sie mit den Garben fertig sind.“

In demselben Augenblick schlug im Dachgelaß ein offenes Fenster zu, so heftig, daß die Scheiben niederklingelten an der Wand.

„Was zum Satan!“ knurrte der General und stand von seinem Lehnsessel auf.

„Willst du mich begleiten?“ fragte Alban, setzte aber bei: „Nein doch, bei diesem Wetter. Bleib' in der Stube, Fritz, ich komme bald wieder.“

„Wie meinst du?“ fragte der General mit schiefem Blick. „Bei diesem Wetter? Bin ich ein Pfründner? Mein Lieber, da sind wir andere Sachen gewohnt.“ Er ging mit hinaus und Alban freute sich heimlich der gelungenen List. Nicht häufig schien derlei zu glücken. —

Sie gingen die Anhöhe hinauf bis zum Waldrande, wo eine Sitzbank war. Von dort aus konnte der Gutsherr Hof, Feld und Wiese übersehen. Das Heu lag noch flach hingestreut, die Garben waren nicht heimgebracht, sie standen in Schöbern und die Leute hatten schon Feierabend gemacht. Die Meierin kochte das Nachtmahl, der Rauch des Schornsteins legte sich träge aufs Dach

nieder und glitt an demselben in den Hof hinab. Der Halter brachte die Herde in den Stall. Alban gab dem Viehknecht gemessene Aufträge: Frische Streu schütten, die Haut striegeln, die Salzkleie zum Abendimbiß für Kühe und Kälber. Sein ganzes Wesen war erfrischt, als er so für das liebe Vieh sprechen konnte und gern hätte er den General in die Angelegenheit verstrickt. Dieser pusterte, er suchte sich ein Haar oder ein Splitterchen herauszupustern, das angeblich in einem Winkel des Gaumens kleben mußte. Dann ein kräftiger Fluch, gut war's. Alban schwieg und schaute hin. Weit draußen im Thal, auf der Straße stiegen weiße Staubwolken. An mehreren Berghöhen hatte sich Nebel niedergesenkt. Von einer Kapelle her in getragenen Stößen kam das Klingen eines Glöckleins. Wetterläuten, obschon noch kein Blitz zu sehen, kein Donner zu hören war.

„Jetzt möchte ich nicht gerne durch den Wald hinauf gehen," bemerkte Alban.

„Warum denn nicht?" schnaufte der General.

„Na, ich danke schön! Wenn plötzlich der Sturm kommt und bricht die stärksten Stämme!"

Der Alte bog seinen Ellbogen aus, daß Alban sich einhänge: „Komm, Kindlein, wir wollen in den Wald hinauf."

Na, so hatte der Gutsherr seinen Gast endlich dort, wo er ihn haben wollte, in der freien Natur, im Walde, wo er ihm das junge Tannicht und die alten Fichten und Lärchen zeigen konnte.

„Von den Lärchen leider nur wenige, aber sie sind über hundert Jahre alt."

„Ja ja. Hundert Jahre. Eine lange Zeit. — Sage, Alban, hast du noch einen Glimmstengel in der Tasche?"

Sie gingen durch schütteren Anwachs hin. Alban freute sich der langen Triebe, die dies Jahr das junge Bestände wieder angesetzt hätte. „Mindestens einen halben Meter das Jahr wachsen sie himmelwärts." Ein Wildhuhn flatterte auf, so plötzlich, daß beide Männer erschraken, sogar der Feldherr.

„Den Spuk möchte ich totschießen," brummte er.

„Ja, das eine fehlt mir zum richtigen Landjunker," sagte Alban. „Ich bin kein Jäger. Diesen Spaß verstehe ich nicht."

Während er es sagte, glitt er aus und fiel hin. — Selbst auf weichem Moos könnte man sich eine Rippe brechen! Wie einer nur so straucheln kann! — Sie untersuchten den Boden und fanden einen frisch abgeschnittenen Baumstock, einen harzenden Lärchenstock, der mit Moos dünn bedeckt gewesen und auf dessen Fläche der Gutsherr ausgeglitten war.

Er stutzte. „Was ist das? Es sind ja wohl keine Lärchen gefällt worden?"

„Müssen doch, müssen doch!" sagte der General. „Sonst hätten uns schwerlich die Blöcke begegnen können, unten im Hohlweg. Erinnerst du dich?"

Alban schaute nachdenklich auf den tischbreiten, rötlichen Stock und murmelte noch einmal: „Was ist das?"

„Kanaille!" knirschte der General. —

Jetzt war's lange Zeit still und sie gingen „im Wald so für sich hin." Sie kamen an ein Moor, wo Binsenbüschel standen mit ihren weißen Wollenfähnchen.

„Hier ist wohl der Platz, wo du die Quelle für einen Hausbrunnen fangen willst?“ fragte der General.

Alban zuckte die Achseln.

Sie kamen an Erlgestrüpp, an welchem die grünlichen Samenzäpfchen hingen.

„Hierher gehört Feuer. Roden!“ sagte der General.

Alban zuckte die Achseln und durchbrach mit langen, derben Schritten das Gesträuche.

Sie kamen an eine Almblöße. Tief unten lag das weite, dämmernde Thal. Alles war still und kein Zweiglein regte sich an den Schirmtannen. Unter diesen Tannen stand ein Heuschoppen. Das Dach hatte Lücken und etliche Bretter waren zu halb herabgerutscht über den Dachrand.

„Da drin wird dein Franz das Almheu aufbewahren,“ sagte der General und seine Schnurrbartspitzen gaukelten stark. Mit einem Armstoß öffnete er die angelehnte Lattenthür, wohl, um sich ein wenig am faulenden Heu zu ergötzen. Aber — den Fuß schon zum Überschreiten der Schwelle gehoben, blieb er einen Augenblick unbeweglich, denn drinnen war ein Geräusch.

Er guckte hinein: „Pardon, da will ich nicht stören!“ Zog die Thür hinter sich zu, eilte, Alban mit sich fortzerrend, thalwärts. Der Schnurrbart gaukelte heftig, zuerst die eine, dann beide Spitzen.

Als sie unten am Raine des Gemüsegartens entlang gegen das Gehöft schritten, in der Abenddämmerung, da wetterleuchtete es von allen Seiten her. Aber es donnerte nicht, es war still, keine Grille zirpte im Grase.

Alban blieb stehen und faßte den General an den vorderen Rockflügeln, daß er auch stehen bleibe.

„Lieber Freund," sagte er mit einer fast feierlich klingenden Stimme, „ich habe dir etwas mitzuteilen. Ich nehme meine Entlassung."

„Wie? deine Entlassung, sagst du?" entgegnete der Alte und brannte sich eine Cigarre an.

„Ich will erst einmal lernen, ein kleines Landgut zu bewirtschaften, bevor ich es versuche, ein großes Reich zu regieren. Es scheint, dahier ging ich ab und dort war ich nicht am Platz."

„Nein," sagte der General, „wirklich nicht. Für einen Staatsminister bist du — sagen wir — zu gut. Du behandelst das Vieh wie Leute, das schadet nicht. Aber du solltest auch Leute wie Tiere behandeln. Die Bestien. Das muß regieren!" Mit dem Handballen machte er einen Stoß nach der linken Seite hinab, aber es rasselte nicht. Am Zivilgewand fehlte der Säbel, nach seiner Meinung der wichtigste Teil eines Staatsmannes. —

Am selben Abende hatten die beiden Herren nicht Tarock gespielt, sondern ein angelegentliches Gespräch geführt. Sogar der alte Säbelrassler sprach wie ein Mensch.

Am nächsten Morgen wollte es nicht licht werden. Die Dämmerung dauerte so lange, bis Alban auf die Uhr blickte, ob es denn nicht schon die sechste Stunde sei. Wie von einer Tarantel gestochen fuhr er aus dem Bette, denn es war die achte. Und draußen — Regen, unendlicher Regen. Aus dem Nebel, der alles einhüllte,

sickerte es dicht und zart, wie Tau. Die Dachrinnen plätscherten, die Dächer, die Bäume und Sträucher troffen ohne Unterlaß. Über den Hof in Kreuz und Krumm rieselten die grauen Bächlein. Die Fensterscheiben waren angelaufen und als sie geöffnet wurden, strömte kühler feuchter Hauch herein, den der General sofort mit einer guten Cigarre räuchern zu müssen glaubte.

Alban ging hinab in das Wirtschaftsgebäude, da hörte er von großen Regengüssen in der Nacht, und wie es in den hinteren Gegenden noch ärger niedergegangen sein müsse, denn im Thale gebe es schon Hochwasser. Alban stellte den Hausmeier zur Rede, weshalb die Jauche des Stalles wie ein Bach auf den Weg hinausfließe?

Da dachte der Franz: Na, das wäre was Neues, daß man sich in alles dreinreden lassen soll. Es scheint, ich werde ihm einmal das Wilde herabräumen müssen. — „Euer Gnaden," sagte er vernehmlich, „ich kann nichts dafür, daß der Regen naß ist und die Jauche davonschwemmt."

Auf dieses Wort stand der Gutsherr einen Augenblick still wie ein Pfahl und blickte den Meier an. Nicht etwa zornig, nur verwundert. Dann sagte er ganz gütig: „Franz, komm in einer Viertelstunde auf mein Zimmer."

Jetzt war dem Franz etwas unbehaglich. — Regenwetter. Da werden die vornehmen Herrschaften halt manchmal ein bissel gichtisch. Man muß Geduld haben. Als er dann in das große Zimmer trat, wo die breiten Eichenmöbel waren und wo die Schwarzwälderin laut

tickte, stand der Exzellenz-Herr am Tisch und hielt ein Paketchen Papier in der Hand.

„Franz," sagte er — ganz leise sagte er es — „Du hast aus dem Walde Lärchenstämme verkauft!"

Der Hausmeier, der ganz stramm mitten im Zimmer stand, zuckte mit keiner Wimper.

„Lärchen — ei ja so. Ich wollte Euer Gnaden eben davon sprechen. Sie waren — sie sind nämlich morsch gewesen. Der Borkenkäfer —."

„Der Borkenkäfer in Lärchen!" sagte der Herr sehr gedehnt, aber mit einer Tonhebung, die mindestens drei Ausrufungszeichen hatte. Und dann sehr gelassen, fast gemütlich: „Deiner Familie wegen thut es mir leid, Franz. Du bist von heute an abgedankt. Da sind deine Papiere mit dem fälligen Lohn. Binnen längstens vierzehn Tagen muß allerdings die Wohnung leer sein."

Jetzt hat der Franz mit den Wimpern gezuckt. Er wollte sofort eine Rechtfertigung beginnen, aber der Herr winkte mit der Hand: Nichts weiter, die Sache ist abgethan. —

Zur nämlichen Stunde hatte der General seinen blauen Burschen zu sich gerufen. Der mußte ihm wie gewöhnlich die Stiefel anstreifen und ihn dann rasieren. Letzteres that der Georg, so geübt er drin war, noch immer mit einiger Befangenheit. Kinn und Backen, das gab keine Sorge. Aber ein Haar vom gewaltigen Schnurrbart hätte ihm den Hals gekostet. Und heute sträubte sich dieser Schnurrbart so auffallend, die Hörner gaukelten so unheimlich. Und ein paarmal zuckte ihm

ein Blick des Herrn ins Gesicht, daß das Messer in der Hand zu zittern begann.

Als die Backen abgespült waren, legte der General die beiden Zeigefinger an die Schnurrbartspitzen, drehte diese wie auf Spulen, so daß sie nachher wie Pfropfenzieher aussahen und sagte:

„Georg!"

Dieser stand soldatisch bereit.

„Wirst du sie heiraten?"

Der blaue Bursche wurde rot. Er wußte augenblicklich, um wen und was es sich handelte.

„Georg! Wenn du bei mir bleibst, so kannst du sie nicht heiraten. Und wenn du sie nicht heiratest, bist du ein Hundsfott. Kapierst du das? Na denn also. Guten Morgen!"

Der Bursche wußte nicht recht, wie er die Treppe hinabgekommen war. Daß auf jene Überraschung etwas geschehen würde, hatte er beiläufig geahnt. Und nun das! Entlassung, Abschied, Heiraten! All das auf einmal. Es war zu viel. Auf die Gefahr hin, daß es ihm in die Kehle hinabregnete, stieß er unten im Hof ein so helles Jauchzen aus, daß die Hühner aufschreckten und der Kettenhund im Kobel sein Haupt erhob und sich einmal den Menschen ansah, der bei diesem Wetter jauchzen konnte. Die Affaire im Winter zwischen beiden war längst vergessen, sie waren zusammen so gut Freund geworden, daß der Georg nie dem Sultan die Knochen bringen konnte, ohne von diesem angesprungen und an Mund und Nase leidenschaftlich beleckt zu werden.

Und jetzt rief er ihm fröhlich zu: „Sultan! Sultan! Ich heirate die Agathl!“

Hinter ihnen huschte, in wulstigen Wettermantel gewickelt, der Franz zum Hofthore hinaus und unter seinen Füßen spritzte die Lache auf. —

Um die Mittagszeit hörte es auf zu regnen. In einzelnen Gruppen stiegen weiße und schwarze Nebel empor, ein wässeriger Sonnenblick, und die Tropfen an den Bäumen funkelten in allen Farben. Die braunen Wässer, die ins Thal gekommen waren, wurden ungestümer.

„Ich will's mit dem Georg versuchen,“ sagte Alban nach Tische.

„Ja, ja,“ knurrte der General und brannte sich eine Cigarre an.

„Und wir könnten nachmittags die Rößlein einspannen lassen.“

„Am liebsten zum Bahnhof,“ antwortete der General. „Nämlich, lieber Freund, die Sache verhält sich so.“ Er nahm die Cigarre aus dem Munde und sagte fast schlicht und zierlich: „Bei dir da ist es sehr schön — aber langweilig.“

Doch am Nachmittage, als sie dahinfahren wollten mit der Zuversicht von Leuten, die einen freien Willen zu haben glauben, zeigte es sich, daß das Wasser die Herrschaft angetreten hatte. Von allen Bergrunsen war es herabgekommen, aus allen Gräben hervor, die Leute standen da und redeten zu einander, wie man es nicht glauben könne, daß Wässerlein, die sonst kaum ein Mühlrad treiben, so abscheuliche Ströme werden! Die

wuchtigsten und tobendsten Gewalten aber waren durch das Hochthal herabgekommen, aus dem Gesenke. Sie erfüllten mit ihren braunen, sich stauenden oder überstürzenden Fluten das ganze Engthal, das vom Hochgebirge niederzog. Von den Hängen die Holzblöcke, lustig auf- und niederwiegend, glitten heran. Von den Lehnen die Lawinen wälzten ihren schweren, schäumenden Brei herbei. Grünschillernde Eisklötze, die von den Gletschern des Grauen Zahnes niedergebrochen waren, machten im Wandern Gemeinschaft mit den schwimmenden Stegen, Brettern und Hausgeräten. Derlei berichteten die Leute, die zum Waldhofe heraufkamen. Und das dumpfe Tosen zitterte erdbebenartig durch die ganze Gegend.

Das rostbraune Gewölke hatte am Mittage Lücken bekommen, durch die ein tiefblauer Himmel guckte. „Er ist viel zu blau, das hält nicht," sagten die Leute. Bald zogen sich die mattgrauen Schichten darüber, die Landschaft dämmerte und es hub wieder an zu regnen.

Alban hatte Georg befohlen, daß er nach dem Wasser sehe. Das Gehöft stand sicher auf seiner Höhung, aber im Thale zogen die braunen Striemen über Wiesen, Felder und Wege hin, stellenweise Seen bildend, aus welchen die Heuhaufen und Garbenschöber noch eine Weile hervorstanden und sich dann sachte niederlegten.

Als Georg die Leute rief, stand unter dem Thore der Franz; halb geduckt, mit vorgestrecktem Haupte und glänzenden Augen stand er da und zischte auf den neuen Meier hin: „Muß es gleich sein? Na wart, ich will dir helfen. Ich hole nur die Hacke." Und sprang

gegen seine Wohnung hin, wo die Kinder dastanden, blöde umherglotzten und nicht wußten, was jetzt war. Das Weib des Franz zeigte sich gar nicht. In der Stube kramte sie um, schleuderte zornig alles durcheinander, riß von den Betten die Plachen, warf in diese Gewand und Geräte hinein, band sie in Bündel und schrie, daß sie nicht eine Stunde länger in einem Hause bleiben wolle, wo man Stromer und Lumpen den treuen Dienern vorziehe.

Die Senk, die aus der Hochschlucht von der Gletscherwelt herabkam, hatte im breiten Thale zwei Brücken. Auf der Dorfbrücke standen Männer, die mit langen Stangen und Haken das heranschwimmende Gehölze von den Brückenjochen ablenkten und wo möglich ans Land zogen. Um die zweite Brücke, die unten in der Au stand und auf der ein Weg vom herrschaftlichen Gute über den Fluß ging und die für dieses Gut wichtig war, kümmerte sich kein Mensch. An ihren Jochen hatte es bereits Balken und Baumstämme festgeklemmt, das Wasser brandete wild auf und warf seine Gischten schon hoch über die Brücke hin. Auf dieser stand nun der Georg und suchte mit seiner Stange das Schwimmholz abzustoßen. Dabei schaute er hin, ob seine Leute nicht endlich schon nachkämen. Ein einziger kam mit weiten Schritten über die Pfützen herangesprungen, eine Axt in der Hand, auf die Brücke zu. Der Franz. Er sprang auf die zitternde Brücke, schnob dem Georg ein Wort zu, das dieser unter dem Donner des Wassers nicht verstand.

„Eine Stange! Eine Stange!" schrie der Georg. „Mit der Hacke kannst nichts machen."

„Das wollen wir erst sehen!" antwortete der Franz und trat zum andern hin. In demselben Augenblicke krachten die Balken, eine braune Flut wirbelte auf, und die Brücke stürzte in das Wasser. Ein einziges Joch in der Mitte stand, und auf demselben kauerten, an wackelndes Gebälk sich klammernd, die zwei Männer.

„Ist mir schon alles eins," knirschte der Franz, und that einen Hieb nach dem Georg. Die Axt schlug in den Pfosten; mit heftigem Arm riß sie der Georg heraus und schleuderte sie in den Strom. Als Franz, ungeachtet der krachenden Trümmer, sich auf den Gegner stürzen wollte, fiel das Joch um. Die beiden klammerten sich an einen ineinandergequerten Doppelbalken, der, niedergestürzt, aus der Tiefe rasch emporschnellte und dann auf den Wogen dahinglitt. — Und jetzt konnte man das grausige Schaustück sehen, wie zwei Männer, auf dem davonschwimmenden Balken aneinandergeklammert, in hellem Wahnsinn miteinander rangen.

Der Franz hatte den Georg ins Wasser schleudern wollen, so suchte dieser die krampfigen Finger des Feindes von sich, vom Balken loszulösen. Dabei umbrandete, umgischte sie das Wasser, daß einer den andern nicht sah. Den schaukelnden Balken unter sich verklemmten sie Arme und Beine aneinander, der eine verbiß sich mit den Zähnen in des andern Kleider, und doch wollte immer einer den andern von sich und vom Balken stoßen, während das Wasser in den Kehlen gurgelte und aus den Nüstern brach.

In einen schwammigen Knäuel verschlungen, so klebten sie am Brückenbalken, der lautlos dahinschaukelte.

Sie waren erschöpft und regten sich nicht, manchmal hoben sie die Häupter und glühten einander an mit den Augen der Bestie. — Kein Wort war gefallen, warum die wahnwitzige Fehde? Aber jetzt pusterte der Franz sich, konnte ein wenig Atem holen und sagte ganz gelassen: „Ja, mein lieber Schorschl, einer von uns ist zu viel auf der Welt.“

„Es werden schier allzwei zu viel sein,“ versetzte der andere. Denn das Gefälle wurde stärker, der Strom rasender, und manchmal prallte der Balken an einen Felsblock, daß die Männer mit allerletzter Kraft sich anklammern mußten, um nicht in die Tiefe geschleudert zu werden. Der Franz schmiegte sich enge an den Busen des Genossen, in dessen Hals er seine Zähne schlug; der Georg versetzte ihm ins Gesicht einen wuchtigen Faustſtoß, während er fast abgeschüttelt worden wäre. Noch einmal klammerte er sich fest, und dieweilen sie weitertrieben auf dem breiten, rollenden Strom, that er einen Schrei: „Agathl! Ein Vaterunser bet' für mich!“

Und der andere wimmerte halb erstickt: „Meine Kinder!“

Es ging weiter. Sie lagen verschlungen auf dem Holz und schnauften in Erschöpfung dahin.

„Ich möcht' dir wohl helfen, wenn ich könnt'!“ sagte der Georg.

„Du bist ein falscher Hund!“ der andere. „Bei meinem Herrn hast mich verschergt.“

„Das ist derlogen —“

Eine übergießende Welle löschte das Wort. Todesangst löschte die Wut.

Sie kamen schon in die Gegend, wo das einsame Thal sich engt, sie nahten immer mehr der Schlucht, wo selbst in gewöhnlichen Tagen die Senk zwischen Felsblöcken in schneeweißen Wuchten dahindonnert. Sie fühlten keine Beine, keine Arme mehr, ein eisiger Schauer durchfuhr ihre Leiber, daß sie beben mußten und mit den Zähnen klappern. Das wilde Brausen ringsum, sie hörten es nur mehr wie ein fernes Donnern.

„Vater unser, der du bist im Himmel,“ betete der Georg.

„Zu uns komm!“ der andere, da stieß wieder das Wasser an.

„Vergieb uns unsere Schulden!“

„Wie auch wir vergeben!“ stöhnte der Franz.

„Hilf uns, heilige Maria!“ —

An den nahen Felswänden hingen die finsteren Nebel nieder und der gießende Regen hüllte alles in Schleier, so daß der Strom nach allen Seiten grenzenlos schien wie das tobende Meer. Und in dieser grausen Dämmerung versank der Jochbalken mit seinem Menschenknäuel.

— — — — — — — — — — — — — — —

Noch an demselben Abend hat man sie gefunden auf einem rissigen Stein. Die Wasserzungen leckten heran, der Regen peitschte in queren Strähnen. Der Georg, zerrissen, zerschlagen und blutend, bearbeitete den Körper des Genossen, um ihn wieder ins Leben

zurückzubringen, bis er selbst ohnmächtig hinsank auf den feuchten Stein.

Am anderen Morgen, als er, von Leuten umgeben, auf seinem Bette zu sich kam, in Binden und Tücher gewickelt, und als ihm nach und nach klar wurde, was geschehen, war er wieder einmal der „Armenseelen-Schorschl". Er verhüllte sein blasses Gesicht mit den Händen und betete leise, bebend, schluchzend — für eine arme Seele.

Mein Vetter, der Türke.

Am 19. Oktober 1880 erhielt ich aus Teheran, der Hauptstadt Persiens, folgendes Telegramm:

„Mein teurer Vetter, ich bin verloren. In Affäre verwickelt, die mir den Kopf kostet, wenn Intervention der österreichischen Gesandtschaft nicht gelingt. Bis die Post Näheres bringt, vielleicht zu spät. Lebe wohl.

Anton."

Meine Entrüstung darüber, daß Anton, der immer Lustige, um teures Geld so armselige Spässe treibt, war nicht gering. Der Scherz kostete mindestens fünfzig Franken. War der Junge nicht bei Trost? Sollte er im Lande der Sonne doch ein bißchen Sonnenstich bekommen haben?"

Nach der Entrüstung kam die Erwägung. Am Ende war doch etwas an der Sache. Vielleicht Liebeshändel; bei solchen kann man auch anderswo den Kopf verlieren. Aber „den Kopf kosten," das war etwas spezifisch Orientalisches.

Ein Hitzkopf war der Bursche immer gewesen, und bei solchem ist alles möglich. Seinen im Mürzthale

lebenden Verwandten wollte ich einstweilen die sonderbare Nachricht geheim halten. Er war meines Vaters Bruders, des Eisenwerksverwalters von Niederaigen, jüngster Sohn. Ich hatte ihn stets lieb gehabt.

Auf den Drähten der englischen Telegraphen-Kompagnie flogen nun in wenigen Tagen ein paar Depeschen hin und her. Die Gesandtschaft bestätigte alles und drückte den Zweifel aus, ob es gelingen werde, die Todesstrafe in lebenslängliche Zwangsarbeit umzuwandeln.

Kaum zwei Jahre waren verflossen, seit mein Vetter Anton Rosegger nach seinen vollendeten Studien als Techniker sich einer europäischen Auswanderungsgesellschaft nach Persien angeschlossen hatte. Es hieß, daß die Eisenbahn vom Schwarzen Meere aus über Persien nach dem Golfe zustande kommen würde, und dabei wollte er sein Glück versuchen. Ich war anfangs dagegen, weil mir jedes leichtsinnige Auswandern ein Greuel ist; da aber trotz seiner ausgezeichneten Talente, besonders im Zeichnen und in Erzarbeiten, in der Heimat die Aussichten für ein Vorwärtskommen wirklich keine glänzenden waren, der Bursche aber vor Gesundheit und Lebensmut nachgerade Funken sprühte, so ließ ich mich von dem ausgespielten Gemeinplatz: „Junge Leute müssen in die Welt hinaus,“ überlisten und erteilte leider meine Sanktion.

Zweimal hatte er seit seiner Abreise geschrieben; das erste Mal, daß er in den königlichen Münzwerkstätten zu Teheran arbeite, daß seine Existenz eine gründlich asiatische, doch aber recht erträgliche sei, daß er sich mit

den orientalischen Sitten schnell vertraut gemacht habe, und im zweiten Schreiben an mich hieß es, daß ich zusehen möge, ob er bei einer dritten Europa-Reise des Schah-in-Schah nicht als Großvezier die Majestät begleite! — Wenn die orientalischen Fürsten Hofnarren hielten, dachte ich damals bei mir, dann wäre es schon möglich, daß der muntere, zu allerlei Schalkereien aufgelegte Junge beim Schah sein Glück machte. Nun, in den Ländern von „Tausend und Einer Nacht" ist alles möglich — auch das Geköpftwerden.

Infolge der Gesandtschaftsberichte war ich alsbald entschlossen; was blieb auch anderes übrig, hatte ich ihn doch auf dem Gewissen! Ich hatte in meinem Leben manche große Reise gemacht, um nichts anderes, als um meine Neugierde zu befriedigen; warum sollte ich nun nicht nach Persien, um meinen armen Vetter zu retten, oder wenigstens, ihn noch einmal zu sehen. Zu Hause schützte ich eine größere Reise in die Schweiz und nach Savoyen vor, reiste aber nach Wien, wo Geld und Empfehlungsschreiben zu beschaffen waren. Die Briefe und Depeschen zwischen Teheran und Österreich hatten die unterschiedlichste Zeit gebraucht, das einemal drei Wochen, das anderemal fast genau drei Monate; daraus konnte ich auf die Unregelmäßigkeit des Verkehrs schließen. Meine Reise ging auf der Eisenbahn damals nur bis Galatz, dann auf dem Dampfer ins Schwarze Meer hinaus bis zur kaukasischen Hafenstadt Batum und dann, ohne den Elbrus zu besteigen, über das Gebirge. Im Hotel zu Tiflis bekam ich einen heftigen Asthmaanfall, der mich zwei Tage festhielt. Der Wirt,

ein Franzose, ließ meine Sachen ins Freie tragen unter ein türkisches Zelt, weil er der Meinung war, ein toter Passagier vertreibe zehn lebendige. Der Arzt verschrieb mir, alle zwei Stunden einen Tschibuk zu rauchen. Der Tschibuk trieb das Asthma von der Brust in den Magen. Vom Schwarzen Meer bis Tiflis führte damals schon ein großartiger Eisenbahnbau, hernach ist es mit der europäischen Kultur aus; man ist in Asien — und das besagt alles. Die Poesie, mit der wir seit unserem Bibelstudium in der Kindheit das Morgenland ausgeschmückt haben, ist in kürzester Zeit aufgelöst. Auf Eseln und Kameelen die grundlosen oder steinigen, stets von Wegelagerern gefährdeten Steige träge hinziehend, blitzt in der Seele nur selten eines jener wunderbaren Bilder auf, wie sie die morgenländischen Dichter, diese windigen Fabulierhänse, geschaffen. Ich habe mir's überhaupt abgewöhnt, einem Dichter etwas zu glauben.

Mein ganzes Interesse konzentrierte sich selbstverständlich nur auf das möglichst rasche Weiterkommen meiner aus asiatischen und europäischen Elementen zusammengewirbelten Karawane. Auf dem Kameele nicht wie ein Reiter, sondern, angeschnallt wie ein Warenballen, kauernd — anfangs machte es mir Spaß; später kam's mir unsäglich langweilig vor, da des Tages oft kaum drei Meilen zurückgelegt wurden. Ein die Verhältnisse kennender Russe versicherte, die Reise gehe so außerordentlich gut von statten, daß man diese Karawane einen Eilzug nennen könne. Also reiste ich per „Eilzug". Die Ortschaften, die wir passierten, waren über alle Vorstellungen armselig, die Herbergen so elend,

Essen und Trinken so europawidrig, daß ich den Vetter nicht begriff, der sich mit den orientalischen Zuständen schon so vertraut gemacht haben wollte. Die Strecke von Wien bis Tiflis legte ich in neun Tagen zurück, jene um das Dreifache kleinere von Tiflis bis Teheran in dreiundzwanzig Tagen. Am 10. Dezember war ich endlich in der persischen Hauptstadt. Trostlose Armseligkeit und fabelhafte Pracht ist der erste Eindruck, den diese Königsstadt macht. Ein wunderliches Gemisch von morgen- und abendländischen Erscheinungen: unter Telegraphenstangen hocken zerlumpte Derwische, in französischen Konditoreien kauern schläfrige Haschischraucher. Neben modernen Palästen gähnen fensterlose Höhlen, aus Stroh und Lehm zusammengebacken, „Bürgershäuser" der Königsstadt. Selbst die Stadtmauern, zumeist aus Lehm aufgeführt, sind derart, daß bei allfällig geplanter Erstürmung derselben eine Wasserspritze bessere Dienste leisten würde als eine Kanone. Eine nähere Beschreibung des Lebens und Treibens zu Teheran behalte ich mir für ein anderes Mal vor, mein jetziges, wichtiges Ziel war fürs erste die österreichische Gesandtschaft.

Das Herz sprang mir bis zum Halse herauf vor Freude, als ich wieder die Sprache der Deutschen hörte, nachdem ich mich bisher so kümmerlich mit meinem bißchen Französisch und Steirisch durchgeholfen hatte. Wo nämlich in Herbergen oder bei Lastträgern mit dem höflichen Französisch nichts auszurichten gewesen war, da hub ich mit geballten Fäusten gut steirisch zu fluchen an, und das hatte manchmal gar keine üble Wirkung.

Hier bei der Gesandtschaft umarmte ich den ersten Beamten, der mich auf meine Schriftstücke hin deutsch anredete, wie einen alten Freund, und die erste Frage war: „Ist's noch früh genug?"

Der Beamte wich mit seinem Blick meinen Augen aus und antwortete, am Leben wäre er zwar noch . . .

Ob Hoffnung vorhanden?

Ein leichtes Achselzucken. Nun erschien der Gesandte selbst, den seine Unterbeamten Konsul nannten. Ein braunbärtiger Mann mit rotem Fez auf dem Haupte, den er beim Gruße nicht lüpfte. Er war, wie ich schon wußte, ein geborener Mährer. Er setzte sich auf einen sehr niedrigen Schemel, bot mir Platz auf dem Divan, eine Cigarette und machte mir dann Mitteilungen. — Geschehen sei alles für meinen Verwandten, und mehr als was gethan worden, könne überhaupt nicht geschehen. Mein Vetter sei gefaßt, ich sollte es auch sein; er erwarte mich mit großer Sehnsucht, ich würde bald zu ihm geführt werden können, vorderhand müsse ich mich etwas erholen von den Reisestrapazen.

Meinen Anzug ordnete ich in dem mir angewiesenen Zimmer des Gesandtschaftshotels rasch und untadelhaft, als sollte ich die Aufwartung bei einem Würdenträger machen, anstatt bei einem Todgeweihten im Kerker; ich hielt mich hierin an eine orientalische Sitte, auf die mich der Gesandte aufmerksam gemacht hatte. Das vorgesetzte Mahl mußte mir mein Gastherr mit vieler Mühe annötigen, ich war voller Erwartung und Angst. Auch so müde war ich, so steif die Beine von dem langen Ritt. Der feurige Perserwein that seine Pflicht, machte

mich zuversichtlich und aufgeweckt, umsomehr, als auch der Konsul, der mit mir speiste, bisweilen munteren Gesichtes mich tröstete. In Asien sei ein zum Tode Verurteilter noch lange nicht aufgegeben, Despotenlaunen seien ja bekanntlich unberechenbar.

„Aber, Herr, worin besteht denn eigentlich das Verbrechen meines Vetters?" kam ich endlich dazu, zu fragen.

Darauf, meinte der Gesandte, sei nicht so leichthin zu antworten.

„Hat er in Unkenntnis der Zustände eine staatswidrige Handlung begangen?"

„Ein politisches Verbrechen, meinen Sie," sagte der Konsul, „derlei giebt es hier nicht, Freund. Aber gegen den Propheten hat er gesündigt, gegen die Tafeln des Kalifen. — Hören Sie denn, wie es sich zugetragen hat. Ihr Vetter hatte in der königlichen Münze, wo wir ihn gleich anfangs durch einen günstigen Zufall unterbrachten, bereits eine vorteilhafte Stellung erworben; er befehligte ein paar Dutzend Arbeiter, und der Schah hat den fähigen jungen Mann bei mehreren Gelegenheiten ausgezeichnet. Besehen Sie sich einmal dieses Geldstück!" Er zeigte mir ein neues Goldstück, auf welchem das Bild des Schah in feinster Prägung prangte. „Könnte das nicht ebensogut in Paris oder in Wien geschlagen worden sein? Das ist ein Werk Ihres Vetters. Er wäre heute Oberdirektor der königlichen Münze, wenn nicht plötzlich der Teufel —" er zuckte ab.

„Ich bitte Sie, meine Spannung!"

„. . . recte das Weib dazwischen gekommen wäre.“

„Ein Einbruch in den Harem?“

„Mit nichten,“ sagte der Konsul. „Ihr Vetter hat weder eine Frau des Schah noch die eines anderen Mannes auch nur mit einem Blick entweiht. Der junge Meister aus der königlichen Münze war bescheiden genug; der Tochter eines teheranischen Lederhändlers schaute er hinter den Schleier und erwählte sie. Ich habe sie mit meinen eigenen Augen gesehen, und ich sage Ihnen, es giebt nichts Schöneres auf Erden! Mit ihrem Vater war sie erst vor kurzem aus Ispahan eingewandert. Nun, die Leutchen liebten sich; der Vater drückte erst ein Auge zu, dann auch das zweite, und machte sie endlich gar nicht mehr auf, denn er starb auf einer Handelsreise nach Armenien an der Pest. Nun waren die jungen Leute sich selbst überlassen und wohnten in einem reizenden Häuschen des europäischen Quartiers. Die Idylle blieb nicht lange verborgen; von Derwischen angeführt, brach in Abwesenheit des Münzmeisters eine Rotte in sein Haus, warf ein Tuch über das Haupt des Mädchens, schleppte es davon, um es auf öffentlichem Platze hinzurichten.“

„Um des Himmels willen, was erzählen Sie denn da?“ rief ich aufspringend aus.

„Bleiben Sie sitzen und hören Sie die Tafel des Kalifen: Wenn eine Anhängerin der Rechtgläubigen — des Mohamedanismus — sich mit einem Ungläubigen paart, so soll sie getötet werden. — Dem ist aber vorzubeugen, wenn der Mann sich zum Islam bekennt und sie zu seinem rechtmäßigen Weibe macht. Das öster-

reichische Konsulat griff sofort ein. Ich begab mich zum trostlosen Münzmeister, um ihn zum formellen Bekenntnisse des Islams zu bewegen, traf ihn aber nicht mehr in der Werkstätte. Er war zur Moschee geeilt, in welcher seine Braut gefangen gehalten wurde, und schleuderte dort einen Derwisch, der ihm den Eintritt verwehren wollte, so heftig an die Marmorbrüstung, daß derselbe zusammenstürzte und für alle Zeit auf das Aufstehen verzichtet hat. Die fanatische Menge nahm den Gewaltthätigen natürlich gefangen, um ihn der Tafel des Kalifen zu überliefern, die da spricht: Wer Blut vergießt, dessen Blut soll auch vergossen werden. — Die Gesandtschaft machte alle erdenklichen Anstrengungen, ihn zu retten: er selbst gab alle Hoffnung auf, nur Muselman wollte er vor seinem Tod noch werden, um die Braut zu retten. Damit war's aber zu spät. Die Tafel des Kalifen sagt: Ein Ungläubiger, der einen Derwisch erschlägt, kann nimmer des Islams sein."

„Also beide verloren?"

„Ich habe mich an die übrigen europäischen Gesandtschaften gewendet in dieser Sache, allein die Tafel des Kalifen sagt: Der Islam steht über allen Gesetzen. — Und doch, Freund, haben wir Unglaubliches erreicht. In einer der europäischen Anwandlungen, denen der Schah — Allah segne ihn! — bisweilen unterworfen ist, hat er seinen Münzmeister begnadigt —"

„Begnadigt?!" Ein heißer Freudenschreck.

„— zu zehnjähriger Zwangsarbeit bei den Straßenbauten im Elbrusgebirge."

Mir fiel auf, daß der Konsul solches mit einer ge-

wissen Trauer sagte. Ich wußte noch nicht, was es heißt, zehn Jahre Zwangsarbeit in Persien. Keiner überdauert sie, es ist eine langsame Hinrichtung.

„Zu Gunsten des Mädchens,“ fuhr mein Berichterstatter fort, „fand der Schah, der sich für den Fall persönlich interessierte, die Deutung des Kalifen, nach welcher die Sünderin durch eine Wallfahrt nach der heiligen Stadt Kum in der Salzwüste gereinigt werden könne. Sie ist aber nicht in die Salzwüste, sondern unter heimlichen Begünstigungen ins Elbrusgebirge gezogen, wo der Verurteilte seine Strafe sofort angetreten hatte.“

„Ich finde ihn nicht in Teheran?“ war meine Frage.

„Sie finden ihn auch im Gebirge nicht,“ antwortete der Konsul.

„Sie foltern mich, Herr! Was soll ich denn thun?“ rief ich, von meinem Divan aufspringend, denn die Sehnsucht nach meinem unglücklichen Verwandten verzehrte mich.

„Sie müssen zum Großvezier gehen,“ sagte mein Gastherr mit blinzelnden Augen. Da hatte ich genug.

„Den Großvezier bestechen? Ich bin arm.“

„Bringen Sie ihm, was Sie haben, Ihren Mut, Ihre Liebe zum Blutsverwandten, vielleicht rührt ihn das. Unser neuer Großvezier ist nicht so schlimm wie sein Name. Wäre er vor zwei Monaten schon in seiner Würde gestanden, wir hätten das mit Ihrem Vetter nicht erlebt. Er kann uns helfen, kommen Sie nur, ich begleite Sie zu ihm.“

Diese plötzliche Zuversicht meines Konsuls richtete mich auf; ich fühlte kein steifes Bein mehr, aber auch kein steifes Rückgrat; es soll sich ordentlich biegen, wenn's den Anton gilt. Mein Gastherr klingelte seinem Burschen, einem flinken Kaukasier; die Pferde wurden vorgeführt, wir ritten zum Großvezier.

Dieser Ritt durch die Stadt hat keine Erinnerung in mir hinterlassen, ich habe sicherlich nichts gesehen und nichts gehört, so erfüllt war ich von dem Schicksale meines Anton und meiner Mission. An der Pforte des Palastes sah ich die ersten Mohren; sie warfen sich auf den Bauch, als wir an ihnen vorbei die Treppe hinaufstiegen. Wir gelangten in eine dämmernde Halle mit schwarzen Wänden und schneeweißen Marmorsäulen. Das ganze Licht dieses Raumes schien von den weißen Säulen auszugehen, ich sah kein Fenster. Die folgenden Räume, die wir durchschritten, waren noch märchenhafter; aber mich entzückte keine Pracht, mich erschreckte sie nur, es war ja doch nichts als das Hohnlachen des Despoten.

Endlich standen wir vor schweren Vorhängen; ein wohliger, betäubender, völlig fremdartiger Geruch. Mein Konsul legte mir die Hand auf die Achsel: „Nur Fassung!"

„Ich habe Mut," darauf meine hohlstimmige Antwort.

„Auch für das Schlimmste? Auch für das Beste? Wir sind im Orient!"

Die Vorhänge wallten zurück, mir war ganz traumhaft. Was jetzt geschah — man wird mir's nicht glauben

können. — Aus einem Nebengemach schritt der Würdenträger, in einem reichverzierten Kaftan, rasch auf mich zu und fiel mir lachend um den Hals.

Ich schrak zurück, war starr und glotzte ihn an. — War er's? War er's selber? — „Das — das ist zu dumm!" schrie ich entrüstet über diese beispiellose Riesenfopperei. — Der Anton stand vor mir, mein Toni, meines Vaters Bruders Sohn!

„Gerettet? Gerettet?" jubelte ich, „so lass' mich zum Großvezier, daß ich ihm danke auf den Knien."

„Bitte sich nicht zu genieren!" sagte er, trat einen Schritt zurück, kreuzte die Arme über der Brust und stand in seinem reichen Gewande mit vergoldetem Krummsäbel da wie ein indischer Fürst aus der Phantasie Scheherasade's.

„Komödiant!" kreischte ich.

„W—a—a—s? Mensch, gieb acht, daß ich dich nicht kürzen lasse!"

Der Konsul zog mich beiseite und flüsterte mir mit schrecklich gewichtiger Miene zu: „Es ist der Großvezier!"

Auf alle Ausschmückung der Begebenheit verzichte ich. Die Überraschung war den Herren zu gut gelungen. Bald darauf saß ich in einem der innersten Gemächer ganz blöde da. Der Vetter war hinausgegangen, der Konsul redete mir zu, nicht weiteren Zweifel zu setzen in die Richtigkeit der Erscheinungen. Er erinnerte an die Tafel des Kalifen, wo es heißt:

Die Welt ist wahr, sei es auch du. Und wenn du lügst, dann thue es so heftig, daß man dir nicht glaubt.

„Was Sie da sehen, das werden Sie aber glauben,"

fuhr der Konsul fort. „Denn alles, was ich Ihnen von dem Münzmeister, von seiner Braut, von seinem Totschlage, von seiner Verurteilung und Begnadigung erzählte, es ist wahr. Erst vor wenigen Wochen ist er von der Zwangsarbeitskolonie am Elbrus zurückgekehrt nach der Residenz, um seinen hohen Posten anzutreten. Man hat's nach Österreich berichtet, aber Sie waren schon abgereist."

„Das ist alles recht schön," war mein zögernder Einwand, „wenn ich nur auch wüßte, wie der Mensch aus einem Zwangsarbeiter am Elbrus ein — ein so großes Tier wird."

„Oh," sagte der Konsul, „das ist einfach. Man rettet dem Schah das Leben. Der Schah macht nämlich mit mäßigem Gefolge einen Jagdausflug ins Gebirge und wird in den Engpässen bei Scheristanak von kaukasischen Räubern überfallen. Aus der Nebenschlucht bricht, angeführt von einem jungen Münzmeister, die Sträflingskolonie hervor und schlägt die Räuber in die Flucht."

„Herr!" rief ich, „das ist ja romantisch wie ein Märchen!"

Er zuckte die Achseln: „Wir sind im Orient! — Hören Sie weiter. Einige Tage vor dem Ereignis im Elbrusgebirge hat gerade der Großvezier aus der persischen Königskrone heimlich ein paar Diamanten gebrochen, so wie man aus dem Weihnachtskuchen die Rosinen zwickt. Das ist dem Schah nicht recht, er läßt den Herrn abthun und setzt an seine Stelle den jungen Münzmeister."

Man hat's seinerzeit ja auch in den Blättern gelesen.

Nun trat seine Exzellenz herein, das schrecklich schöne Gewand hatte er abgelegt. Doch sah er mit seinem an beiden Seiten niederhängenden Schnurrbart, mit der breiten, maikäferbraunen Leibbinde, in der scharlachroten Pumphose und den gelbseidenen Sandalen immer noch türkisch genug aus. Sonst war's das breite, wohlgerötete steirische Gesicht mit den frischen grauen Augen. Nun ließ sich ja mit ihm reden. „Gelt," sagte er, mich bei der Hand fassend, „du bist nit bös, daß ich den Spaß gemacht hab'. Für die ausgestandene Angst müssen wir doch auch ein Pläsier haben." Aber als ich mich höflich nach seiner Frau Gemahlin erkundigte, und ob ich ihr vorgestellt werden könne, da kam wieder die Tafel des Kalifen Abu Bekr: Wer Begehr nach der Frau seines Gastherrn hat, der soll mit dem Tode bestraft werden.

„Sehr gütig, Exzellenz, darf ich noch fragen, wann der nächste Zug nach Europa abgeht? Den Karawanenzug meine ich."

Aber das begann doch immer gemütlicher zu werden, und bald fand ich, daß es doch gar nicht so übel ist, Geschwisterkind und Gast des Großveziers von Persien zu sein. Auch dem Schah wurde ich vorgestellt: der war sehr leutselig, erkundigte sich nach Wien und den Wienern, besonders nach der Naschhütte neben dem zweiten Kaffeehaus im Prater, und was die Volkssänger Schrammeln machten. Dann schneuzte er sich mit den Fingern und trippelte davon.

Noch lieber hätte ich die Gemahlin des jungen Großveziers, die schöne Fatima gesehen. Der Konsul zeigte mir auch die Fenster des Harems. Diese waren

sehr unzugänglich, und ich erwog, ob es den Herrn Vetter arg verdrießen würde, wenn ich es einmal mit dem steirischen Fensterln versuchte, in welchem er selbst einst Meister gewesen war. In Anbetracht der bekannten asiatischen Sitten habe ich's aber unterlassen.

Nach fünfwöchentlichem Aufenthalt in Teheran ward mir der persische Boden endlich heiß unter den Füßen; mit Teppichen, Pelzen, Gewürzen und einem krummen Ehrensäbel beschenkt, reiste ich ab, vollkommen beruhigt über das Befinden meines lieben Vetters Anton.

Bis dato ist er nicht erschienen. Unser Briefwechsel blieb ein lebhafter. Seine Brüder in Steiermark rauchen den feinsten türkischen Tabak. Im Jahre 1887 hat er seinen Abschied genommen und sich in Unteritalien bei Potenza ein Landgut gekauft. Als ich ihn im vorigen Frühjahr einlud, uns doch einmal zu besuchen und zuverläßlich auch die Frau Schwägerin Fatime mitzubringen, lehnte er ab und kam wieder mit seiner verdammten Tafel des Kalifen.

Ich achte diese Tafeln, besonders den Satz: Wenn du lügst, dann thue es so heftig, daß man dir nicht glaubt.

Onkel Sonnenschein.

Ein Tagebuch.

Ach, die reizenden Zeitgenossen! Wie barmherzig sie einem ins Gesicht lügen. „Vortrefflich sehen Sie aus. In der That, Sie sehen — unberufen — viel besser aus als das letzte Mal! Kein Vergleich!“

Danke schön für die freundliche Erinnerung. Weiß zwar ohnehin, daß ich krank bin.

Mein gütiger Arzt pflegte immer zu sagen: „Schwächliche und kränkliche Leute werden älter als starkgesunde, weil sie auf ihre Gesundheit nicht sündigen.“ Seit einiger Zeit bringt er den Trost in anderer Form. „Bei gewissenhafter Diät läßt sich immer noch ein Weilchen gewinnen.“

Wie alt ich bin? Just in den besten Jahren. In den *besten*! Ich spüre es in allen Gliedern. Mindestens fünfzig Jahre hätte ich noch auf dem Kerbholz, wenn's der Ewigkeit-Herr nicht übers Knie abbricht und ein Kreuzl draus macht, zum Aufstecken am Hügel. Aber mein eigener Adam will mir untreu werden. Ich hätte ihn zu sehr vernachlässigt, hätte es allfort mit der Seele

gehalten. Wenn die Seele lustig sein wollte, habe der Leib Wein trinken müssen und den Katzenjammer bestreiten; wenn der Seele ums Lieben war oder ums Hassen, habe sie Feuer in den Leib geworfen, daß er sich verzehrte. Und wenn sie, diese herrische Seele, in langen Nächten ihre närrischen Gedankenfäden spann und wob, mußte der arme Leib dabei hocken, zusammengekauert, schlafdurstig und gebrochen. Man möge nur einmal andere, etwa vierfüßige Leiber betrachten, die ließen sich derlei Knechtungen nicht gefallen, die stampften mit ihren vier Pfoten das bißchen Seele einfach in den Dreck — basta. Aber, so opponiert der Leib weiter, nun wäre seine Geduld zur Rüste, er wolle zusperren vor Thorschluß, und ich könnte mit der obdachlosen Seele gerade einmal davonfliegen, in den Himmel hinauf zu den so begeistert besungenen Göttern oder — anderswohin.

Jeden Tag mehrmals deutet er mir das an, der unliebenswürdig gewordene Körper. Ich glaube, es ist sein Ernst. Zum Satan, mir ist aber die Sache nicht gleichgültig. Ich bin noch nicht satt und ich mag die fragenden Blicke meiner Kinder, das heimliche Flennen meines Weibes nicht aushalten. Was hilft's? Ich will ins klare kommen. Muß es sein, na, Dagobert, dann fangen wir langsam an, einzupacken. Morgen will ich meinen Arzt an der Gurgel packen: Blut oder Wahrheit! Der soll mir nicht auskneifen. Heute will ich mich noch der lieben Unwissenheit freuen. Sie macht ja glücklich, sagt man. Wenn ich dem Spiegel glauben wollte! Diese Grobiane mit dem blutleeren Quecksilber-

rücken zeigen ja allemal um mindestens fünfundzwanzig Prozent zu jämmerlich.

* * *

Sapperlot, Dagobert, was ist denn das für eine Aufführung? Siebenschläfer! Schickt es sich auch, am Tage der Urteilsverkündung so sorglos zu schlafen? — Mehr als Sterben kann mir nicht leicht passieren. Das dürfte abends mein letzter Gedanke gewesen sein. Das wäre schon gar schön, wenn dieses Leben mit seinen täglichen zehn Plagen kein Ende hätte! Da müßten alle Wissenschaften und anderen kulturellen Kräfte schnell zusammenhalten, um einen ausgiebigen Tod zu erfinden. Das wäre die größte Errungenschaft des Jahrhunderts, dem Erfinder würden an allen Orten prachtvolle Denkmäler erbaut werden, und die künftigen Kalender würden eine Zeitrechnung einführen: „Seit der Erfindung des Todes so und so viel Jahre."

Meinem Doktor Balsam hätte es wohl zuzutrauen sein mögen, wenn ihm nicht Kain zuvorgekommen wäre. Er macht sich ein Vergnügen daraus, den Patienten, die ihn darum fragen, zu versichern: „Lieber Freund, ich kann Ihnen zu Ihrer vollsten Beruhigung mitteilen, daß Sie keine drei Monat mehr leben!" Und er hält Wort! Mir ist kein Fall bekannt, daß ein Kranker sich gestattet hätte, das Maximum zu überschreiten. Und zu diesem verläßlichen Mann will ich nun gehen. Wenn er auch heute wieder Hypochonder zu mir sagen sollte, dann schreibe ich mich von jetzt ab: Dagobert Hypochonder,

und ein Manupropria dazu, so groß wie der Schweif eines Lindwurms.

* * *

Ich war schon bei ihm. Ich komme schon zurück. Ich weiß es schon.

Im Vorzimmer habe ich eine volle Stunde warten müssen. Da gab es genügend Zeit zum Sichausschnaufen von der Treppe, die nicht weniger als dreizehn Stufen hat. Meine Mitwartenden hatten es alle so dringend, hineinzukommen und gesund zu werden. „Bitte," habe ich gesagt, „will schon warten." Diese Wartezimmer der Ärzte! Jodoformduft, schwellende Sammetsessel und Spucknapf daneben. Und Teppiche, daß sich die Bakterien passabel einnisten können. Alles luftdicht verschlossen, natürlich, weil die lieben Kranken kein offenes Fenster vertragen können und es vorziehen, die ausgeatmete Luft der Mitkranken in sich zu saugen, als den frischen freien Tageshauch zu trinken. Ob das Ordinationszimmer wohl allemal so viel gut macht, als das Wartezimmer schadet? Auf dem runden Tisch lagen illustrierte Zeitschriften herum, abgegriffen und schmutzig, auch ein alter Jahrgang der „Fliegenden Blätter" war vorhanden. Da kann man sich ja unterhalten. Hätte mich auch. Guten Morgen! sagten seine Schergen, als sie in die Zelle traten, um den Delinquenten zum Galgen zu führen. — Sah der freundliche Doktor Balsam, als er die Thür öffnete, meine werte Person und bedeutete den übrigen höflich, er müsse mit mir die Reihenfolge stören, denn ich wäre nicht in der Lage zu warten.

Im Ordinationszimmer mußte ich mich auf das rote Sofa setzen. Der Doktor steht hoch, stramm vor mir da, stemmt den Arm in die Seite, strotzt vor Behagen. Man sieht es, wieviel Gesundheit der zu vergeben hat. Dann setzt er sich mir gegenüber, legt seine wulstige Hand auf meine abgezehrte und sagt: „Es steht ja recht leidlich, nicht wahr?"

Ich entziehe ihm die Hand, klammere die Finger ineinander und beginne mein banges Anliegen vorzubringen: „Doktor! Ich will auf die Polizei, wo die gefundenen Sachen abgegeben werden. Ich habe meine Geduld verloren. Schon zwei Jahre lang so krank sein —" Da versagte der Atem.

„Sind Sie denn wieder so gelaufen?" fragt er mit aller erheuchelten Einfalt.

„Sie müssen mich heute noch einmal untersuchen, Doktor, und zwar gründlich. Ich glaube — mit mir ist's aus."

„Ei, warum nicht gar!" lacht er auf.

„Ich will es nun gerade einmal wissen, wie es steht. Ich will mein Haus bestellen."

„Das soll jeder bestellen und jederzeit bestellt haben. Sie sagten mir doch, daß Sie schon vor Jahren, in gesunden Tagen, das Testament gemacht haben."

„Sapperlot ja! Ein Mann mit regelmäßiger Frau, dito Kindern wird viel Testament machen! Dahin stünde nichts mehr im Wege, Doktor. Allein die Familie — sie will vorbereitet sein. Und mich wird die Wahrheit nur stärken, so wie mich die Ungewißheit lahm gemacht hat und noch verrückt machen würde. Helfen können

Sie mir nicht, Herr. Alles, was Sie mir thun können, was ich von Ihnen verlange: Prüfen Sie nochmals genau meinen Zustand und sagen mir, wie es steht."

Er fühlt mir den Puls. Es pocht sein eigenes Blut an den Fingerspitzen. „Sie sind heute etwas aufgeregt. Das Fieber ist mäßig. Entkleiden Sie einmal den Oberkörper."

Und dann beginnt er das bekannte Spiel. Er klopft an der Brust und horcht. Er klopft am Schlüsselbein, hinter den Achseln, an den Seitenrippen, legt seine bebartete Wange dran und horcht. Kein Wort sagt er. An einzelne Stellen legt er neuerdings sein Blatt und klopft. Ein Mehlsack kann nicht tonloser sein. Er befiehlt, tief Atem zu holen, und legt wieder sein kaltes Ohr an. Dann richtet er sich auf und sagt: „Na!" Sonst nichts. Bei der gebückten Stellung ist ihm das Blut ins Gesicht gekommen.

„Wie steht's?" frage ich wohl etwas kleinlaut.

„Ich kann nur wiederholen, daß Sie sehr acht geben müssen."

„Geben Sie mir Monate? Wochen?"

Da sagt der Doktor: „Und wenn jetzt der gesundeste Mensch vor mich tritt und will wissen, wieviel Lebenszeit ich ihm gebe, so sage ich: „Herr, nicht einen Tag. Das menschliche Leben ist wie ein Schatten, heißt es in der Schrift."

„Um Bibelsprüche zu hören, geht man nicht zum Arzt."

„Allerdings muß ich Ihnen sagen, Herr Dagobert, daß Ihr Übel in ein neues Stadium getreten ist. Doch

wenn es nicht weiter greift — Um ein, zwei Wochen, gottlob, handelt es sich noch nicht."

„Also um Monate?"

Er schweigt.

„Ich danke Ihnen, Doktor. Eine größere Deutlichkeit will ich Ihnen ersparen. Sie können sehen, daß mein Puls nicht anders geht wie vor einigen Minuten."

Jetzt springt er über auf den Buchbinder Artor. „Sie wissen, daß der Mann an einem schweren Herzleiden laboriert. Wenn er in vierundzwanzig Stunden noch lebt, so hat die medizinische Wissenschaft einen beispiellosen Erfolg zu verzeichnen. Vierundzwanzig Stunden, sage ich! Dagegen werden Sie noch ein Methusalemalter erreichen."

Mit diesem Trost war die Ordination geschlossen.

Den Heimweg trat ich durch die Gärten an. Der Herbstsonnentag schlief über den gilbenden Bäumen, von welchen manches Blatt träumerisch niedertänzelte auf die Astern.

Nur noch Monate.

In meinem Leben nie hatte ich mich so leicht getragen als auf diesem Gang. Ich fühlte keinen Körper mehr, es war, als ob ich ihn beim Arzt vergessen hätte. Ein paar Bekannte, die mir begegneten, schauten durch mich in die leere Luft, ich glaube, einer ist sogar mitten durch mich hindurchgeschritten und hat über die Gelsen geschimpft. — Wie ich um die Straßenecke komme, ist in der Wohnung des Buchbinders Artor ein seltsamer Lärm. Thüren gehen auf und zu, und mehrere Kinder

weinen laut und so kläglich, daß mir übel wird. Er ist tot, der Vater, der Ernährer. — Nur noch Monate, Dagobert, und auch aus deinem Hause wird ein solches Weinen dringen.

Die Stufen zu meiner Wohnung hinauf erinnerten mich wohl daran, wieviel Erde noch an meiner Seele klebt. Im Zimmer helle Klänge. Das Goldköpfel griff in die Saiten und sang: „Holder Mai, du lieber Knabe!“ Der größere Junge kauerte über dem Buch: „Mythologie der Hellenen.“ Der Kleinste, der mit Mutters Schere aus Papier just einen Altar schnitzte, ließ das Spiel und packte mich jubelnd am Bein, dem zitternden, wankenden. Gepfropft voll ist die Welt vor Schönheit und Freude... Mein Weib kam mir ruhig entgegen, aber ihr forschender Blick! Diese stumme, flehende Frage — sie ging mir durch Mark und Bein.

„Es ist wie im Juli,“ sagte ich, dabei fröstelte mir. „Konrad, höre, Maikäfer bin ich keiner!“ Denn der Kleine wollte mir vor Vergnügen über meine Heimkehr das Bein ausreißen.“

* * *

Der Tag war vorüber. Schon im Bette liegend, verglich ich den Morgen und den Abend — das Nichtwissen und das Wissen. Jetzt erst. Jetzt erst. — Meine Leutchen schliefen in der Nebenstube. Mein Herz rang mit dem abscheulichsten Schmerze, der je seinen Zahn zerfleischend in ein Wesen geschlagen hat. — Sterben müssen! So früh, so lebensdurstig

noch. Für immer und ewig von Weib und Kind gerissen. — Und unschuldig! Was hatte ich denn gethan, als gelebt? — Wenn ein Mensch den anderen tötet, da durchglüht es die ganze Gesellschaft, und sie rastet nimmer, bis Gerechtigkeit gewaltet hat. Die Richter zittern vor der Möglichkeit eines Irrtums, vor einem Justizmord schreit die ganze Menschheit auf, als wäre sie ins Herz getroffen. Und ein Wesen mit demselben Rechtssinn wird langsam, bei vollem Bewußtsein hingemordet, und fromme Leute nennen das Ratschluß Gottes. Nennen es so, ist ihnen völlig recht und mucksen nicht unter dem Beile der grausamen Henkerin Natur. Man sollte doch lieber das Frommsein lernen anstatt andere Künste. — Die Fäuste wollte ich aufmachen und die Hände zum Gebet zusammenlegen; aber sie krampften sich wieder zur Faust.

Gegen Mitternacht kam der Brustkrampf. Qualvoll — Stunde um Stunde. Aller Trutz, alle Liebe war dahin, das ganze Leben bestand nur aus einem Wunsch: tot zu sein.

* *
*

Durch die Fenster schien der Mond und legte seinen Silberäther auf das Bildnis meines Großvaters. Das hub leise an zu sprechen: „Du sollst nicht trotzig sein, Kind, der treue Gott ist's, der mit einer Laterne dir den letzten Weg erhellt, während andere, die sorglos hintanzen, plötzlich in die Grube stürzen. Du wirst nicht auf fremden Wegen zusammenbrechen, sondern im Kreise der Deinen einschlafen, du wirst nicht erst lebenssatt

und seelenleer sterben, nachdem du schon lange die Leiche an dir herumgetragen. Das Beste hast du gelebt, die sonnige Jugend, die fruchtbare Manneszeit. Um dich vor dem Greisenalter zu retten, führt er dich hinüber so sachte und sanft, wie du jeden Abend einschlummerst. Und noch Gelegenheit zu haben, mit Ruhe und Bedacht zu schlichten und zu ordnen, den Verbleibenden manches ratende Wort zu geben, manches Herzensgeheimnis zu enthüllen. Dich beängstigt kein möglicher Verlust, dich erregt kein Gewinn. Im müden Körper Seelenfrieden. Sei doch dankbar, Kind."

Also du meinst, Großpapa, daß ich mir aus dem Sterben ein Vergnügen machen soll. Gut. Ich werde frühen Feierabend halten und vom Sofa aus den Meinen behaglich zusehen. Arbeitet, sorget, kümmert euch, kränket euch — ich thue nicht mehr mit, ich habe jetzt ein wichtigeres Geschäft und bitte, mich nicht zu inkommodieren. Ich will bequem sterben.

* * *

Diesen Gesellen muß ich mir einmal recht angelegentlich in die Seele prägen, damit er im nächsten Leben gleich herzunehmen ist. Denn auch der Bildhauer muß in mein Inventar der Ewigkeit. Also halte still, Roderich Steinschnabel, alter Kerl mit den schwarzen Moseslocken und dem zweischweifigen Paulusbart! Das lebenglühende Gesicht mit den breiten Wangenknochen, auf denen immer die zwei glänzenden Scheibchen einer Freude sind. Wenn bei deiner Mutter Tod damals die

hellen Tropfen nicht herabgerieselt wären, man hätte die Miene für ein seliges Lachen halten müssen. So vergnügt blüht es um die stattliche Nase und auf der breiten Stirn und um die buschigen Brauen, die wie zwei kühngeschwungene Bärte wuchern. Und dieser immer sprühende Phosphor des Auges! Wenn die Seele losbricht und das ungefüge, oft unklare Wort nicht ausreicht, so spricht er mit seinen Augenflammen, dieser glühende Mensch. Zwei italienische Blutstropfen hat er in sich und eine heidnische Seele. Alles ist gut, lautet sein Bekenntnis, mit Ausnahme von zwei Dingen. Die Steine des Anstoßes sind ihm die fabrikmäßig erzeugten Grabobelisken auf unseren Friedhöfen, und kein Märtyrer kann schwerer an seinem Kreuze tragen, als mein Steinschnabel an den gußeisernen Grabkreuzen trägt. In seinem Skizzenbuche keimt es immer, in seiner Werkstatt wachsen die weißen, heiteren Marmorgestalten, und sein Lebenszweck besteht darin, unsere Friedhöfe mit Schönheit zu schmücken.

„Denke dir, Dagobert!“ kommt er heute lachend zu mir herein, „die Baronin hat meine Psyche abgelehnt. Sie wolle mir die Arbeit vergüten, habe sich aber entschlossen, auf die Familiengruft ein Ecce-Homo-Bild stellen zu lassen. O Freund, wie anbetungswürdig groß ist doch die Dummheit!“

„Die Psyche wird wohl noch Anwert finden,“ will ich ihn trösten.

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel der Buchbinder Artor. Der wird ja doch auch bißchen ein Grabmal haben wollen.“

„Der Artor? Ist er denn gestorben?"

„Gestern mittag."

Steinschnabel schüttelt das große mähnige Haupt und sagt nachdenklich: „Merkwürdig, was es doch für Leute giebt. Gestern mittag ist er gestorben, und heute morgen sitzt er am offenen Fenster und putzt seine Brillen."

„Ich sage dir, gestern mittag ist er gestorben."

„Und ich sage dir, heute morgen putzte er seine Brillen."

„Dann ist dieser Mensch pflichtvergessen. Der Arzt hatte ihm keinen Tag mehr gegeben."

„Dann ist der Arzt ein Schmutzian. Die Tage reichen für alle, und jeder nehme sich ihrer, soviel er tragen kann."

„Nein, ich hatte doch die Kinder weinen gehört, gestern, als er gestorben war."

„Dieses Geheimnis will ich dir offenbaren," sagt Steinschnabel. „Denn das Heulen ist auch anderen aufgefallen. Der Älteste hatte Geburtstag und bekam von der Frau Godl Lebkuchen. Die Hauskatze scheint dem Ältesten wohlgewogen zu sein, wollte den Festtag auch mitfeiern und fraß die Lebkuchen auf. Wie dann die Kinder feiern gehen wollten und nichts mehr da war, haben sie geheult, man kann's ihnen nicht verdenken."

Muß gestehen, dieses Ereignis hat mich angenehm berührt. Den Lebkuchen will ich ersetzen, und Doktor Balsam irrt sich hoffentlich öfter.

„Wie weit bist du denn mit deiner Psyche?"

„Sie kraucht bereits aus der Puppe hervor."

„Kraucht sie?"

„In einem Monat kann sie flügge sein."

„Schon? — Höre, Steinschnabelchen, vielleicht machen wir zwei ein Geschäft mitsammen. Wir sprechen noch davon."

Denn es trat Frau Radegunde ein, mein flachsblondes Gespons mit dem hellen Rundgesicht und dem taubengrauen Kleid. Mein Weib und Steinschnabel sind wie Tag und Nacht. Ein bewölkter Tag und eine sternhelle Nacht. Denn Radegunde ist vielfach bewölkt; wettert's nicht, so regnet's, und regnet's nicht, so tröpfelt's. Wenn sie bisweilen auf zwei Tage zu ihrem alten Vater verreist, so halten es die Kinder und ich wie die Mäuse, wenn die Katze nicht daheim ist, da ist alles erlaubt. Das heißt, auf einer gewissen Ordnung bestehe ich. Wenn zum Beispiel bei Tisch der Konrad oder einer der anderen in die Suppenschüssel steigen will, so muß er vorher Strümpfe und Schuhe ausziehen, daß sie nicht naß werden. Aber nur am ersten Tage geht's so fidel her, am zweiten zählen wir schon sehnsüchtig die Stunden, bis sie heimkommt. Sogar die Dienstmagd wird nervös, wenn sie ein paar Tage die gnädige Frau nicht greinen hört. Der Wind treibt eben die Mühle, und wenn ich allein die Herrschaft führe, so ist nach acht Tagen das ganze Haus korrumpiert. Viel zu gut wäre ich, sagen die Leute; Radegunde weiß das besser — zu bequem bin ich, zu gleichgültig, zu patschig, kurz, um es mit einem einzigen allgemein verständlichen Worte auszudrücken — zu faul. Schleifen soll's,

aber treten wolle ich nicht; dieses Sprichwort hat sie vom Scherenschleifer, sowie sie überhaupt gern drastische Bilder aus dem Leben nimmt, um mich zu kennzeichnen. — Nun, das alles war einmal, ist aber leider nicht mehr. Umwölkt ist die flachsblonde Kleine freilich noch, aber es donnert nicht mehr. Wie wenn es leise tauen thäte am nebelichten Frühlingstag, so ist es. So still traurig, so liebreich mit mir, daß einem angst und bange wird. Ich fürchte, sie weiß alles, ahnt es vielleicht schon länger als ich, wie es mit mir steht. Na, die soll mich erst kennen lernen! Ich mach's wie der Buchbinder und lasse mich von keinem Doktor Balsam, oder er möge heißen wie immer, auf den Kirchhof komplimentieren.

Steinschnabel war langsam von der Bank aufgestanden und hatte ihr mit leuchtendem Aug entgegengelacht. Sie sagte nur: „So viel sprechen soll er nicht.“ Da gab mir der Freund einen erklecklichen Händedruck, grüßte die Frau mit einem leichten Scherzwort und ging weg.

* * *

Sie hat recht, ich spreche zu viel. Wenn sie mein Tagebuch zu Gesicht bekäme, dann wäre es auch dran, daß ich zu viel schreibe. Was bliebe mir schließlich übrig, als zu singen! Sie brummt, wenn ich einmal einen Vierzeiler summe, merke aber, daß es ihr heimlich wohlthut. Und vollends scherzen! Sonst ist sie doch ein Feind von Kindereien bei Erwachsenen. Sie denkt wohl, je schlechter der Witz, je besser das Befinden. Und lacht und kraut

mir mit zarten Fingern das Haar und lobt mich, daß ich ein liebes Lamm sei und ist so dankbar, daß ich wohler bin.

Ich hab sie getäuscht auf muntere Art,
Das Klagen mir, ihnen die Thränen erspart.
Ich habe des Lebens buntes Panier
Noch einmal entfacht mit froher Begier.
Doch in den Nächten, einsam und still,
Da hab ich beweint mein verwegenes Spiel.
Wie warm mein Leben, wie kalt das Grab —

An dieser Stelle hat sie mir das Büchlein richtig abgefangen, nachdem sie vorher mein Geheimnis Zeile für Zeile über die Achsel her gelesen. Dann ist eins geweint worden.

Also auch das nicht. Ja, womit soll man sich denn eigentlich die Zeit vertreiben? — Kaum ein paar Monate noch, und die Zeit sich nicht zu vertreiben wissen. Welch ein Unglück, wenn Doktor Balsam mir hundert Jahre verschrieben hätte!

Doch eine recht lange Zeit gab's, da ich unseres Herrgotts Spaß nicht verstanden habe. Das Leben, ich hatte es schrecklich ernst genommen. Mit grausamer Wichtigmacherei habe ich die kindischen Pläsierchen genossen oder ihnen nachgejagt, schwitzend und keuchend. Konrad, kleiner, mit deinem Seifenblasenspiel betreibst du ein viel vernünftigeres und sachlicheres Lebensglück, als ich es gethan. Denn du plagst dich nicht dabei, freuest dich redlich an den bunten Kugeln, weißt, daß es Seifenblasen sind, und freuest dich sogar, wenn sie zerplatzen. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein!"

Ja, ja, bibelfest, das bin ich. Der Mensch braucht notwendig wie das Stück Brot einen Herrgott, dem er die Schuld geben kann, wenn er selber dumm ist. Freilich ist es einem gescheiten Herrgott schwer zu verzeihen, wenn er dumme Menschen erschafft — ich hätte, meint der Bildhauer, nämlich gerade noch so viel Religion, daß sie knapp ausreicht, um Gott zu lästern.

Die Stimmungen fliegen wie die Wolken im Herbstwind. Und schwankende Rohre, sagt Steinschnabel, brechen nicht. Jetzt frostiger Schatten, jetzt wieder Sonnenschein. Und wenn nur die Schmerzen schlummern, will man schon jauchzen vor lauter Wohlbefinden. Das Kranksein, so empfinde ich's in diesem Augenblick, hat auch sein Gutes. Mancher genießt das Leben nur halb, solange er es ganz hat, und genießt es erst ganz, wenn er's nur mehr halb besitzt.

Eben läuten die Glocken für den Buchbinder. Diesmal ist es nicht die Katze, diesmal ist es der Tod. Doch schön, wenn man sich auf einen Arzt verlassen kann.

Und mich will er auch schon fort haben, der liebe Doktor Balsam. Die Riviera, meint er, oder wenigstens Arco am Gardasee. Den Winter über. Da habe ich ihm heute bedeutet: „Gelehrter Herr! Wenn Ihr keine anderen Anekdoten mehr wisset, als wie man einmal einen Todkranken in die Fremde geschleppt hat, damit er dort in einem Hotelzimmer unter Kellnerfräcken ruhig versterben kann, dann — mit Verstattung — seid Ihr mir nicht mehr ergötzlich genug."

Ich hätte ihm noch gern mehr und Erklecklicheres gesagt, da setzte sein Verbündeter ein, der Brust-

krampf, und erstickte die Sachen, die ihm vermeint gewesen.

Später unterhielt ich mich mit Radegunde über das merkwürdige Begräbnis des Kommerzienrates. Und unser kleiner Konrad setzte sich seine größten Augen ein — der will sie sicherlich wieder nachahmen, die erhabene Feierlichkeit. — Hundert Leute in auswendiger Trauer, die „Pompfunebre“ mit dem Leichenwagen aus Sammet und Spiegelglas, sechs Rappen daran mit Silberbeschlag, auf den Rappen sechs schwarze Reiter, mit Silber betreßt, die hohe Geistlichkeit im Trauerornat. Beflorte Sänger und Musikanten, drei Kranzwagen und was eben alles dazu gehört, um einem Kommerzienrat ins Grab hinein das Kompliment zu machen. Nur eine Kleinigkeit fehlte. Aus Versehen war an einer Bahnstation der Waggon abgekoppelt worden, in dem der Sarg stand, und so hat sich zu dem feierlichen Begräbnis die Leiche nicht eingefunden. Der Herr Rat hatte nämlich auch die Mode mitgemacht, nach Italien sterben zu gehen, wie man dahin seine Hochzeitsreise thut, und so hatte er nun auf dem Rückweg den Anschluß versäumt.

„Ist es euch ein Vergnügen, dann können wir's auch so machen.“

Radegunde gab mir eins — ein ganz Leichtes — auf die Wange und kramte am Nähtisch herum. Da merkte ich, wie die Sterbenden unbarmherzig sind. Es wird schwer halten, mit ihr das Notwendige zu besprechen. Da wird Steinschnabel mitthun müssen.

* * *

Was dies Leben mir beschieden,
Es war gut, ich bin's zufrieden.
Könnt ich eines noch erwerben:
Nur daheim, daheim zu sterben.
Nicht auf fernen Wanderswegen
Möcht ich mich zur Ruhe legen,
Nirgends auf der ganzen Erde
Als daheim am eigenen Herde.
Vor des Todes grausen Schrecken
Will ich nimmer mich verstecken,
Wenn aus Augen, schmerzbefeuchtet,
Liebe mir zu Bette leuchtet,
Wenn die Meinen mich umgeben,
Atmend mein entschwindend Leben,
Und aus gottergebnem Sterben
Meines Herzens Frieden erben.

„Das gefällt mir recht gut," sagte Steinschnabel, als ich ihm dieses Gedicht zu lesen gegeben, „nur in der achten Zeile hapert's, da hast du eine Silbe zu viel gespendet."

Ich war nachgerade empört. Erst später kam es mir, daß er mit der Versmesserei die Rührung wird haben verbergen wollen. Denn dieser Schwächling kann keine Traurigkeit vertragen. Und ich? Ich weiß mir oft gar nichts Lustigeres, als traurig zu sein.

* * *

Bisweilen sieht man in der Nacht mehr als am Tage. Sie kommen alle, die Gedanken, denen lebensfrohe Leute auszuweichen pflegen, und die Bekannten, die vor uns schlafen gegangen sind. Sie machen ihre Einladung. Frau Hofrat muß auch jetzt noch ihre Schleppe haben

und zerrt das Bahrtuch nach, und mit dem Japanesischen fächelt sie gar kokett, dabei mit Recht ihr Antlitz verdeckend. Und draußen auf dem dämmernden Meere gleiten die unzähligen Schifflein der ewigen Dunkelheit zu.

O Nacht, du heilige Urwesenheit! Wenn Gottes zornige Hand einst die Ampeln vom Himmelsgewölbe reißt, was vor allen Lichtern war, wird nach allen Lichtern sein — die Nacht. Der schlaflose Kranke in dunkler Stube hat Gelegenheit, sich bei Zeiten mit ihr vertraut zu machen.

* * *

Allerseelen! Ich bin auf den Friedhof gefahren zu meinem Grabe. Vom Eingange die Ecke links. Heute wildes Gekräute, vom Reif welk gesengt, wie gekocht auf der Erde liegend. Wenn wieder Allerseelen kommt, wird hier ein schönes Blumenbeetlein sein, in blauen Glastulpen brennende Kerzen. Davor kniet eine junge, schwarzgekleidete Frau, mit schwarz behandschuhter Hand ein weißes Tüchlein ins Gesicht pressend. — Dann kommen die Kinder, daß sie auch ein Vaterunser beten sollen. Mit munteren Augen und frischen Wangen denken sie dabei an Roß und Wagen, an Taschenfeitel und Mundharmoniken und an die Weidengerten, die sie sich auf dem Heimweg schneiden werden. — Ob die Seele nicht hinüberspringen könnte vom modernden Leib auf den leblustigen Knaben? Vielleicht. Fliegt nicht auch der Vogel, wenn der Baum umgehauen wird, auf einen anderen über? Wahrscheinlich stehe ich dann selbst

an meinem Grabe und denke: da unten ruht mein Vater.

Wie es auch sei, am besten, daß es nicht nach Menschenwitz und Menschenwillen geht — da wäre es sicherlich verfahren.

*   *
*

Heute bin ich zum Steinschnabel in die Werkstatt gefahren. Denn die Nacht war wieder schlimm gewesen, aber ich will die Plagen nicht immer aufschreiben, sie graben sich schon selber ein. Das stete Sandbrünnlein in der Uhr rieselt ganz zart, und doch schüttert davor mein ganzer Leib, als stünde er an einem donnernden Wasserfall.

Die Hammerschläge der Steinmetze klingen, und ich stehe mitten im Olymp. Die weißen Göttergestalten ringsum warten nur auf ein schönheitsfrohes Geschlecht, um herauszutreten ins Leben, in die Kirchen und Tempel, auf die Straßen und Friedhöfe. In einem besonderen, lichten Raum mit Glaswänden arbeitet der Meister. Er hat den grauen Linnenkittel an und das weiße Käppchen auf, unter welchem zu allen Seiten das Löwengelock hervorquillt, grau vor Gipsstaub. Er steht an seiner Psyche, der Mädchengestalt mit den Schmetterlingsflügeln. Alle Sprödigkeit des Materials ist überwunden, in leuchtender Schönheit, zart und schmiegsam schwebt sie, man glaubt Wärme aus diesen Gliedern hervorströmen zu fühlen.

„Ich brauche sie nur zu küssen," sagt Steinschnabel, „und sie ist lebendig."

Er wurde bei dieser geplanten Lebenserweckung leider gestört. Obschon die Steinmetze im Vorraum laut riefen, der Meister sei augenblicklich nicht zu sprechen, trippelte es doch herein, das Blondlockel. Ein kleines Herrchen war's, die nagelneuen gestreiften Hosen an den Knöcheln waren aufgestülpt, aus den kurzen Hemdärmeln standen weit die steifen Manschetten mit mächtigen Perlmutterknöpfen hervor, der hohe Hemdkragen schraubte den kleinen, wohlrasierten Kopf empor. Auf dem Näschen ritt ein goldener Zwicker. Das ganze eckige Kerlchen schaukelte ein wenig. Mit seitlings gehobenem und rechtwinklig gekrümmtem Arm reichte er die Hand und näselte: „'n Tag, Meister, 'n Tag!" Und dann begann er Spreu zu sprechen, kurzgehackten, spießigen Spreu. Das Korn darin war, daß er ein schönes, sinnreiches Grabmal wünsche für seine verstorbene Schwiegermama. Er denke sich aufs Grab schwarze Marmorplatte, weißes Hautrelief: lebensgroßes Totengerippe mit Hippe und Sanduhr.

„Kolossal sinnig, nicht wahr?"

„Für Frau Schwiegermama. Gewiß," spottete mein Steinschnabel, und sein Auge blinzelte unter dem Busch. „Gut, will die Arbeit besorgen. Der Stein soll wohl recht schwer sein?"

„He, he. Charmante Dame gewesen," lächelte der Herr. Damit war das Geschäft abgemacht.

Als das Gigerl davon war, sagte ich zum Meister: „Mensch, wie kannst du eine solche Arbeit übernehmen?"

„Ich habe sie ja nicht übernommen," lachte Stein-

schnabel. „Dieses lebensgroße Totengerippe werden meine Lehrjungen herstellen.“

Die „charmante Dame“ hatte dem Herrn Schwiegersohn nämlich eine halbe Million hinterlassen. Nicht jede Schwiegermama ist so liebenswürdig. Doch begreift man, daß auf solch ein Grab nicht etwas Sinnbildliches taugt, das durch einen Kuß lebendig wird.

„Schnabel,“ sagte ich endlich, „weil wir schon bei Sanduhr und Hippe sind, ich komme heute mit einem großen Anliegen zu dir. Die Sache — du gestattest schon, daß ich mich auf den Balken setze und an die Wand lehne,“ denn mir war zum Umsinken. „Die Sache ist die. Ich habe, wie du weißt, drei Kinder.“

Er zählte lustig an den Fingern ab: „Richard — Konrad — Frida. Es stimmt.“

„Nun höre. Ich thue nicht lange um, Freund. Meine Kinder werden einen Vormund brauchen. Wen soll ich mir denken für den Beschützer meiner Familie? Es kann kein anderer sein als du.“

Er hatte sich mir gegenübergesetzt, trommelte mit den Fingern auf dem Balken, schaute mich an und sagte: „So, so! Hm, hm!“ Und setzte ruhig und leise bei: „Wann erwartest du denn schon?“

Diese Bemerkung in dieser Form machte mich verwirrt, da verbesserte er sich rasch: „Ah, ja so! Ich bin zerstreut. Dachte an Gevatterbitten.“

An die Mauer hingesunken, trocknete ich mir mit dem Taschentuch die feuchte Stirn: „Du siehst ja, wie es mit mir steht.“

Er faßte meine Hand. Das Feuer seines Auges

glühte warm auf mich her. „Dagobert, wenn es dich beruhigt. Wo du mich brauchen kannst im Leben oder im Tod, ich stehe zu deiner Verfügung. Hast du aber in dieser von dir bemerkten Angelegenheit mit deiner Frau gesprochen? Ich meine, ob es ihr wohl recht sein würde? Mir scheint nämlich, und du mußt es ja auch schon wahr gethan haben, daß der Bildhauer Steinschnabel nicht ihr besonderer Günstling ist."

„Ach Gott, Roderich, du kennst ja ihre Art. Allerdings, der Sache wegen gesprochen habe ich mit ihr noch nicht. Wenn ich vom Sterben rede, da hält sie mir nicht stand, da zankt sie, daß man Gott nicht versuchen solle und behauptet, daß ich sie weit überleben würde. Wenn sie wüßte, was mir der Arzt gesagt hat! Glaubt ihr denn, ich hätte nicht den Drang, mich darüber auszusprechen? Ihr müßt es doch so gut wie ich selbst merken, was es bei mir geschlagen hat. Was soll denn diese verdammte Vertuscherei! Verneint mein Leiden, wenn ihr könnt, mir ist's recht, ich lebe gern. Gott weiß es. Und wenn ihr das nicht könnt! Laßt mich die furchtbare Wahrheit doch nicht allein tragen!"

Weil ich keuchend und mit gerungenen Händen vor ihm niedersinke, so richtet er mich erschrocken auf: „Um Gottes willen, Dagobert, welche Erregung! Deine lebhafte Phantasie —"

„Laß die Phantasie. Höre, was Doktor Balsam gesagt hat. Er that's auf mein Bitten, nach einer gewissenhaften Diagnose. Weißt du, was er gesagt hat? Daß ich nach zwei Monaten sterben muß."

„Das hätte er dir gesagt?"

„Der eine Monat ist schon vorüber.“

„Verzeihe, lieber Freund,“ sprach hierauf Steinschnabel, „so redet kein Arzt zum Kranken. Er mag gesagt haben, daß dein Leiden noch monatelang dauern kann, daß es überhaupt schwer heilbar sei, ja daß man unter Umständen gefaßt sein müsse, schon in wenigen Monaten das Los aller Erdenkinder —“

„Und das ist nicht genug? Ist es nicht genug, wenn der Arzt so zum Kranken spricht? Ein Thor, der's nicht versteht.“

„Übrigens,“ sagte der Bildhauer und legte seine Hand auf die meinige. „Es ist ja nicht zu leugnen, daß du krank bist. Aber ist denn noch nie ein Schwerkranker gesund worden? Hat sich noch nie ein Arzt geirrt?“

„Darum,“ war mein Geständnis, „habe ich die letzte Hoffnung auch noch nicht aufgegeben. Ohne jeden Funken von Hoffnung lebt selbst der Resignierteste nicht einen Tag. Weil es aber weitaus wahrscheinlicher ist, daß mein Leiden den gewöhnlichen Verlauf nimmt, so muß ich eben mein Haus bestellen. Und du sollst mich beruhigen und sagen, daß du im Fall meines Todes die Vormundschaft über meine drei Kinder übernimmst.“

Er drückte mir frisch die Hände: „Abgemacht.“ —

Es ist ja nicht zu leugnen, daß du krank bist. Auch der Schnabel sagt's. Schwerkranke, die im Bette liegen, das ist in Ordnung. Aber Schwerkranke, die umherwandeln wie ein Schatten ohne Mann, das sind Gespenster.

Allerlei muß der Mensch lernen, seines Fortkommens wegen, warum nicht auch die Kunst zu sterben. Der richtige Kursus dauert achtzig oder neunzig Jahre lang. Dann kann man's und schickt sich willig drein. Mancher Arme, Verlassene kann es schon früher, obschon es für ihn auf Erden immer noch zu hoffen gebe, während beim blasierten Reichen alles aus ist. Nicht leben können und nicht sterben wollen — das muß eine Hundeexistenz sein. Ich hätte noch so viel zu gute gehabt.

Und immer solche Gedanken! Seltsam, daß bei einer Aufbahrung das Vorzimmer unheimlicher ist als der Raum, wo die Leiche liegt. Und daß an einem Toten die Kleider das grauenhafteste sind. Also das Drum und Dran.

In meiner Kindheit machte es mir den größten Spaß, Gestorbene anzuschauen und Leichenbegängnisse mitzumachen. Die Totenschädel auf dem Traueraltare lachen so lustig. — Das ist die göttliche Einfalt des Kindes. Später ist man „tief gerührt" oder gar „erschüttert". Und man jammert sich in eine flotte Desperation hinein, die eher ein Vergnügen als ein Leid genannt werden könnte. Es kommt nicht selten vor, daß Fernerstehenden ein Todesfall viel ungeheuerlicher erscheint als den nächsten Angehörigen. Und daß sie sich dann ordentlich wundern, diese in ruhiger Gelassenheit zu finden. — Wo also ist die Schrecknis des Todes, wenn nicht in nächster Nähe?

„O Tod!" rief jener Pfarrer aus bei der Leichenrede, „o Tod, wo ist dein Stachel?"

Ein Handwerksbursche, der sich hinter dem Strauche

barg, antwortete: „Lassen Sie das, Hochwürden. Wir brauchen es nicht zu wissen."

* * *

Es ist Winterszeit, und ich komme rasch zur Tiefe. Der Gang durch die drei Zimmer bedeutet eine Fußreise, vor deren Antritt ich das Testament machen würde, wenn es nicht schon geschehen wäre. Die Füße wollen den Körper nicht mehr tragen, und er ist doch so leicht geworden. Schwer ist nur das Herz.

* * *

Wenn ich des Morgens erwache, fällt mein Blick auf das marmorne Haupt meines geliebten Friedrich Schiller, den ich mir nicht als Greis denken kann. Wer jung stirbt, hinterläßt der Welt ein ewiges Bild der Jugend.

Mein Sterbezimmer hat mir die Radegunde schon vorwegs ausgestattet mit schönen Bildwerken, mit grünen Blatt- und Nadelsträuchern, mit frischen Blumen.

„Mitten im Dezember ein Garten, der auf die Bahre wartet." Das Wort muß mir entschlüpft sein, denn nun brach das Wetter los. — Ob ich denn alles mißdeuten müsse? Dieweilen sie mir das Zimmer angenehm machen wolle, glaube man, sie bereite schon auf den Tod vor? Ob sie denn noch nicht genug gepeinigt sei? — Und weinte zum Herzbrechen. — Da habe ich zu mir gesagt: Schlechter Kerl! Thut sie nicht alles, daß dir wohl sei, daß du getröstet seiest? Fällt

nicht durch die Fenster Luft und Sonnenschein, aber so daß mein Haupt beschützt bleibt? Rückt sie mir nicht täglich hundertmal die Kissen, die Sessel zurecht? Stehen nicht beständig Labsale bereit? Kommt eine Zeitung, ein Buch unaufgeschnitten auf den Tisch? Verliert sich ein Sacktuch, ohne daß ein anderes schon bereit ist? Und trällert sie, die sonst so ernste, nicht ein heiteres Liedel, während sie vielleicht aufschreien möchte vor Bange? — Und du? Du wirst nicht müde, sie zu quälen mit deinen Todesphantasien. Hast du nicht in niedrigsten Volksschichten Familienväter gesehen, die sterbend noch die Ihrigen beruhigen und trösten und bis zum letzten Atemzug leugnen, daß sie sterben. Jämmerlicher Mitleidshascher! Wo du froh sein solltest, daß dein tapferes Weib nicht mit Klagen, vielmehr mit stetem Sorgen und Wohlthun ihr Mitleid beweist!

Heute. Sie meint ich schlafe, rückt mir leise die Klingel nahe und entfernt sich auf Zehenspitzen ins Nebenzimmer zu ihrem Nähtisch. Aber ich wache und rufe: „Gunde!“

Sofort ist sie am Bette.

„Wo sind die Kinder?“

„Richard und Frida sind in der Schule,“ berichtete sie.

„Und Konrad?“

„Der? Ich weiß nicht. Ich glaube im Stöckel ist er.“

Das Stöckel ist eine Art Gartenhaus und Rumpelkammer, wo Geräte aufbewahrt sind und alte Gewandtruhen stehen.

„Was macht er im Stöckel? Er wird sich erkälten."

„Weißt du, er ist ein guter, dummer Junge. Von der Kirche hat er's —"

Da klingelt es. Ein angenehmer Besuch. Der Steuerbote. Er bringt eine Vorladung. Es sei im Einbekenntnis wieder einmal was nicht in Ordnung. Möglich! Ich habe bei dem letzten Einbekenntnis gleich die Betriebskosten des kommenden Jahres abgezogen, fünfhundert Kronen fürs Begräbnis. Daran haben die Herren natürlich wieder was auszusetzen.

„Frau," sagte ich nachher. „Ich werde den Steinschnabel bitten müssen, daß er für mich den Gang macht."

Weil sie darauf nichts sagt, sondern sachte mein Gewand herrichtet, falls ich das Aufstehen versuchen wolle, so fahre ich fort: „Sage mir einmal, Gunde, hast du gegen den Schnabel etwas?"

Die Hosen über den Arm gelegt, steht sie da und schaut mich an. „Ich? Gegen den Bildhauer? Wie meinst du das?"

„Ich meine, weil wir ihn noch öfter zu brauchen haben werden. Ein herzensguter Mensch. Man kann sich auf ihn verlassen. Man kann ihm schon was anvertrauen. Ich sage dir, Gunde, der Schnabel ist ein braver Kerl, durch und durch!"

Fast betroffen antwortete sie: „Mein Gott, das hat ja niemand bestritten."

„Siehe, das freut mich, Weib, daß du nichts gegen ihn hast. Ich meine, daß er dir nicht zuwider ist. Möglich, daß wir ihn vielfach brauchen werden. Wenn's mit mir noch lange so fortgeht — es dürften uns auch Ver-

änderungen nicht ganz unvorbereitet treffen. Wenn ich einem meine Familie anvertrauen wollte, so wäre es der Schnabel."

„Nun gut," sagte sie, „wenn du stirbst, so soll Steinschnabel der Kinder Vormund sein." Und ging zur Thür hinaus.

Hart und kalt wie Eisen hat mich das Wort getroffen. Aber ich habe es doch selber hervorgelockt. Kranke sind Egoisten, aber solche, die nicht mehr wissen, was sie wollen.

* *
*

Weil der kleine Konrad heute wieder im Stöckel war, so wollte ich doch einmal sehen, was er dort treibt. Das muß ein besonderes Kinderspiel sein! Eine Beschäftigung, die ihn den Frost nicht fühlen läßt.

In den großen Filzpatschen und dem langen Schlafrock aus Wolle, den mir meine Gunde genäht hat, siffelte ich hinüber.

Unterwegs im Hof begegnet mir Richard, der gerade aus dem Gymnasium kommt, bei meinem Anblick hinter der Ecke abbiegen will, endlich aber doch auf mich zugeht. Er hat ein krebsrotes Gesicht und reibt mit der Faust an den Augen herum. Er getraue sich nicht zur Mutter, sie werde ihm das Mittagsmahl entziehen und Strafaufgaben verordnen. Denn er habe wieder einen Censurschein bekommen.

Wacker, Junge! Nur gesunde und aufgeweckte Knaben bekommen Censurscheine. Aus einem fleißigen Schüler ist noch selten ein bedeutender Mann geworden.

Genies waren stets leichtsinnige Studenten. Nur so fort, junger Mann! — Just laut ausgerufen habe ich diese pädagogischen Grundsätze nicht, aber gedacht habe ich sie mit aller Redlichkeit. „Gieb her den Wisch!“ sage ich und stecke ihn in die Tasche. „Ich werde ihn schon unterschreiben.“

Er hüpft munter davon, und ich habe ihm wieder einen Tag der seligen Jugendzeit gerettet. Im Griechischen hatte der Junge das Malheur. Daß doch ein siebenfaches Blitz-Kreuz-Donnerwetter dieses verdammte Griechisch einmal aus unseren Schulen hinausfege!

Über die Schulnot der Kinder habe ich mich ja immer getröstet. Die Schwerlernenden sind gewöhnlich selbständige Naturen, für äußere Einflüsse wenig empfänglich. Leute, die mit der Theorie nicht viel anzufangen wissen, sind die eigentlichen Thatmenschen. Ich glaube, Richard ist beim unrichtigen Thor hinein. Er gehört in die Realschule.

Steinschnabel wollte sogar, daß dem Knaben, nachdem ihm schon einmal das Leben geschenkt worden sei, auch die Jugend geschenkt würde. Man soll, ist seine Meinung, die zwölfjährigen Knaben in den Wald hinausjagen, wo sie sich selber ihre Nahrung und ihre Felle erjagen müßten. Dabei würden sie tüchtiger als auf allen papierenen Hochschulen und wüßten, was Leben heißt. Das wird nicht wahr sein. Ich bin ein ganz papierener Mensch und weiß doch, was Leben heißt. Allerdings erst, seit es zu sterben heißt.

Wie glücklich ist doch noch der Konrad in seinem achten Lebensjahre! Aber im Stöckel ist es mäuschen-

still. Ganz leise öffne ich ein wenig die Thür, um zu gucken, worin denn der Knabe so vertieft sein könne. Nun, da habe ich's gesehen und bin starr geworden. An der Wand über der alten Truhe hängt eine Blechpfanne. Sie wird meinen Vorfahren die Schmalznocken geröstet haben, ist aber jetzt vom Rost zerfressen. Auf dem schuppigen Boden dieser Pfanne ist mit Kreide eine Figur gezeichnet, eine Art Dreieck mit zwei Ringlein an der oberen Ecke. In den Ringlein Punkte, Augen, Nase und Mund darstellend, und das ganze eine Kopie der Maria mit dem Christkind von Mariazell. Auf der Truhe an beiden Seiten der Pfanne zwei brennende Kerzen. Zwischen denselben ist noch ein mit dem Sacktüchlein verhülltes Geheimnis. Und davor steht mein Konrad im Priesterornat aus Goldpapier. Die Arme leicht ausgestreckt, murmelt er Gebete. Tief versunken in seine Andacht. — Jetzt hob er sein verzücktes Auge zur Pfanne empor, jetzt machte er eine tiefe Kniebeugung, jetzt zog er feierlich das Sacktüchlein weg, und was enthüllt dastand — es war die Pfefferbüchse von der Küche. Als dieses geschehen war, faltete der kleine Celebrant die Händchen und sprach leise und langsam: „Heilige Maria, Mutter Gottes! Lasse uns unseren lieben Vater wieder gesund werden!"

Da wäre ich wohl am liebsten hingestürzt und hätte ihn an mein Herz gerissen. Nein. Leise habe ich die Thür wieder angelehnt, dann bin ich niedergekniet im Schnee, und wie der Knabe drinnen für den Vater die Messe las, so hat hier der Vater ein Gebet gethan zu dem allmächtigen Gott für das liebe Kind.

* * *

Es ist doch eigentlich merkwürdig, daß der eine stirbt und der andere leben bleibt. Dieser sieht jenen daliegen, eiszapfenkalt auf dem Schragen und frißt sein Heu mit demselben Appetit als früher, so lange noch ihrer zwei waren. Die Liebe, wenn eine vorhanden ist, thut einen Schrei, im übrigen getröstet er sich und denkt an seinen Vorteil. Täglich Todesnachrichten, Leichenzüge, links und rechts sinken sie hin, die Bekannten — der Überlebende trottet seine gewohnten Wege und bleibt trotz aller Lieb und Treu der windige Kleinigkeitskrämer.

Das alte Ehepaar im dritten Stock. Sie hatten doch achtundvierzig Jahre lang füreinander gelebt. Er ringt mit dem Tode, die Frau hockt weinend daneben, muß zuschauen bei seinem Sterben und kann nicht helfen. Sie hatten stets ihre gemeinsame Liebe und ihr gesondertes Geld im Kasten. Nun labt sie ihn mit Essig, betet laut und merkt, daß sein Leib sich krampft und sein Auge starr wird. Sie eilt zur Lade um das Sterbelicht, da kommt ihr zufällig sein Kassenschlüssel in die Hand. Da ist er, denkt sie, für alle Fälle, und verbirgt ihn in ihrer Tasche. Dann krampft sie ihm das Kerzenlicht zwischen die Finger und horcht, ob er noch atmet. Als es aus seinen Mundwinkeln hervorschäumt, stockt ihr Gebet. Dann fährt sie mit dem Tuch über sein Antlitz, da sind auch gleich die Augenlider zu. Aber siehe — er schöpft noch Atem. Sie betet laut. Sie horcht. Nichts mehr. Sie huscht eilig zu seiner Kasse. Die Leiche ist noch nicht kalt, so nahen die Notare. Der Staat wie die Familie haschen mit gleicher Gier nach dem Glücks-

fall, und eins sucht das andere zu überlisten. Ist es gut bestellt, dann kommt die pompöse Trauer. Er war so gut, sie sind ihm so dankbar und können sich verlassen auf den Tod, der keinen wieder aufwachen läßt. Nein, ein solches Totsein möchte ich nicht erleben.

Der Himmel hat mich vor dem Unangenehmsten behütet — als reicher Mann zu sterben. Es muß eine wahre Kalamität sein, das, was man mit Sorgen erworben, mit Schmerzen geliebt hat, von dem man weiß Gott was für Freude und Lust erhofft hat, auf einmal fremden Klauen überlassen zu müssen. Vor dem letzten Beraubtwerden schützt keine Polizei. Und nicht zu wissen, ob die klagenden Hinterbliebenen Freudenthränen weinen oder Trauerthränen lachen. Bei den Armen geht es redlicher her, wird geweint, so ist es echt, wird gelacht, so ist es auch echt — und der im Sarg ist still vergnügt.

Wenn man nur schon so weit wäre! Wenn bloß einmal das mit dem Schnabel in Ordnung ist!

Mein Testament. Es sind herzensgute Worte drin, und doch — und doch — Ziffern wären besser. Gott und der Schnabel, die werden's schon machen.

* * *

In der Jugend studiert man Erwachsene, um klug zu werden. Im späteren Leben studiert man Kinder, um glücklich zu werden. Mein Siechtum giebt mir Muße, von der Einfalt Weisheit zu lernen. Wenn das Kind eines zerbrochenen Spielzeugs wegen weint, so können wir lachen. Das ist Überlegenheit. Wenn die Flammen

auf unseren Dachfirsten prasseln, so jubeln die Kinder. Das ist auch Überlegenheit. Werdet wie die Kinder. Und steht es nicht irgendwo geschrieben, daß der Umgang mit Kindern gesund machen kann? Die Welt bedarf Männer, das Haus Kinder und der Sterbende lechzt nach einem Jungbrunnen.

In gesunden Tagen habe ich an meinen Kindern viel gesündigt. Die Kleinen wollten zu mir. „Kinder, ich habe keine Zeit!“ Sie wollten mit mir spielen. „So laßt mich doch, es kommt Besuch!“ Sie bitten, daß ich ihnen Märchen erzähle. „Aber Rangen, ihr seht ja, daß ich schreibe!“ Immer für Fremde, nie für die, deren Kreis noch so klein ist, die niemanden haben als Vater und Mutter. Auf den Abend werden sie vertröstet. Sie bestehen darauf mit hartnäckiger Sehnsucht. Der Abend kommt. „Ich bin müde, und ihr gehört ins Bett! Am Sonntage wollen wir miteinander spazieren gehen.“ Sie ergeben sich betrübt, zählen die Stunden bis zum Sonntag, bauen so zuversichtlich auf das Versprechen, als ob sie noch nie getäuscht worden wären. Am Sonntage wird man von Bekannten zu einem Essen geladen und sagt zu. So betrügst du das Kind um dich und dich um das Kind. Man kann unter einem Dache wohnen und doch um mehr als ein Weltmeer voneinander getrennt sein. Schicke deinen Sohn nach Australien, und du wirst die Bande, die dich an ihn knüpfen, inniger fühlen, als wenn euch eine zolldicke Zimmerthür trennt. Freilich ist die Thür nur dünn, aber sie geht nicht auf. Eltern sind ihren Kindern lange nicht immer so treu, als sie glauben. Auf einmal sind diese erwachsen, und jetzt geht

das Verwundern an über das Entfremdetsein der Kinder und daß es überhaupt keine Kinder mehr gebe. Aber man ist durch Erfahrung klüger geworden, und wenn sich der Segen wiederholt, wenn die Enkel kommen: mit diesen erst lebt man das Glück der Kindheit. Weil ich darauf nicht warten kann, so will ich's vorweg nehmen.

Mein Konrad wird ein ewiges Kind sein, er wird mit weißen Haaren als Kind sterben. Weil er so schön Messelesen kann, so habe ich ihn gefragt, ob er nicht Pfarrer werden wolle?

„Nein."

„Weshalb nicht?"

„Weil Pfarrer nicht heiraten dürfen."

Na nu! Weht der Wind von daher schon.

„Ja, Konrad, denkst du schon ans Heiraten?"

„Jawohl, Vater! Ich weiß mir eine."

„Au! Das möchte ich aber schon auch wissen."

„Rate einmal! Eine Frau ist's. Du kennst sie."

„Nun?"

„Die Großmutter."

„So, so! Na, denn ja meinetwegen."

Dieser kleine Lebemann hat aber ein strenges Gewissen. So sagte er einmal, nachdem er lange still neben mir gesessen war: „Vater, können auch Halsbinden boshaft sein?"

„Daß ich nicht wüßte."

„Dann schäme ich mich."

„Weshalb?"

„Zornig bin ich gestern gewesen. Die arme Halsbinde habe ich zerrissen, weil sie sich nicht knöpfen ließ."

Einmal wollte ich ihn des Christkindes wegen aufklären, das bekanntlich den Weihnachtsbaum anzündet. Er soll die Wahrheit mit Umschreibung wissen. „Junge! das Christkind persönlich geht eigentlich nicht umher, braven Kindern den Weihnachtsbaum anzuzünden, es überträgt dieses Geschäft auf die Eltern, und seine Gaben reicht es durch die Elternliebe."

„Durch die Elternlüge," sagte er leise nach.

Das war mir gerade wieder einmal genug.

Auf dem Platze vor unserem Fenster steht ein lebensgroßes Kruzifix. Da kommt jeden Tag ein armes altes Weib und küßt die Füße des Gekreuzigten. Richard, der den aufgeklärten Humanismus bereits mit Löffeln frißt, entrüstet sich über das alte Weib. „Die soll lieber Menschen liebhaben anstatt Holz!"

„Aber von der läßt sich doch kein Mensch küssen!" rief Konrad. Denn er selber war einmal gerade mit knapper Not entkommen. Bei einem Zuspruch um Almosen hatte sie den Knaben gesehen, und mit dem schrillen Ausruf: „Aber, ist das ein schöner, lieber junger Herr!" torkelte sie auf ihn zu. Er kroch hinter die Treppe und ging den ganzen Tag nicht hervor.

Ein anderes Mal — nein, das war Richard, als wir vor Jahren den Ritt ins Gebirge machten. Sein Esel trottete schwerfällig dahin über das Gestein. Da bemerkte ich, daß der kleine Reiter immer die Hände unter dem Sattel hatte, als wollte er denselben heben.

„Was machst du da?"

„Ich helfe dem Esel tragen."

Nachher, als der Esel den rücksichtsvollen Rittersmann abwarf, prügelte er ihn.

Frida, das Mädel, ist stets die kleine würdige Schwester. Sie bemuttert die Knaben, brummt mit ihnen; ist andererseits wieder bereit, die Sünden der Brüder auf sich zu nehmen, wenn ein Strafgericht droht.

Von meiner Seite droht selten eins. Selbst als vor einigen Tagen die Gebrüder Dagobert gemeinsam eine Katze totwürgten, empfand ich zwar das Bestialische dieser That, polterte auch einige Flüche und Sittenregeln hervor, aber eigentlich zornig konnte ich nicht werden. Manchmal lechze ich nach einem jener Zornausbrüche, die in früherer Zeit mich oft so sehr erleichtert und erfrischt haben. Aber es glüht nichts mehr.

Radegunde jagte die Katzenmörder dreimal ums Haus herum, warf ihnen dann einen alten Handkorb nach, in dem sie das Tier zum Abdecker tragen sollten. Sie weigerten sich, es zu thun, sie vermochten, eingestandenermaßen, ihr Opfer nicht anzusehen, ein richtiges Verbrecherschauern ging über ihre Rücken.

„Ihr bösartigen Buben!“ rief die Mutter ihnen zu, „als Merks werdet ihr mir drei Wochen lang täglich um diese Stunde ein Vaterunser beten!“

„Für die Katz?!“ rief Steinschnabel dazwischen, der dem Auftritt beiwohnte. „Darf ich mich in den Handel mischen?“

„Und ob! Du bist ja künftig der Erzieher.“

„Ihr werdet die Jungen doch nicht mit dem Gebet des Herrn strafen wollen! — Laßt mich machen!“

Er rief die Knaben vor. Und welch eine Miene!

Das Sonnenleuchten seiner Augen wurde zu förmlichen Blitzen, die jeden Augenblick einschlagen konnten. „Warum habt ihr das arme Tier getötet?"

Sie schwiegen, ließen die Köpfe hängen. Sie wüßten nicht warum.

„Böse Buben! Zur Strafe werdet ihr eine ganze Woche lang das Vaterunser nicht in den Mund nehmen. Verstanden das?"

Sie huben an zu brüllen. Konrad, der gewohnt war, allemal vor dem Schlafengehen mit frommer Innigkeit das Vaterunser zu beten, knicte nieder: „Lieber Onkel, verzeihe uns!"

Der Onkel wandte sich mit strenger Miene ab. Und zu uns: „Auch die Alten können sich's merken und es gelegentlich ihrem Beichtvater erzählen."

* * *

Also ist es, daß mir die Krankheit meine Kinder näher führt. Aber mein Zustand scheint ihnen selbstverständlich, und sie haben keine Traurigkeit.

Gestern kam Onkel Steinschnabel — jetzt ist er natürlich schon immer der Onkel — und brachte dem Konrad ein sonderbares Spielzeug mit. Eine Sanduhr. Bei einem Antiquitätenhändler soll er sie erstanden haben, er bedurfte sie als Modell zur Sanduhr am Denkmal für jene „charmante Dame". Das Ding hat sehr zierlich geschnitzte Säulchen aus Elfenbein und zwei Glastrichter, die mit den engen Ausmündungen aneinanderstehen, so daß der feine, gelbe Sand, der im

oberen Trichter ist, durch den engen Hals in den unteren läuft. Der Knabe hatte das laternenförmige Ding, das an allen acht Ecken mit niedlichen elfenbeinernen Totenschädelchen geziert ist, auf den Tisch gestellt und betrachtete den lebendigen Sand. Oben am Rande wie in der Tiefe rieseln die Körnchen ineinander, unversiegbar rinnt das dünne trockene Brünnlein hinab, und kaum merkt man, daß im oberen Trichter der Sand in sich zusammensinkt, während der im unteren sachte ansteigt.

„Wie lange denn, Onkel?" fragte der Knabe.

„Bis abends neun Uhr ist's abgelaufen," antwortete Steinschnabel. Durch Mark und Bein ging mir sein Wort.

„Und dann?" fragte der Knabe.

„Das sollst du sehen," sagte der Schnabel. Die Kleinen umkreisen ihn jubelnd, geben aber doch immer ein bißchen acht, daß das Sonnenleuchten seines Auges nicht plötzlich zum Blitze wird. Dieses helle, ewig frohe Auge durchleuchtet gleichsam die ganze Wohnung, bis ins Gemach der Frau hinein. Er spielt mit den Kindern, als ob er selbst eins wäre, und was ihnen an Schabernack nicht einfällt, das fällt ihm ein. Sind sie müde vom Tollen, so setzen sie sich zusammen, und er erzählt ihnen Märchen oder drollige Schwänklein, daß alle wie die hellen Glöcklein lachen. Selbst Gunde, die ernsthafte, läßt bisweilen ihre Hand mit der Nähnadel auf dem Knie ruhen und betrachtete die Gruppe wohlgefällig. Mit dem Schnabel spricht sie wenig und er mit ihr nicht viel, aber manchmal schauen sie sich doch offen an, wenn auch sehr kurz, nur so blitzartig. Mich dünkt immer,

zwischen ihnen ist noch nicht ganz das treuherzige Vertrauen, wie es zwischen Freunden sein soll.

Ich bringe an diesem Tage etwas in Anregung.

Meine Gestalt richte ich auf, soweit es noch gehen will, so stelle ich mich vor ihn hin.

„Schnabel, sieh mich an. Glaubst du denn nicht, daß sich der Dagobert noch rechtzeitig um ein bißchen Unsterblichkeit umsehen soll?"

„Aber versteht sich, wozu ist man denn Philosoph!"

„Nun also. Warum zögerst du denn immer noch, mir einen Antrag zu machen? Wenn so ein Kerl schon in Fleisch und Knochen nicht halten will, so stellen wir ihn einfach aus Stein her."

„Wirklich?" lachte er mich an. „Wäre es dir angenehm? Wird es dich nicht zu sehr ermüden? Wir können ja ganz kurze Sitzungen halten, und jeden zweiten Tag."

„Gedenke der Sanduhr! Spute dich."

„Wir wollen uns vortrefflich dabei unterhalten."

„Na, weißt du, der Unterhaltung wegen gerade nicht, so gut du dich auf Kurzweil verstehst. Man sollte dich ja geradezu einsperren, du lieber Zeitvertreiber und Lebensverkürzer! Doch in dem Fall ist's anders. Wenn einer weiß, die Witze sollen nur verhüten, daß die Visage des Modells nicht ganz in Apathie versumpft, dann zündet das Feuerwerk nicht."

„Das ist abzuwarten. In der nächsten Woche beginnt die Schöpfung. Gott nahm Lehm. Material zweiter Güte. Wir wollen es mit Carrara-Marmor versuchen."

„Sage mir, Vertrauter, hast du einen größeren Vorrat von dieser Gattung Geist? — dann lieber nicht. Wisse, allzuviel Spiritus ist Kranken nicht zuträglich."

„Und schon gar, wenn es Fusel ist, nicht wahr? Na, Freund, du sollst nur nahrhaftes Getränk haben. Milch, wie ein Säugling an der Mutterbrust. Kind, altes, launenhaftes! Zeige deinem himmlischen Vater nur noch einmal ein frohes Gesicht." Er nahm meinen Kopf zwischen seine Hände, von Aug zu Aug ging ein Strahl, der mein ganzes Wesen warm durchrieselte.

„Sei doch wieder einmal ein ganzer Mensch!" sprach er weiter, „erhebe dein Herz, und das Schicksal hat keine Macht über dich. Schau doch. Ob es Glück oder Unglück um dich giebt, das kommt auf dich selber an. Nach dem, wie du bist, gestaltet sich dein Geschick. Gewöhne dir doch einmal das Wünschen ab und die Ungeduld nach der Gesundheit. Verzichte gelassen auf sie, vielleicht hast du sie dann."

„Mir schwillt das Herz bei deinen Worten!" rief ich entzückt aus.

„Das soll's aber nicht. Schwellen soll's nicht. Ich gedenke dir eine leidenschaftslose Heiterkeit ins Gesicht zu meißeln, dann sollst einmal sehen, was du für ein Bursche bist."

Beim Abendessen ging's wieder gemütlich zu. Ich fühlte mich wohler als gewöhnlich, mein Weib legte mir das beste Stück Kalbsbraten auf den Teller und bat den Onkel, sich selber zu bedienen. Die Knaben stritten lustig über Raben. Richard behauptete, die Raben wären schwarz, Konrad versicherte, sie seien weiß.

Der Schnabel schlichtete den Streit, Konrad habe recht, denn es gebe auch weiße Raben — wenigstens im Sprichwort. Richard hätte übrigens auch nicht ganz unrecht, weil die schwarzen Raben in der Mehrzahl seien.

Plötzlich wandelte mich eine Ohnmacht an; mein Weib bettete mich auf das Sofa und hielt mir ein in Weinessig getauchtes Tuch vor die Nase.

„Onkel!“ rief Konrad, „die Sanduhr ist abgelaufen.“

Auf dem Schranke stand sie, wie ein Laternlein anzusehen, in dem kein Licht ist. Der obere Trichter war leer, der untere voll. — Aller Augen schauten hin, Konrads blickten erwartungsvoll auf den Onkel.

„Ist sie abgelaufen?“ sagte dieser.

„Ja, Onkel, sie ist abgelaufen.“

„Na, dann macht man's immer so.“

Und stülpte die Sanduhr über, daß der volle Trichter oben war und das dünne trockene Brünnlein sachte begann, nach unten zu rieseln.

* * *

Zu blöde ist das. Über das Christfest habe ich heute weinen müssen — daß es so glückselig ist. Ja, mein Gott, wenn man auch in diesem Fall weint! Wann kommt man dann überhaupt zum Lachen! So nervös wäre ich! sagen sie. Was heißt das? Ist dann nicht auch ein morscher Strick nervös?

„O Weihnacht und kein Kind im Haus!“ sang vor etlichen Tagen der Schnabel. In lustiger Melodie sang er es, aber die Stimme hatte einen Trauerschleier um.

„Kinder! Es sind ihrer ja im Hause!“ sprach ich. „Du weißt doch, wohin du gehörst am Weihnachtsfeste!“

So ist er bei uns gewesen. Gunde war nicht sonderlich davon erbaut, sie möchte solche Feste allemal „ohne Zeugen“ begehen, aber dann fällt's immer ein wenig herb hausbacken aus. Onkel Sonnenschein zerstreut die Wolken.

In solchen Tagen kommt alles wieder, was man je an solchen Tagen gesündigt hat. Die größte Weihnachtstugend, hatte ich immer geglaubt, bestünde im Geben. Thatsächlich besteht sie im Nehmen. In der Kunst, recht und liebreich und dankbar zu nehmen. Mein ganzes Herz legte ich in die Geschenke für mein Weib, und was sie gab, das war mir oft fast peinlich, weil ich nicht an ihre Liebe, sondern an ihre Opfer dachte. Heute mache ich das besser. Ich schenke nicht viel, lasse mich aber tapfer beschenken, und das macht meine Gunde froh und heiter, auch ohne den Onkel Sonnenschein.

Mein Nachbar, der alte Bankier Golding, hatte wieder seinen Anfall von Schenkwut. Zu Weihnachten pflegt er seinen Bekannten Körbe von Naschwaren, Spielwaren und Nippsachen ins Haus zu schicken. In hastiger Erregtheit bindet er schon tagelang vorher Pakete, windet Flaschen in Stroh und nagelt Kisten. Am Vorabend beschäftigt er neun Dienstmänner zum Austragen. Ist das Fest vorüber, dann hockt er sich zu seinen Geschäftsbüchern, rechnet und knausert, und seine Seele sitzt wieder ein ganzes Jahr lang im Arrest — der Wertheimerkasse. Meinen Leuten hat der Edle diesmal ein Fäßchen Heringe geschickt und mir ein Paar benagelte Berg-

schuhe mit Rucksack und Eispickel. — Der Witz ist gut, aber — das Fleisch ist schwach.

Einst hatte ich halb Europa durchwandert mit meinem Haselstock, den ich mir als Student am Fuße der Wartburg geschnitten. Heute dient dieser Stock noch dazu, daß ich ein Kerzchen dran binde und mit ihm den Christbaum anzünde. Während solcher Thätigkeit begann der Christbaum sachte zu tanzen, das Zimmer begann zu tanzen — später fand ich mich liegend auf dem Fußteppich, Haupt und Kleider feucht von dem Wasser, das sie mir an den Leib gegossen hatten. Gunde labte mich wie immer mit Essig, der Schnabel löste mir die Schuhe von den Füßen, in schweigendem Verständnis waren sie eins, mir zu helfen. Die Kinder standen schluchzend umher und wimmerten: „Mein Vater! Mein Vater!"

Und das ist dies Jahr ihre Christbaumfreude gewesen.

Der Doktor ist geholt worden und hat mich wieder einmal gründlich untersucht, auch Herz und Nieren durchforscht. Gundes und des Bildhauers Augen hingen an seinem Munde, aber er hat nichts gesagt. Auf die Bemerkung meiner Frau, daß ich einmal Verlangen nach Früchtebrot geäußert hätte und ob sie mir unter Umständen davon geben dürfe, antwortete er fast barsch: „Ich bitt Sie, Frau. Geben Sie ihm alles, was er wünscht!"

* * *

Am Tage der unschuldigen Kinder ist der Volkssitte entsprechend früh am Morgen Konrad an mein Bett gekommen, hat mit einem Birkenrutlein auf meine Decke losgeschlagen unter dem hell lachenden Ruf: „Kindel auf! Kindel auf! — Frisch und g'sund! Frisch und g'sund!"

Ich wüßte auf Erden keinen Schlag, der so süß wäre als des lieben Kindes Rutenstreich an diesem Lostage. Und ich wüßte keinen furchtbareren Schicksalsschlag als den nach Vater oder Mutter geführten Schlag eines ruchlosen Kindes.

* *
*

Aus meiner Lade habe ich heute alte, heilige Sachen hervorgeholt. Das Myrtensträußchen vom Hochzeitstage. Das knistert, so dürr ist es. Wie fange ich es nur an, daß sie mir dieses Kleinod in den Sarg mitgeben? Ich fürchte mich vor der großen Einsamkeit im Grabe und möchte einen Segen bei mir haben. Aber man darf ja nicht ein Wort davon sprechen. Alle stecken ihren Kopf in den Sand und lassen mich allein mit meinem Sterben.

Ich will wieder einmal meinen letzten Willen schreiben.

Schreiben und immer schreiben! Das zagende Wort, sonst habe ich ja nichts mehr. Und Sterbende sollen bekennen und beichten.

* *
*

Meiner Tage habe ich noch keinen toten König gesehen. Auch keinen toten Bettler. Nur tote Menschen.

Ich kann nicht fassen, weshalb der eine Mensch ohne weiteres und der andere mit aller Umständlichkeit ins Grab geworfen wird. Mir ist es unfaßbar, daß der heilige Menschenleib dessen, der im Leben angesehen wahr, mit kindischem Takt entehrt werden muß. Vor der Majestät des Todes ist aller Prunk kurzweg lächerlich. Oder wäre es gerade der passende Abschluß für das Possenspiel des Weltlebens? Wenn der Tod nur auch einen Spaß verstünde!

Ich will für meine werte Person das Begräbnisprogramm aufstellen und selbiges an die Kasse kleben, damit sie es gleich finden.

Da liegt auf kaltem Bett die Lehmgestalt, die aus dem Menschen eine Sache geworden ist. Lasset mir, ihr fremden Herandringlinge, mit eurer täppischen Hand, mit eurem vorwitzigen Auge die Hülle unberührt! — Sie waschen das Antlitz und strählen das Haar, denn es ist der hohe Festtag gekommen. Vielleicht weht die abgeschiedene Seele, bevor sie den Flug weiter nimmt durch die Ewigkeiten, noch ein Weilchen ums Ruhebett und schaut verwundert die Gestalt an, in der sie gehaust hat. Manches Menschenantlitz ist in den ersten Stunden des Todes schöner, als es im Leben gewesen. Der Abschiedskuß der Seele.

Drei Tage lang liege der Leib noch im Lichte, damit denen, die in Liebe und Nachsicht ihn gewohnt waren, das Entschwinden nicht zu plötzlich sei. Die ihm gut gewesen, sollen es noch einmal empfinden; die ihm nicht gut gewesen, sollen an dem friedlichen Schläfer sehen, daß es auch so gut ist.

Das Schweigen des Toten! Nichts ist so beredt. Aber seine ganze Weltanschauung heißt: Mir ist alles eins. Nicht einmal Bahre und Grab kümmern ihn was, das sind Angelegenheiten der Überlebenden, die sie sich einrichten mögen nach ihrem Belieben. Je persönlicher dieses Belieben, je unabhängiger von Brauch und Sitte — je echter.

Die starre Gestalt in ein dunkles Gemach legen, zu Häupten eine Ampel anzünden und ein paar Kerzen und ihr ein einfaches Kreuz in die Hand geben. Das Sterben ist als eine religiöse Handlung zu betrachten, als ein Opfer seiner selbst dem Ewigen. Dann auf die Brust den Myrtenzweig. Sind Blumen da, so sollen sie nicht gebrochen, sollen lebendig sein. Was macht ein Toter mit toten Pflanzen? Erdreich will Lebendiges hegen.

Mit Heftigkeit lehne ich ab den Metallsarg, die gewölbte Gruft. Kein Kerker soll mich absperren vom Leben der frischen fruchtbaren Erde, die ein Anrecht auf mich hat, wie ich auf sie. Was sagte doch letzthin der Schnabel, als er mit Lehm umthat? „Wir wollen miteinander ja noch vieles schaffen, wir wollen die Zukunft noch überraschen mit dem, was wir können, die Erde und ich, der Wille!" Ein Sarg aus Fichtenholz, nicht angestrichen, denn die Farbe „konserviert", das heißt in diesem Falle, sie hält lange tot, was tot ist. Ich will aber baldigst wieder anfangen. Am nettesten wäre es, den Leib bloß in Leinwand gewickelt der Erde zu übergeben.

Des Leichenbegängnisses wegen bin ich unbescheiden.

Nicht von Tieren will ich gezogen werden, vielmehr von Menschen getragen. Auf zwei Bahrstangen, die auf den Schultern der Männer liegen. Kranzspenden verbeten. Grünzeug und buntes Bänderwerk in Haufen nachschleppen? Nein. Es ist ja wahr, was Roderich sagt, daß der Mensch, wenn er sein Innerstes heben will, zur Blume greift, eine Blume der Braut, eine Blume dem Toten. Allein die Vielheit des Straußes heißt Laub und die Vielheit der Blume heißt Heu. Ich habe Leichenzüge gesehen, deren Kränze ein kleines bürgerliches Vermögen ausgemacht haben. Und rechts und links am prunkvollen Toten darben Lebendige. Wenn jenen Armen, deren fleißige Hände vielleicht die Kränze wanden, noch der Ertrag zukäme! Nein, er kommt den Krämern zu gute. Das Kränzeunwesen ist eine der dümmsten Sitten und grenzt in seiner jetzigen Unwahrhaftigkeit schon beinahe an — nein, ich will's nicht sagen.

Die Prunkgewinde, deren Schleifen stets mit dem Namen der Spender geschmückt sind, zeigen aller Welt, wer sich um die Trauer auch was kosten lassen kann. Kurz, ich hasse die Kränze, ich hasse sie aus Liebe zum Kranz; in der Masse erstickt das Symbol, nur der eine Kranz auf dem Sarge, von den Nächsten hingelegt, nimmt Weihe an. Was die blutige Liebe thut, um sich zu genügen — Gott sei davor, daß ich es tadle!

Und nun die letzte Station: das Grab. Wem wird vor der Erde grauen — vor sich selber! Sagte das nicht Onkel Sonnenschein? Also intime Beziehungen. Ein tiefes eigenes Grab ohne Kündigungsfrist. Der

Hügel ein Garten. Hier beginnt das Reich der Kränze, der lebendigen. In frischen Halmen gedenke ich wieder heraufzukommen, durch die Blume will ich zu Weib und Kindern sprechen: Auferstehung von den Toten, ewiges Leben.

* * *

Gesagt ist es ganz hübsch.

Doch im Halm, in der Blume fortzuleben, oder in einem Schmetterling, einem Vogel, oder im Tau, oder im Lehm — nein, das wäre mir zu lumpig. Mir schwant eine ganz andere Offenbarung, und wenn ich jetzt sehr gescheit philosophieren werde, so brauchst du, mein lieber Steinschnabel, mich deshalb nicht gleich für verrückt zu halten. In schlaflosen Nächten, wo das Tiktak der Uhr gleichsam mit unaufhörlichen Schritten von einer Ewigkeit zur anderen geht, da kommt's. Schon an der Pforte des Jenseits stehend, möchte man doch gern ein wenig durchs Schlüsselloch gucken — aber der Schlüssel steckt von innen. Da thut man ein übriges und — spinnt. In Spiel und Ernst spinnt man weiter und verstrickt sich sachte in das Hirngespinst, daß es schließlich ist, als hätte die Seele, die arme, ein Hemd aus Spinnweben an.

Wohlan! — Was ich heute schreibe, es wird morgen belächelt, übermorgen vergessen, nach hundert Jahren unverständlich, nach tausend Jahren selbstverständlich sein.

Es ist mir nicht möglich, das Leben zu lassen, es ist nicht möglich. Das ewige Sein, ich gebe es nicht hin, und müßte ich die Zukunft mit der Vergangenheit aus-

füllen. Daß ich's nur sage: Unser Leben wird sich wiederholen. Denn der Wahn, daß wir just und eben jetzt ein Eintagsfliegenleben hätten, ist zu dumm. Ich bin, und das ist mir der allersicherste Beweis, daß ich war und sein werde. Daß wir täglich Leute um uns geboren werden und hinsterben sehen, beweist nichts, sie sind eine Erscheinung, sie kamen nach unserer Wahrnehmung her und gingen wieder fort. Das werden auch wir anderen so erscheinen, als wenn wir kämen und gingen. Als moderner kritischer Geist glaube ich nur das, was ich weiß und erfahren habe. Vom Geborenwerden weiß ich nichts, das Sterben habe ich nicht erfahren. So muß ich wohl immer sein. Nicht wahr, ich bin verrückt, wie ein Philosoph, oder philosophiere wie ein Verrückter!

Plaudern kann man ja davon, wir haben reichlich Zeit dazu, wir Bürger der Ewigkeit. Es kommt dicker: ich will ewig sein, ohne alt zu werden, ohne die Kette von Ursache und Wirkung bewußt fortschleppen zu müssen.

Seit Kindheit weiß ich, daß uns der liebe Gott einen Himmel bereitet hat. Der wird unsinnig schön sein! Weil man aber nicht weiß, wie und wo und wann, so ist das beängstigend. Und weil der Bauer nichts ißt als das, was er schon kennt, so möchte ich einen Himmel haben, den ich schon gewohnt bin. Und so werde ich den lieben Gott, wenn er just einmal in guter Laune ist, bitten: Herr! Willst du mir schon recht gut sein, so gieb mir mein Leben wieder, das zu Ende will. Laß mich mein altes Leben noch einmal durchmachen. Nicht etwa, weil ich's besser machen wollte ein zweites Mal,

sondern, weil's mir gerade so gefällt, wie es war und ist. Geht's oben an den Rand, so fange ich wieder unten an. Und allemal so herum. Gieb mir's ganz genau wieder, wie es war, als ob es photographiert und phonographiert und stenographiert wäre, mit allen Örtlichkeiten, Menschen, Freuden und Plagen, Dulden und Thaten, Tugenden und Sünden. Die Sünden vergiß mir nicht, sie haben auch ihr Gutes! Ich will nichts vermissen, nicht das rotblumige Tuch am Busen meiner Mutter, das ich beiseite schob, wenn's zu trinken gab; nicht das blaue Kinderkittelchen mit den weißen Sternen; nicht das thönerne Milchschüßlein mit den gemalten Spiralringen; nicht ein einziges Bein vom roten Pferde, dem hölzernen, außer bis ich es selber kaputt mache; nicht ein Härchen von meinem ersten Bartanflug, an jedem hing ein Himmelreich. Alles, alles wieder, in derselben Reihenfolge, mit derselben Entwickelung in mir und weit ringsum. Es werde, wie's gewesen ist. Amen.

Nun mag es ja sein, daß der liebe Gott wundershalber nicht anders wie ein vernünftiger Mensch antwortet: „Aber Kind, was für Mucken! Soll ich deinetwegen die ganze Welt zurückschrauben um so und so viele Jahre? Soll ich alle Toten wieder erwecken, daß sie dein Gefolge seien? Soll ich den alten Zeitgeist wieder einführen, den sie unter vielen Plackereien endlich losgebracht haben? Nein, ein solcher Reaktionär ist der Alte doch nicht."

Und wenn wir zwei beide schon einmal so im gemütlichen Gespräch wären miteinander, so würde ich

nun bescheidentlich entgegnen: „Herr und Vater! Wie du jetzt gesprochen, das ist dein Ernst nicht. Es ist sicher nur ein liebenswürdiger Spott auf die menschliche Naseweisheit. Denn so klug reden nur die thörichten Menschen. Wozu wärest du der Allmächtige, der alles kann! Und schließlich — an der Welt brauchst du ja gar nichts zu ändern, lasse in Gottesnamen alles, wie es ist, nur gieb mir die Vorstellung, als ob alles so wäre, wie ich es will. Nur ein Rädchen im Gehirn berühre mit deinem Finger, und es ist."

Darauf wird der Herr mir wahrscheinlich auf die Achsel klopfen und sagen: „Laß das gut sein. Wie es zu machen ist, das weiß ich schon selber. Gehe jetzt an dein Tagewerk, wir sprechen noch davon."

* * *

O, so lebensdurstig, so lebensdurstig! Dieses Sein, das die vom Doktor Balsam gezogene Grenze bereits überschritten hat, auf Wucherzinsen möchte ich es anlegen im altrenommierten Bankhause Ewigkeit.

Der Winter geht zu Ende, und ich atme noch. Beim Buchbinder hat er sich auch geirrt, endlich aber doch recht behalten. Der Buchbinder wiederholt vielleicht just anderswo sein Leben, und ich springe morgen über oder schnappe über.

Ach, Santa Maria! Wenn ich nur einmal noch einen Lebenswandel führen könnte, wie es Gott gefällig ist — nämlich auf zwei Füßen.

Vor ein paar Tagen sind wir ausgefahren, um

frische Gottesluft zu schnappen. Die Felder liegen noch im Schnee, die Straßen sind grundlos, von oben scheint die Sonne, und auf den Fichtenwipfeln, die scharf und klar in den blauen Himmel hineinstehen, singen die Finken. In zwei Bettdecken hat meine Gunde mich eingeschlagen, um Hals und Kopf noch ein Wollentuch gewickelt, so daß nur Nase und Augen ein bißchen hervorgucken können. Sie sitzt neben mir und wendet keinen Blick von dem alten Wickelkinde. Gegenüber der Schnabel, immer der gleiche frohe Bursche, warmherzig, schalkhaft, ihre Sorgen, die er heimlich teilt, zerstreuend. Wie schwer er die Cigarre entbehrt an meiner Seite! Wie tapfer er auf das Glas Wein verzichtet, das ich als Temperenzler abgeschafft habe. Er ist sonst einer, der's nicht verschmäht — durchaus nicht. Im vorigen Jahre, noch bestrebt andere zu retten und selig zu machen, habe ich denn mal auch diesem Lebemann etwas Moralisches versetzen wollen. Wir begegneten damals im Walde einem alten Holzknecht mit roten Wangen und weißem Haar. Voll frischen Schwunges klob er Scheiter; aus seinem lebhaften Auge blickte so viel Gesundheit und Nüchternheit, daß ich ihn schier meinem Freunde Schnabel als leuchtendes Beispiel aufstellen wollte.

„Immer fleißig?“ sprach ich den Mann an.

„Passiert.“

„Wie alt seid Ihr nur?“

„Rat' einmal.“

„Ich geb Euch sechzig.“

„Ich nehm sie nicht. Um zwanzig Jahre zu wenig.“

„Daß Ihr bei Eurem hohen Alter noch so bei Kraft seid!“

„Passiert.“

„Saget uns doch einmal, Vetter, wie Ihr immer gelebt habt?“

Er zuckte die Achseln, denn er wußte keine Antwort.

„Daß Ihr noch so frisch und rüstig seid und so alt geworden, was thut Ihr denn?“

„Ich? Was ich thu, daß ich so alt geworden bin? Saufen thu ich!“

Man kann sich's denken, wie schadenfroh der Schnabel aufgelacht hat darüber, daß der Mäßigkeitsapostel ein so schiefes Urteil erwischt.

Erst später hat es sich herausgestellt, was der Alte unter „saufen“ verstand. Wenn in der Gegend der Typhus drohte oder die Cholera oder die Blattern grassierten, da ging der Mann her und soff. Nämlich, er trank Wachholderbranntwein als Schutzmittel gegen Ansteckung. Vor einem lukullischen Bildhauer möchte ich aber doch keinen Waldsohn mehr fragen, wie er lebt.

Von der Spazierfahrt heimgekehrt, mußten mich zwei Dienstmänner aufs Zimmer tragen, so sehr hatte mich die freie Luft angegriffen. Dann merkte ich aber, wie hinter der Thür Gunde in ihr Tuch schluchzt und wie der Schnabel neben ihr steht und zu trösten sucht. Heute ist's doch wieder so weit, daß wir miteinander ein Terzett gelacht haben, weil der Schnabel aus einer Kartoffel den Doktor Balsam modelliert hatte.

Mit meinem Porträtsitzen ist's nichts. Sie haben mir sogar den Spiegel aus dem Zimmer genommen

unter dem Vorwand, es müsse der Rahmen einmal frisch vergoldet werden. Der eigentliche Grund — ich kann mir ihn schon denken.

Wir haben eine alte Magd im Hause, die seit gestern über heftiges Magenleiden klagt, daß sie gar nichts mehr essen könne. Doktor Balsam fand sofort, daß sie an einer Halsentzündung litt, und stellte es sich heraus, daß die Person den Schlund für den Magen hielt. Unter diesem Dafürhalten ist sie achtundfünfzig Jahre alt geworden. Der Schnabel meint, sie hätte es auch jetzt nicht notwendig zu erfahren gebraucht, wie die Sache steht. Der Mensch müsse anständigerweise wohl einen Magen haben, brauche aber nicht zu wissen, wo er sitzt.

* * *

Immer und überall die schlimmsten Zeichen!

Gestern war mein Geburtstag — der siebenunddreißigste; ist viel für meine Gesundheit gethan worden. Als ich mit Gunde anstieß, zerbrach mein Glas, so daß der rote Wein sich über das Tischtuch hin ergoß.

„Hurra, Kindstaufe!" rief der Schnabel.

Frau Gunde war blaß geworden.

„Und du mach mit deinem dummen Krimskram in den Winkel!" schrie sie dem Konrad zu. Dieser spielte nämlich mit der Sanduhr.

* * *

Muß schon ein paar Jahr her sein, daß wir, Steinschnabel und ich, eines Tages in unserer Stadt-

pfarrkirche gestanden haben, um die Marienstatue aus dem dreizehnten Jahrhundert zu betrachten. In der Kirche saßen Andächtige und summten ein Gebet.

„Was ist denn das?“ fragte Steinschnabel.

„Das ist eine Litanei.“

„Aber sie beten immer: Vom jähen und unversehenen Tode erlöse uns, o Herr!“

„Ja, ja, so lautet's.“

„Mensch, das ist ja falsch!“ sagte er fast laut. „Den jähen und unversehenen Tod beschere uns, o Herr! muß es heißen.“

Wenn einer in Leiden und Angst so dahinsiecht, sich und anderen zur Qual, da denkt man daran.

* * *

Der arme Kranke, er ruht auf weichen Kissen. Seine Lieben hegen und pflegen die müden Glieder in nimmerrastender, zarter Sorgfalt und scheuchen bangende Schatten munter davon und haben milde, schmeichelnde Worte — frohen Trost für dich und sich. Und plötzlich rollt zwischen Kirchhofskreuzen, von kundigen Armen stummer Männer rasch gesenkt, der Sarg zur Tiefe. Und hüllenlos in furchtbarer Wahrheit steht die kalte, unerbittliche, dämonische Herrlichkeit Natur . . .

Rhythmisch wiegend waren diese Klänge durch mein Haupt gezogen während des Schlafes. Dann war ich aufgewacht. Im Nebenzimmer gingen geschäftige Schritte auf und ab. Das ist was Besonderes. Ich klingele. Gunde kommt herein und versichert, es sei

nichts. Da bin ich schon auf den Beinen und eile ins Zimmer der Kinder. Liegt ausgestreckt der kleine Konrad, stahlblau im Gesicht, starr der Blick — ringt furchtbar nach Atem, an den Lippen Schaum. Die Magd läuft mit warmen Tüchern herbei, murmelt: „Es wird gleich besser, es wird gleich besser!" Und mit dem gleichen Atemstoß ruft sie alle Heiligen an. Ich werfe mich in die Kleider, laufe die Treppe hinab, hinaus in die regnende Nacht — zum Arzt. Der erschrickt nicht wenig und jagt mich nach Hause. Mein Gott, jetzt fällt mir ein: Ich bin ja selber krank!

Nach zwei Stunden war bei dem Knaben der schreckliche Krampf vorüber. Er schlummerte, ich rang zornig mit dem Doktor, der mich mit Gewalt an mein Bett schleppte. Ich war nicht müde, in der lebhaften Bethätigung für das Kind hatte ich Erquickung gefunden. Erst auf die Versicherung, daß es bei dem Jungen nichts als ein Stimmritzenkrampf gewesen und die Gefahr völlig vorüber sei, habe ich mich beruhigen können.

Am Morgen hatte ich ein paar Stunden länger geschlafen als sonst. Wenn es noch eine Ordnung gäbe auf der Welt, so müßte ich jetzt tot sein. Aber es giebt keine Ordnung mehr. Doktor Balsam ist arg erbost. „Solche Patienten habe ich schon gar gern," soll er bei einem Nachbar über mich gesagt haben. „Da begehen sie mutwillig einen Selbstmord, und der Arzt soll sie wieder von den Toten auferwecken."

* * *

Vier Tage seit der Schreckensnacht, und ich lebe immer noch. Ich schlage wieder einmal in einem pathologischen Werke nach, was hätte geschehen können. Regelmäßigerweise hätte ich an einem Herzkrampf zusammenstürzen müssen. Es ist ein sehr interessantes Buch, ich finde alle meine Krankheitserscheinungen drin: die Brustkrämpfe, den abnormen Herzschlag, die schreckliche Abmagerung, die Verdauungsschwäche, den Schwindel, die Appetitlosigkeit, die Unruhe im Schlafe, das Blutbrechen, die enorme Erschöpfung, kurzum, mein ganzes Todesarsenal ist in dem gelehrten Werke genau aufgestapelt. Nur die Ursache, weshalb ich an meinem Exzesse nicht gestorben bin, steht nicht drin. Und gerade das ist das Unheimliche.

Nun, so will ich weiter hangen und bangen und mich vertraut machen mit dem Unabwendbaren. Es wird doch auch im gestorbenen Zustande auszuhalten sein, mutmaßt der Schnabel. Wer weiß, warum die Totenschädel alle lachen!

* * *

In guten Tagen denkt man selten daran, daß sie mit schlimmen bezahlt werden müssen. Bevor du zum Festschmause gehst, wähle dir einen Arzt. Wähle klug, nimm einen erster Güte. Nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein! Dieses Wort sprach einer der berühmtesten von ihnen.

Ich möchte gern dankbar sein und den Ärzten, die mir schon so viele Ratschläge erteilt haben, auch ein paar geben.

Der Kranke sucht beim Arzt vor allem persönliche Teilnahme. Der Arzt soll ihn geduldig ausreden lassen, und für diese wohlthätige Geduld darf er — ich gestatte es — Honorar einstecken. Bei den Verordnungen braucht er nicht gerade allemal der Buchwissenschaft das erste Wort zu lassen, er darf manchmal auch seinen oder anderer Hausverstand zum Konsilium laden.

Kranken, die Medizin wünschen, soll sie verschrieben werden. Der Glaube wirkt auch hier das Wunder. Oft bittet der Kranke um volle Aufrichtigkeit. Aber! Nur die größten Verbrecher dürfen zum Tode verurteilt werden. An mir hat Doktor Balsam einen Justizmord begangen. Junge Ärzte leiden an der Gier nach Operationen. Zwei Stunden von hier lebt ein Mann, dem das Bein abgeschnitten werden sollte. Das erste und das zweite Mal ließ er die Doktoren mit ihren Messern nicht vor, als sie, in höchster Besorgnis, die Sache könne mit einer allgemeinen Blutvergiftung enden, das dritte Mal kamen, war der Kranke geflohen und zwar — zu Fuß! Die meisten Patienten sind undankbar. Geht's gut, thut's Gott oder ihre eigene Umsicht; geht's schlecht, ist der Arzt schuld. Es giebt auch Ärzte, die den Spieß umdrehen.

Manchem Arzt wird nachgesagt, daß er hauptsächlich auf Gelderwerb ausgehe. Das glaube ich nicht. Wer wird deswegen in die Tiefen des menschlichen Elends steigen und sein ganzes Leben darin zubringen! Nein, dahin schickt ihn die Liebe. Wenn er auch abgestumpft ist gegen das Leiden und oft gleichgültig erscheint — es ist die starke, opferfähige Liebe. Mancher Arzt bringt

— anstatt Honorar zu nehmen — Geld mit ins Haus des armen Kranken.

Arm, aber angebetet von dem Volke. Mein Doktor Balsam ist just kein solcher Popularitätshascher.

Wöchentlich ein paarmal kommt er zu mir, stets sorgfältig rasiert, in guter Laune und in weißer Weste. Er setzt sich breit und behaglich zu mir, prüft die Temperatur, erklärt, wie man Zwiebeltunke bereitet, weshalb die ungarischen Kornpreise steigen und erzählt dann Witze aus der „Jugend". Nebenbei schreibt er manchmal ein paar lateinische Worte auf, für die Apotheke. Von mir ist weiter nicht die Rede.

* * *

Mein Vater sah einmal einen armen Sünder zum Hochgericht fahren. Der hatte schwarze Handschuhe angezogen und um seinen Hut einen Trauerflor gewunden. Ordentlich in Feststimmung schien der arme Teufel zu sein. War er doch jetzt einmal der Mann des Tages. Bin ich nicht derselbe Tropf mit meiner geistigen Trauertoilette?

Der Frühling ist da. Wie soll ich mich zu ihm verhalten? Ich empfinde keine Betrübnis und keine Freude, bin völlig stumpf. Vielleicht läßt mich der Herrgott so dumm werden, daß ich vom Sterben nichts merke.

Das wäre recht gescheit.

* * *

Wenn das Sterben nur nicht gerade das letzte wäre, was einem passieren muß! Wenn nach demselben nur

noch ein bißchen was käme, sei es eine Stunde Liebesglück, sei es ein frohes Lied, sei es ein Ausblick von der Bergeshöhe, sei es ein frischer Freundschaftstrunk, nur etwas als Lohn für ein tapferes Sterben, nur eins, das nicht mehr unter dem Siegel des Todes steht.

„Ja," fragte mich auf solche Klage der Freund, „bist denn du nicht bei den Göttern geladen im Elysium?"

Vielleicht wird das Sterben nicht schmerzlich sein. Schmerz ist nur ein Zeichen von Lebenskraft. Gefühllosigkeit, Bewußtlosigkeit — tot. Na nu, jetzt weiß ich, weshalb mir der Lenz nicht mehr fühlbar ist.

Aber — Sterbende haben ihre Launen. Mancher will, daß die Hinterbleibenden hübsch gesittig zu seinem letzten Segen niederknien. Mancher macht in der letzten Stunde noch das Programm fürs Begräbnis und bestimmt seine Gewandung, in der er die große Reise antreten will. Sie möchten nach ihrem Tode gern noch eine Weile mitspielen und es anderen aufmutzen, was ihnen selber nicht gelang. In Krimdorf drüben starb einer, der des lieben Himmels wegen seinem Töchterchen das Versprechen abnahm, ins Kloster zu gehen. Nun hat das Mädchen mit der Erfüllung so lange gewartet, bis die Liebe kam. Es muß den Schwur brechen oder ins Elend wandern. Und das hat der liebende Vater auf dem Sterbebett gethan.

* * *

Ich glaube schon darum, daß es zu Ende ist, weil ich mich bereits nach allen Seiten hin ausgestreckt habe.

Es giebt nichts Erhabenes, und es giebt nichts Niederträchtiges, das ich nicht gedacht und gefühlt hätte. Ich bin in der Gesinnung ein Heiliger gewesen und im Leben ein Erzschelm. An einen Beichtvater werde ich noch denken müssen. Hat man die lateinischen Rezepte hinter sich, dann kommen die lateinischen Gebete. Lateinische Küche, lateinische Kirche — deutscher Michel!

* * *

Meine Krankenstube ist eine Künstlerwerkstatt. Da ich mich für die Reproduktion leider nicht mehr eigne, so ist Radegunde herbeigeholt worden. Da hilft kein Sträuben, sie wird in Lehm gemodelt, später in Gips gegossen, damit ich — spaßen sie — ein Andenken hätte, wenn sie einmal gestorben sein würde.

Ich solle hübsch daneben sitzen, meint der Schnabel, und zusehen bei dem Kunststück, wie man eine bewegsame Hausfrau festbannt. Ich hatte das in der That nicht für möglich gehalten, aber dem Schwerenöter gelingt's. Es zuckt ihr wohl in den Gliedern, wenn draußen die Knaben poltern oder die Magd schreit. Sie kneift die Lippen zusammen, das ist jedoch dem Schnabel nicht recht. Sie wirft den Kopf und schupft die Achseln, das ist ihm auch nicht recht. Sie grollt über das gottlose Dasitzen, wo das Haus voll Arbeit sei, das macht ihm gar nichts, denn sie sitzt doch. „Auf ein Andenken, wenn sie nimmer sein wird." Kindereien!

Ich habe diese Sitzungen hauptsächlich veranstaltet, damit die beiden sich ein wenig aneinander gewöhnen.

Denn sie trutzt wirklich manchmal mit ihm. Seine heitere Geduld mit ihr scheint grenzenlos, könnte aber doch einmal ein Ende nehmen, und damit wäre die Vormundschaft in Frage gestellt.

Sogar schon an der halbfertigen Büste sieht man's, was meine Gunde eigentlich für einen klassischen Kopf hat. Dieser Hals und diese Nasenlinie und diese leicht vorgeschwungene Oberlippe! Man sieht sich solche Dinge, in denen so viel Seele liegt, vereinzelt zu selten an. Der Schnabel legt sein Löwenhaupt einmal nach der einen, dann nach der anderen Seite hin und betrachtet das Werk fast mit Begierde, und aus seinen Augen sprüht heißes Leben auf das kalte Thongebilde, daß mich manchmal dünkt, es müsse die Augen niederschlagen. So sind die Künstler, alles Wirkliche wird ihnen erst bedeutsam, wenn es in Kunst übergeht.

Zum Andenken, wenn sie nimmer sein wird! Der dumme Gedanke ließ mich heute nicht schlafen. Er ist wie ein wildes Tier, das in friedliche Gefilde einbricht. Er ist nicht zu fassen. Daß sie mir vorangehen könnte! O Herrgott, bin ich ein Egoist! Was ich nicht ertragen kann, soll sie ertragen! Immer nur denke ich an mein Sterben, nie an ihr Leid. Jetzt erst, o Jesus Christus, sehe ich die ganze Gräßlichkeit dessen, was uns bevorsteht. Wenn sie mich so lieb hat als ich sie — o mein Gott! o mein Gott!

* * *

Ist es nicht merkwürdig, daß man einen Menschen als fahlen Lehm oder braune Erde ansehen kann, ohne

wahnsinnig zu werden? Ein junger Mann stand auf dem Kirchhof, hatte in der Hand schwarze Erde und rieb sie zwischen den Fingerspitzen. Erde, gewöhnliche Erde, nichts weiter.

„Nichts weiter?" bemerkt der Schnabel. „Mein Lieber, es scheint, du weißt nicht, was Erde ist!"

* * *

Läuft heute Konrad zur Thür herein und sagt, er hätte mich lieb und mir zuliebe just die ganze Schüssel Reisbrei ausgegessen. Und der Onkel habe gesagt, nun werde er groß, viel größer wie ein Baum, so groß, daß man ihn auf einen Zwirnknäuel haspeln müsse, um ihn zur Thür hereinzubringen.

„Laß die Possen und gehe!" sagte ich. Will allein sein, muß nachdenken, was Erde ist. — Das junge Leben weise ich von mir, der Tod bleibt neben mir stehen.

* * *

In vergangener Nacht träumte mir, ich hätte Speckklöße mit Sauerkraut gegessen. Als ich erwachte, lag mir die Kost so sehr im Magen, daß „doppelkohlensaures Natron" genommen werden mußte. „Schnabel!" sage ich, „wenn man im Traum sich den Magen verderben kann, dann stehe ich für nichts."

„Freilich," lacht er, „nimm im Traum doch einmal eine Handvoll Dukaten aus der Kiste und sieh beim Er-

wachen nach, ob du sie in der Hand hast. Und du willst die Freuden dieses Lebens mit hinübernehmen in ein anderes?"

* * *

Während Konrad heute seinem Unterricht im Rechnen oblag, ging ich im Garten umher und sah, worin der Junge vorher unterbrochen worden war.

Am Raine unter dem Birnbaum war in der Erde ein Loch ausgewühlt. Auf dem Kieswege dahin war der Kondukt aufgestellt. Vorne Mutters grüner Kaffeetopf, in welchem mit aufragenden Spießen eine Tischgabel stak. Hinter demselben das neue Paar Schuhe Konrads. Diesem reihten sich an die Kalblederschuhe Fridas und die Stiefeletten Richards. Dann Onkel Sonnenscheins Bierkrug, dessen Henkel mit einem schwarzen Florfetzlein behangen war. Hernach der hölzerne Fußschemel, der sonst unter Mutters Nähtisch steht. Darauf lag das rote Kopfkissen Fridas, und auf diesem war etwas Längliches und Eckiges gebettet und mit einem blauen Sacktüchlein zugedeckt. Hinter solchem Katafalk kamen meine großen Röhrenstiefel, dann Mutters Hausschuhe und ganz hinten die Filzpatschen der Magd. Und das alles stand in einer Reihe auf dem Kieswege des Gartens.

Also ein Leichenzug! Hm, hm! — So, so! — Wer ist dir denn gestorben, Konrad, wenn man fragen darf? — Meine Frage bestand darin, daß ich das blaue Sacktüchlein mit zwei Fingern an der Ecke faßte und es aufhob.

Die Sanduhr! — Die Sanduhr ist tot. Da lag sie auf dem Bahrkissen. Einer der Trichter in Scherben, Zeit und Ewigkeit ausgeronnen.

„Wenn die Kinder so spielen, da nimmt's nachher allemal einen!" sagte das alte Moidle, dieweilen es scheuern ging.

„Es nimmt einen!" Natürlich nimmt's einen, das Moidle, einen Waschlappen, wenn es die Zuber scheuern soll!

* * *

Heute früh ist Doktor Balsam gestorben. Plötzlich, während des Ankleidens. Der starke, lebensfrische Mann, der für ein Jahrhundert gebaut schien. Der immer so behaglich saß an meinem Krankenlager und der mir bloß — ein paar Monate gegeben hat.

Wann war denn das?

* * *

Als sie vom Begräbnis kamen, drückte der Schnabel mir munter die Hand. Just, als wollte er gratulieren.

Nachher wankte ich auf den Friedhof zu meinem Doktor Balsam. Weiß nicht recht, war's der Abschieds- oder Antrittsbesuch. Dabei sah ich, daß der Friedhof ein anderer wird. Er belebt sich mit leuchtenden Marmorgestalten. Teils sind sie aus klassischer und germanischer Mythe, teils aus dem christlichen Himmel. Der Blick wendet sich ab von den düsteren, schauerlichen Bildern des Jammers und des Todes, und auf den Grab-

stätten stehen künstlerische Sinnbilder von Auferstehung, Leben und Freude. Besonders rührte mich ein schöner, weißer Engel, der mit einem Arm gegen den Himmel weist, mit dem anderen sich beugend anschickt, den Gruftdeckel zu öffnen. Statt des Kreuzes sieht man den Auferstandenen, oder die Erweckung des Lazarus, oder ein Sinnbild aus den Offenbarungen. Auf der Ruhestätte eines jungen Mannes schläft ein bildschöner Jüngling, bewacht von Genien, die ihren Finger an den Mund legen, gleichsam als solle der Schläfer aus seinem süßen Frieden nicht geweckt werden. Der Friedhof wird ein Ort des frohen Glaubens und der tröstenden Liebe. Und das thut mein frohgemuter Bruder Sonnenschein!

Auf diesem Friedhofswege habe ich auch etwas anderes erlebt, das aufgeschrieben werden muß.

An der Totenkammer vorüberschreitend, hörte ich drinnen laut sprechen und lachen. Die Fensterecke ist gerade so tief, daß ich gucken konnte. Saßen in der Kammer der Totengräber und der Stephan Eschbaumer, pensionierter und jubilierter Stadtschreiber. Zwischen sich hatten sie die schwarzangestrichene Tragbahre und auf derselben ein Brett liegen. Und das war der Tisch, auf dem sie Karten spielten. Dem Totengräber schien es aber an Lust zu fehlen, er ließ die ausgeworfenen Blätter vor sich liegen, stemmte den Ellbogen an und den Kopf auf die Faust, klöpfelte mit den Fingern der anderen Hand und sagte nachdenklich: „Um den Mann thut's mir leid. Er hat mir viele Kunden zugeführt!" Dann lachte er auf. Von wem nur die Rede sein mochte!

Der Eschbaumer strich seinen langen weißen Bart, starrte wie traumversunken vor sich hin und gröhlte plötzlich auf: „Es ist zum Lachen!“ Wie durch dasselbe aufgeschreckt, fuhr er empor und sagte: „Beinlkramer, weißt! Zum Karteln haben wir jetzt zwei beide keinen Löffel. Ich bin eigentlich wegen etwas anderem zu dir gekommen.“

Der Totengräber raffte die Blätter zusammen.

„Du,“ sagte der Stadtschreiber, „steht es nicht geschrieben, der Tod ist der Sold der Sünde.“

„Mir scheint.“

„Aber Narr, von diesem Sold kann ja keiner leben!“

„Da hast recht.“

„Du hast's gut, Lochschausler, bei dir wird's alleweil größer, je mehr du wegnimmst. Sei so gut, schausle meiner Alten auch eins aus.“

„Deiner Alten? Deiner Alten, sagst du?“

„Willst du den heiligen Leib anschauen? Die Seel ist schon ausgeflogen — heut bei der Nacht.“

Einem Totengräber ist das sonst nichts Besonderes. „Witwer bist du, Eschbaumer!“ rief er, „aber das ist, aber das ist!“

„Ja, das ist,“ antwortete der Stadtschreiber gelassen. „Achtundzwanzig Jahre haben wir die Ehefreuden miteinander gelitten. Ich hab in dieser langen Zeit, wenn ich zur heiligen Beicht gegangen, nicht ein einziges Mal mein Gewissen zu erforschen gebraucht; sie hat mir jeden lieben Tag alle meine Sünden vorgehalten.“

„Na, und hast du sie nicht —?“ sagte der Toten-

gräber und machte eine scharfe Bewegung mit dem Arm.

„Nur im ersten Jahr,“ antwortete der andere verständnisvoll. „Ist aber nichts. Dem Weibe schlägt man allemal drei Feiertage und sich selber drei Fasttage. Na, und thut man nichts, so heißt es: Mann, ich bin dir gleichgültig. Widersprechen thun sie schon allemal, nur ein Wunder, daß sie beim Altar ja sagen.“

„Von Engeln ist halt kein Menschenverstand zu erwarten,“ lachte der Totengräber.

„Engel meinst, Beinlkramer! Und ich hab immer gedacht, die Weiber wären unsterblich, weil sie keinen Geist aufgeben können. Und jetzt ist sie doch dahin. So sanft und lieb ist sie gewesen in letzter Zeit, daß ich gesagt hab: Brigitta, bei dir ist was nicht in Richtigkeit. Und heut nacht auf einmal —. Na, sie wird jetzt in die Erden wollen, sonst macht sie mir wieder andere Geschichten. Also, sei so gut, alter Maulwurf.“ —

Das habe ich ihnen abgelauscht und mich baß gewundert über die merkwürdige Leichenrede. Stark säuerlich soll sie ja gewesen sein, die kleine Frau des Stadtschreibers, und so hat er sich stets mit einer lustigen Philosophie getröstet. Diesmal ist's ihm aber allem Anschein nach nicht ernst damit. Er soll nicht essen und nicht schlafen können und will mit dem Cynismus nur seine Traurigkeit herumkriegen.

Umgekehrt wie bei anderen, die sich bei Todesfällen die Traurigkeit auswendig hinaufhängen, so viel nur Platz hat, krampfhaft und oft erzwungen jegliche Zerstreuung meiden, gerade wo sie manche am nötigsten

hätten. Trauer auf Termin. Ist das halbe Jahr aus — die Flore weg, ist das Jahr aus — ein großer Ball.

Ich möchte im Herzen der Meinigen weiterleben, aber nicht als traurige Gestalt.

Jetzt stirbt der Balsam, und ich lebe noch. Es ist doch komisch!

* * *

Nur einmal noch den Frühling erleben! So weinte ich auf vor wenigen Monaten. Er kam und — rührte mich nicht. Der Sommer ist da, alles leuchtet und blüht, unendlich flutet das Leben. In mir bleibt es kalt. Das heißt ja schon gestorben sein! möchte man glauben, wenn nicht anderseits jeder lebhafte Schritt im Vorhause, jeder frische Ausruf eines Kindes, jedes Hundegebell auf der Gasse mich in Aufregung versetzte. Wenn ausgefahren wird, darf nie ein Kind mit, weil jede lebhafte Bewegung desselben mich in Schreck versetzt, es falle aus dem Wagen. Jedes helle Lachen ist mir zuwider, jeder leichte, noch so harmlose Widerspruch versetzt mich in Unmut, zum Aufbrausen ist mir; doch anstatt des kräftigen Zornausbruches sinkt allemal alles wieder ohnmächtig zusammen. Fahre ich mit Steinschnabel allein, so sehne ich mich nach Gunde, und fahre ich mit dieser, so finde ich es unerträglich ohne den Schnabel. Der, wenn er mit mir allein fährt, läßt den Wagen manchmal beim Forsthause halten, und wir steigen auf den Hochanger. Er schleppt mich am Arm, und aus seinem breiten, geröteten Antlitz lacht eitel Freude, wenn's passabel geht. Gesprochen wird dabei wenig, wir dürfen

uns nur ansehen, um zu wissen, was wir meinen. In seinem Auge Wohlwollen, Lust, Übermut; in dem meinen —?

Der Hochanger ist im Halbrund umstanden von alten, verwitterten Tannen. Sie ragen mit ihrem dunklen Gezacke und ihren grauen Bärten in das lautere Himmelsblau. Nach der anderen Seite hin ist der kahle Abhang. Im weiten Kessel liegt die Stadt mit ihrem zarten Rauchschleier. Die Seitenthäler führen ins Waldgebirge, das im sommerlichen Äther schlummert, herüberschweigend aus der Ferne. Und doch alles so lebendig und vogelsangdurchklungen.

So sind wir auch gestern wieder gesessen da oben. Über junges Gras das Wollentuch gebreitet, und die warme Sonne auf uns nieder. Im Schatten fröstelt mich. Auch mein Schnabel streckt sich lieber im Lichte aus, legt sich gern hin und öffnet Weste und Hemd um sich die Sonne so recht ans Herz glühen zu lassen. Davon kommt die Wärme und die Sonnenheiterkeit dieses Menschen. Auch gestern legte er sich so hin und sagte, ich möchte wie er die Brust aufthun und doch einmal den Himmel hineinlachen lassen.

„O Freund,“ antworte ich traurig, „bei mir vergeht ihm das Lachen. In mir wird's nimmer warm!“

Er schweigt. Erst nach einer Weile sitzt er ein wenig auf, wendet sich zu mir und sagt mit veränderter Stimme: „Dagobert, laß das. Du treibst deinen Totentanz jetzt schon zu weit. — Ich will dir von einem Kameraden erzählen, den ich in Rom kennen gelernt hatte. Wenn du jedoch hier auf dem stillen Anger ein

wenig schlafen willst, so ist es noch besser. Du magst dabei nach Belieben den Mund aufthun, damit einmal ordentliche Luft in deine Lunge rinnt. Daß dir keine Eidechsen und Lindwürmer hineinkriechen, will ich getreulich wachen."

Darauf meine Antwort: „Ich werde noch schlafen genug. Erzähle mir von deinem Kameraden in Rom."

„Giuseppe Cypresso habe ich ihn genannt, und das hörte er nicht ungern. Der hatte an sich eine Guitarre hängen, die nahm er vor, kniff die Saiten, schlug sein schwarzes Auge auf und sang vom Sterben. Er blühte wie eine Pfingstrose so üppig und hatte Backen wie Kaiseräpfel, so derb und rot, und sang vom Sterben. Elegien hatte er gedichtet, voller Sehnsucht nach Ruhe und Grab, und in seiner keckstem Burschenlaune hob er das Glas und stieß mit Freund Hein an: Auf Bruderschaft, alter Schelm! Er besuchte Sterbende und sah ihnen zu, er wachte bei Toten und schaute sie an, fast vergnügt. Den Friedhof nannte er das letzte Eden, weit wertvoller als das erste, das wir verloren hätten. Wenn andere vor dem Tode schauerten, lächelte er überlegen: Was wollt ihr? Der Tod ist die größte Gnade, die der Himmel dem Menschen gegeben."

„Wenn diese schönen Worte auf mich zielen sollten, erspare dir sie, Schnabel, ich bin längst resigniert."

Er fährt ruhig fort: „Als mein Giuseppe Cypresso im dreißigsten Lebensjahre war, zeigten sich bei ihm die ersten Spuren eines Brustleidens. — Das ist die gerade Straße, sagte er gelassen. Doch war die Straße

lang, viele Stufen des Leidens hatte er durchzumachen bis zu jener, wo er in schlaflosen Nächten mit wunder Brust nach Atem rang. Hatte er Lust, so sprach er vom Sterben. Er testierte, er ordnete sein Begräbnis an und kam sich als Mittelpunkt der Feier gar interessant vor. Die Ärzte meinten, das sei nicht wohlgethan, sich solchen Phantasien hinzugeben, so schlimm stehe es nicht, und Wille und Mut zum Leben sei die halbe Genesung. Nein, er blieb bei seiner Lieblingsbeschäftigung und vertrieb sich in den schlaflosen Nächten die Zeit damit, sich kalt und starr auf der Bahre zu sehen, den schlanken Leichnam mit dem schönen blassen Gesicht; die Umstehenden schluchzen zu hören, hinter seinem eigenen Sarge einherzugehen und sein dumpfes Hinabrollen zu vernehmen. Er setzte sich einen schönen Denkstein mit tiefsinniger Inschrift, er bepflanzte das Grab mit Rosen und ließ jeden Abend eine liebe Maid, die früher spröde gewesen, hinausgehen und an seinem Grabe weinen. — Aber er starb nicht, und er genas auch nicht. Eines Tages bestellte er sich beim Tischler den Sarg, genau nach der Länge seines Körpers. Er ließ ihn in seine Wohnung schaffen, zog das schwarze Gewand an und legte sich hinein. Die Hände über der Brust gekreuzt, die Augen geschlossen — aber nur halb, so daß er zwischen den Wimpern durch noch in den schiefhängenden Wandspiegel blicken konnte."

„Und hat ihn der Herr nicht mit dem plötzlichen Tode bestraft?"

„Nein," sagt Steinschnabel. „Wenn auf Dummheit die Todesstrafe stünde, da träte mancher Kluge nicht

zwei Paar Stiefel zu Schanden. Mein Cypresso lebte noch Jahre. Da setzte sein Leiden plötzlich von neuem und ganz seltsamlich ein. Der Arzt untersuchte ihn genau und machte ein bedenkliches Gesicht. Giuseppe bat ihn mit schwacher Stimme, kein Hehl zu machen, er blicke dem Tod ruhig ins Auge. So sagte der Arzt: Ich weiß es, lieber Herr, Sie sind Philosoph und erwarten das, was uns allen bevorsteht, mit Würde. Wenn Sie vielleicht eine letzte Angelegenheit zu ordnen haben — thun Sie's heute!"

„Nun?" In so großer Spannung, daß ich mich aufsetzen muß. Das Herz pocht bis an den Hals herauf. Mein Erzähler sieht völlig verändert aus, die Mähne sträubt sich, aus den Augen geht ein mondlicher Glanz.

„Giuseppe Cypresso — als er so den Arzt vernommen — ist totenblaß geworden. Auf der Stirn große, kalte Tropfen. Taumelt in die Ecke und wimmert: Sterben?! — Wirklich sterben? Nein, das ist nicht möglich. — Das ist Unsinn, Doktor! Bin oft schon viel kränker gewesen als jetzt, solche Leute werden alt. Ich will nicht sterben, helfen Sie mir! Irren kann man ja, selbst der beste Arzt. Prüfen Sie mich noch einmal, strenge, strenge, Sie werden finden, daß ich gesund bin — fast gesund. Sehen Sie, Herr! Fühlen Sie mich doch einmal ordentlich an! — Wir alle erschraken ob seiner fast rasenden Verzweiflung. Dagobert, dann ist er nach Hause gekommen, hat zu essen verlangt, zu trinken. Ein Rekonvaleszent habe Hunger! Und während des Essens — ich bin dabei gewesen, Dagobert — Soll ich noch sagen, was geschehen ist?"

„Nicht nötig, Roderich.“

„Na — dann sage ich's eben nicht.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn dieser Schnabel einmal ernsthaft wird, dann ist er wirklich unangenehm. Seinen Cypresso habe ich in Verdacht, daß er nur für mich gelebt hat und gestorben ist. Mit dem Tode so lange kokettieren, spielen, als man sich vor ihm sicher fühlt; dann aber, wenn er plötzlich brutal in Sicht kommt — Pfui! Ich will gesund werden.

* * *

Heute sammelte ich diese Blätter. Und bei ihrer Durchsicht scheint es, als wäre ich zuweilen noch leidender gewesen als jetzt. Was sind das stellenweise für hippokratische Schriftzüge! Die Hand geht nun sicherer, der gekrümmte Rücken droht nicht zu brechen; innerlich jedoch ist mir ekelhafter als je. Der Gleichmut der Ergebung ist dahin. Ich will gesund sein und bin's nicht. Die fliehende Seele wird festgehalten an den Strängen des Fleisches, hat sich durch die Befreiungsversuche nur verwundet, zerrissen, aber nicht gerettet. Leben wollen, das ist zu wenig. Was will ich denn sonst? Ich weiß nicht was. Ich bin unausstehlich. Mein Weib erträgt meine Launen und schweigt, meine Kinder nahen mir nicht mehr so häufig als sonst. Nur wenn Onkel Sonnenschein da ist, kommen sie heran und entfalten ihre Blüten, wie am Maimorgen die Margariten.

Aber selbst der Schnabel ist anders. Er plaudert nicht mehr so harmlos wie sonst, nur sein Angesicht

lacht, und aus seinen Nachtaugen leuchtet der ewige Tag, sprüht Freude ob allem, was ihn umgiebt, Wohlwollen für alle, die ihm nahe sind. Mir scheint, daß er auch mit Gunde endlich auf gutem Fuße steht und sie mit ihm. Obschon . . . Ich weiß nicht . . .

In seinem Berufe hat er einen Sieg errungen. Ein Teil der Presse und mit ihr des Volkes hatte sich lange ablehnend verhalten gegen seine klassische Richtung, die das kirchlich düstere verdrängen wolle, um heitere Bilder oder freventlich gar weltliche Gestalten an seinen Platz zu stellen. Als dieser „Heide" aber trotzdem aufkam, als seine Gestalten sachte einzogen in Kunsttempel, Kapellen und Kirchen, als sie auf öffentlichen Plätzen standen, an Brunnen und Brücken und auf den Grüften, und als die Menschen sich daran erfreuten und erbauten und stolz darauf waren, wenn Fremde ihren Meister lobten — da schwieg jene Partei und begann gelegentlich selbst Bestellungen zu machen bei dem fröhlichen Heiden, der Licht aus dem Steine schlug, so wie es aus seinem Auge blitzte.

Und nicht allein seine Gebilde bewundern die Leute, auch schon seine Person. Angesehene Häuser suchen ihn in ihre Kreise zu ziehen; er hat dafür stets ein frohsinniges Dankwort, einen festen Händedruck, geht aber — zu Dagobert. Weil er noch Junggeselle ist, so suchen sie für ihn Bräute, finden ihrer auch in allerbester Gesellschaft — schöne, reiche, liebenswürdige Jungfrauen. Er scheint aber nur die Schönheit zu sehen, die seinem Meißel aus dem Marmor entgegensteigt. Ein Modell mag noch so reizend sein, er verliebt sich erst in die Ge-

stalt, wenn sie in weißem Steine vor ihm steht. Kunstliebende Damen, die seine Werkstatt bisweilen besuchen, finden, daß er schon graue Locken und grauen Bart hat. Sie ahnen nicht, wie jung er sein kann. Nein — er sollte heiraten.

* * *

Der Rahmen meines Zimmerspiegels ist hergestellt, er ist sehr schön geworden. Die Glastafel dunkelt klar wie ein Bergsee. Das beste daran aber ist der Kerl, der mir daraus entgegenschaut. Fast mußte ich ihn anrufen, wie vortrefflich er aussehe. In der That — unberufen — viel besser als das letzte Mal. Kein Vergleich! — Ich hielt zurück, wohl wissend, daß leidende Menschen es nicht gern haben, wenn man ihnen Wohlbefinden nachsagt, von dem sie nichts spüren.

Neben dem Spiegel steht ein anderes Bild. Es war mir immer klar gewesen, daß meine Gunde schön ist. Aber daß sie so schön ist, das sehe ich erst jetzt an ihrer Marmorbüste.

„Man braucht ihr nur einen Kuß zu geben, und sie wird lebendig!“ sagte der Schnabel und legte seinen Arm um den schlanken Hals der Büste. Ich stieß ihn zurück.

Und jetzt ist mir lebhaft darum zu thun, daß dieses Bildnis ein Seitenstück bekomme. Ein rechtmäßiges . . .

* * *

Und deshalb haben die Sitzungen heute begonnen.

Eine Stunde vorher hatte er den schweren feuchten Lehm um das Gerüste gebaut mit emsiger Hand, und als ich dazu kam, war Dagobert fast schon zu erkennen. Ich muß doch wohl in ihm drinnen sein, weil er mich aus sich, aus dem Gedächtnisse geformt hat. Ob er denn bei Gunde das auch so gemacht hat?

Und dann begann das Fliegen seines leuchtenden Auges zwischen meinem Haupte und der Thonbüste und das flinke Graben, Streichen und Staupen seines Griffels, seiner Finger, die, kaum den Thon berührend, einen charakteristischen Zug um den anderen hervorriefen. Dabei that er heitere Bemerkungen und manch ernsthaftes Sprüchlein über allerlei, so daß es war, als brauche er an seine Arbeit gar nicht zu denken, als vollziehe sich die Schöpfung ganz von selbst.

„Halte dich nur gut, Dagobert," sagte er. „Dieses Bild wird dich überleben und deine Tugenden oder Unarten beim Sitzen in die spätesten Zeiten tragen."

Da fiel mir ein, daß ich wohl eine Bestimmung würde treffen müssen, welchem der Meinen die Büste gehören soll, wenn sie sich einmal zerstreuen.

„Triff keine," sagte der Schnabel, „außer etwa die, daß der Stein in vier Stücke zerschlagen werden soll —"

Den Schnabel verstehe ich auch, wenn er seine Sätze nicht zu Ende spricht. Drei der Lieben zu kränken, um eines zu bevorzugen! Dieser große Gerechtigkeitssinn in ihm, mit ewigem Frohmut verklärt, macht ja den ganzen herrlichen Kerl aus.

„Roderich," sage ich, aber nicht ganz unbefangen,

„zu den wenigen klugen Thaten meines Lebens gehört deine Ernennung zum Generalbevollmächtigten für meine Familie."

Er hält einen Augenblick still mit seinem Griffel, legt mir einen forschenden Blick zu und beginnt wieder zu modeln. Er ist just bei der Nase.

„Es bleibt also dabei?" sagt er leichthin und thut mit seinem Griffel an den Nüstern herum. „Dagobert, ich muß dir noch einmal etwas erzählen."

Sein Auge drang nicht so ins Innere wie sonst, wenn er mir ins Gesicht schaut, es blieb äußerlich an der Form haften. Da ward mir plötzlich mein Doppelwesen bewußt: der Leib ist ihm eine Sache, nur die Seele ist ihm der Mensch, mit dem er spricht, um ihn hervorzuholen und in den Thon zu bannen.

„Schnabel," sage ich, „daher ist es kein Wunder, daß man beim Modellsitzen so geistlos wird, um nicht zu sagen leblos. Wenn du so die Seele nimmst. Denn ich bin vor Erschöpfung dem Tode nahe. Deine Absicht, mich mit Geplauder zu konservieren, macht die Sache nur noch schlechter."

„Na," lacht er, „wenn es schon so schlecht ist, wollen wir's gut sein lassen — für heute. Morgen will ich dir eine Geschichte erzählen, die dich ergötzen wird."

* * *

Nun, und heute? Es war ein Regentag. Die Kinder beim Lernen, Gunde in der Wäschekammer.

Jetzt schreibe ich. Aber merkwürdig! Meine Hand

ist so fest und ruhig wie seit lange nicht. Ach Gott, war das ein Tag! War das ein Tag!

„Heute will ich mit dem Mund ins reine kommen," hatte mein Bildhauer gesagt.

„Das heißt, ich soll den Mund halten," gab ich noch launig bei.

„Bitte, das habe ich nicht gesagt. Wenn du jedoch die Gehörwerkzeuge ein wenig gebrauchen willst, so ist es zweckmäßig, denn ich muß dir eine Geschichte erzählen. — Nicht wahr, du bist so gut und hebst den Kopf ein klein bißchen höher. So, gut. — Wenn wir ein halbes Stündchen ungestört bleiben, so ist es mir recht. Wir haben heute die wichtigste und die schwierigste Partie."

Nachdem er den Thürschlüssel von innen umgedreht und den Fenstervorhang vollends in die Höhe gezogen hatte, begann er zu arbeiten und gleichzeitig zu erzählen.

„Es war einmal —"

„Ah, die Geschichte kenne ich."

„Um so besser. Alten Bekannten begegnet man bisweilen gern. — Es war also einmal ein alter Bekannter. Auch so einer wie der Cypresso und doch anders. Er siffelte noch so ein bißchen herum, sein Arzt hatte ihm das Leben abgesprochen. — Gelt, Dagobert, du thust mir den Gefallen und lässest den Kopf nicht so hängen. Es quatscht mir den Unterkiefer zu breit. — Nun, daß ich fortfahre. So benutzte der kranke Mann das Restchen Zeit, um sich allerhand Gedanken zu machen, wovon etliche ein bißchen krause waren. Er begann sich bei

noch lebendigem Leibe einzubalsamieren und bestellte als braver Familienvater einen Gerhab für Frau und Kind. Nun war dieser Gerhab in spe ein Rappelkopf Anfangs wollte er sich durchaus nicht drein finden, später jedoch — Aber ich muß dich schon wieder plagen. Der Kopf ist jetzt zu hoch. Ein bißchen tiefer, bitte ich. So, gut. — Er war nämlich, ist zu sagen, ein guter Freund des Kranken. Das Hinsiechen und die Traurigkeit gingen ihm zu Herzen. Zuerst, wie gesagt, wollte er nicht, durchaus nicht, allein der Kranke ließ nicht ab und that alles, um den Freund ans Haus zu fesseln. Die Frau wollte auch nicht. Der Mensch war ihr zuwider wegen seiner beständigen Heiterkeit, dieweilen ihr weh ums Herz war. Doch das änderte sich. Weil sie in eine immer tiefere Betrübnis sank, so haben sich die beiden bisweilen zusammengesetzt und gemeinsame Trauer gehalten um den Freund und Gatten. Das mußte natürlich heimlich geschehen. Und bei solcher Heimlichkeit begann — ganz unvermerkt anfangs, allmählich jedoch — Es wurde natürlich abgewiesen. — Dieses Weib, ich sage es dir . . . Und er ist auch kein . . . Sie huben an, voreinander sich zu fürchten. Denn die Gefahr . . . Ich weiß nicht, ob . . . Kurz und gut, oder vielmehr — lang und schlecht —"

Jetzt bin ich aufgesprungen: „Ich glaube, er lebt zu lang, der alte Bekannte!"

„Noch mehr, Dagobert, er wird gesund. Und wird keine geringe Mühe haben, die Frau und den Gerhab, die er anfangs so schwer zusammengebracht hat, wieder auseinander zu bringen."

Mir stockt der Atem in der Brust. Und kann nur noch sagen: „Also, das ist's! Also, das ist's! Und darum muß ich fort!"

Ich taumele zur Thür, reiße sie auf. Dann — dunkel. Wie ich wieder zu mir komme, ist er nicht mehr im Zimmer. — Jetzt ruhig Blut, denke ich, und gehe hinaus gegen die Wäschekammer. Mich wundert es unterwegs, daß ich auf einmal so ruhig gehen kann, da doch alles in mir kocht zum Übersprudeln, zum Zerplatzen. Dieser unerhörte Verrat! — Nur ruhig Blut. — Ich schleiche an die Kammerthür und drücke die Klinke. Die weicht nicht. Die Thür verschlossen. Ich lege mein Ohr an. Flüstern. Eine weibliche Stimme — und eine andere.

Was wird nun geschehen? Jetzt wird der Onkel Sonnenschein erschlagen! Eine so süße, grause Wut habe ich in meinem Leben noch nicht gehabt als in diesem Augenblick. Meine Glieder sind leicht wie Flügel. Feuerfunken muß ich gesprüht haben, sie tanzten mir vor den Augen. Im Hofe steht ein Holzstock mit eisernem Amboß, auf dem der Gärtner die Sicheln zu dängeln pflegt. Diesen erfasse ich mit beiden Händen, stürze gegen die Kammerthür. Mit einem Schwung hebe ich das schwere Gerät zum Schlag. Die Thür springt in Scherben auseinander. Ein Schreckschrei der Gunde. Am Wäschetisch steht sie, und neben ihr — sei tapfer und schreibe es nur hin, du alter Thor. Schäme dich nicht fürs Wort, schreib es nur hin! — neben ihr steht der Junge — der Richard.

Lieber Leser! Ich spreche nämlich zu mir selber, der

ich wahrscheinlich nach vierzig oder fünfzig Jahren diese Blätter lesen werde. Also lieber Leser, du willst wissen, wie das kam? Das kam so: Der Gymnasiast war mit einem zerrissenen Beinkleid nach Hause gekommen, und weil das kein Censurschein ist, so hatte er bei der Mutter Zuflucht genommen, die hinter verschlossener Thür den Schaden schlichtete. — Diese Erkenntnis hat mir jedoch nichts geholfen, in der nächsten Minute wußte es die ganze Nachbarschaft, daß der halbverrückte Dagobert vollends übergeschnappt sei.

Mag ja sein — einen Schnapper hat's gemacht.

* * *

Was habe ich seit fünf Tagen versucht, geleistet und gelacht! Und nicht geglaubt und doch erlebt! Hell zum Aufkreischen wäre es bei solch beispiellosem Schicksalswirbel! Daß ein glühender Zorn fressenden Rost aus dem Leibe brennen kann, soll ja wohl vorkommen können. Die Ärzte bringen es bei einem Kranken allerdings häufig bloß zu einem schleichenden Ärger. Ein weit größeres Wunder ist's, wenn man durch eine gewaltige Dummheit — gescheit wird.

Ich schließe mein Tagebuch. Weiß mir nun Besseres.

Es ist auf einmal ganz anders wie sonst. Als ob in einer jahrelang verschlossenen Kammer plötzlich die Fenster aufgerissen worden wären. Frische Luft, frische, kühle Luft. Wenn nun auch noch Sonnenschein hereinkommt!

Ein Brief, der heute mit dem Eilboten abgeschickt wurde, hat folgenden Wortlaut:

Lieber Freund Roderich Steinschnabel!

Mache dir zu wissen, daß ich, Gott sei Dank, so weit gesund bin — und zwar seit fünf Tagen, da ich den Onkel Sonnenschein töten wollte. Aus welchem Grunde immer du mich eifersüchtig gemacht hast — es ist dir gelungen. Die Wut, die so groß war, daß sie kein Mensch beschreiben könnte. Gerettet, geheilt! Ein Sturm, der die faulen Dünste hinweggefegt. Wie wohl mir nachher gewesen, gar nicht zu sagen. So gut wie in diesen Nächten habe ich seit meiner Jugend nicht mehr geschlafen. Die höchste Zeit. Es ist ja immerhin möglich, daß du dieses Weib liebst, wer's nicht thäte, wäre ein siebenfacher Esel. Doch wenn Untreue dabei im Spiele wäre, hättest du mir's sicher nicht auf die Nase gebunden. Jetzt auf einmal kann ich klar denken.

Verzeihe mir, daß ich so krank gewesen bin. Die Wolke ist vorüber. Komm zu uns, du unentbehrlicher Kamerad, du heller Sonnenschein meines Hauses. Liebe die Meinen, wie du willst. Dagobert sitzt wieder fest im Sattel. Amen.

